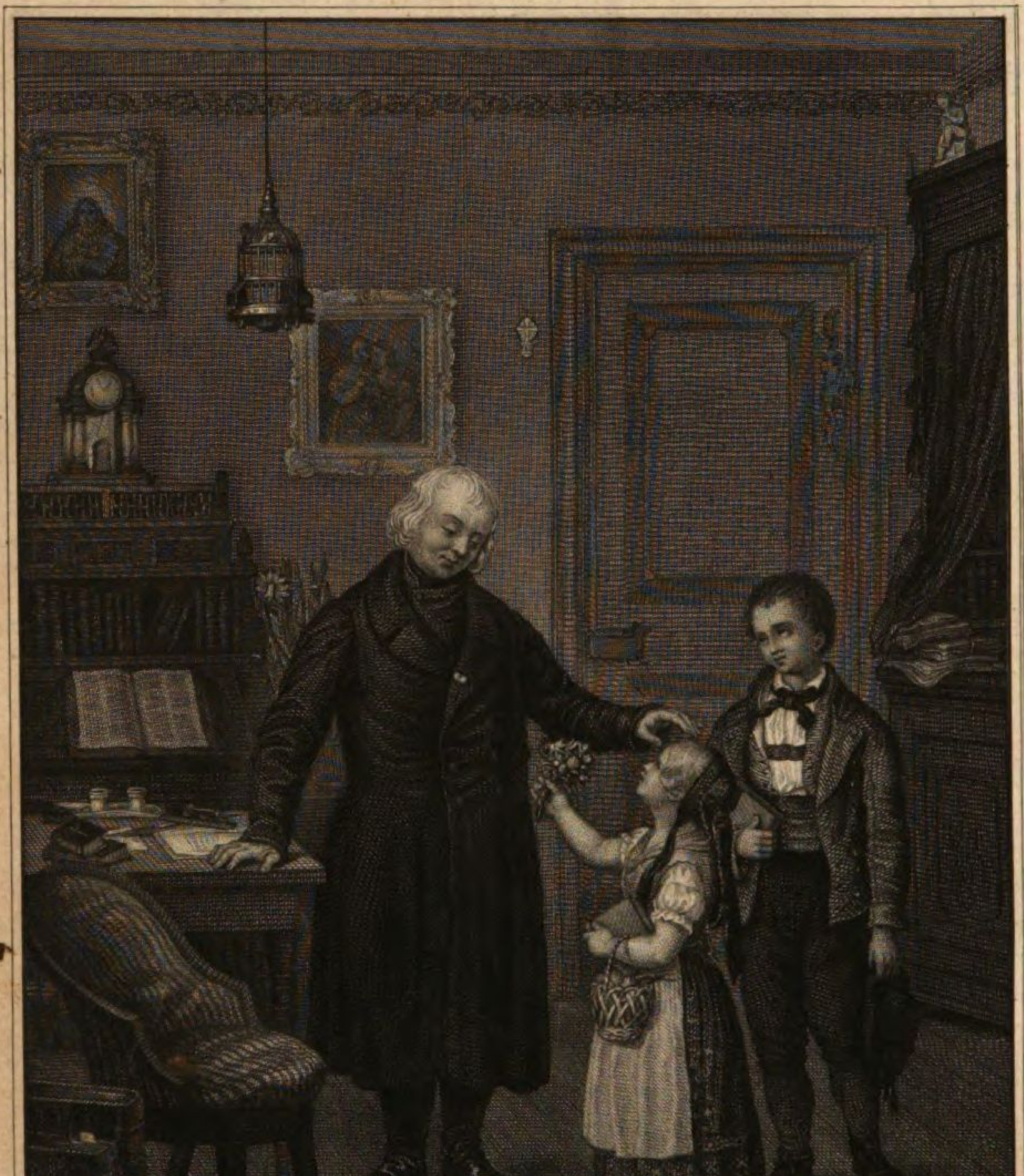


Hundertpfund gemalt. Stahlstich v. Carl Mayer's Kunst-Anstalt in Nürnberg.

Christoph von Schmid in seinem Studirzimmer.

Erinnerungen

aus

meinem Leben.

Von

Christoph v. Schmid.

Viertes Bändchen.

Spätere Berufsjahre, Schriftsteller-leben, Lebens-Ende.

Herausgegeben

von

Albert Werfer.

Mit einem Stahlstich und Facsimile.

Augsburg,
Verlag der J. Wolffischen Buchhandlung.
1857.

Vorrede.

Wenn dieses vierte Bändchen der Erinnerungen an Christoph Schmid erst jetzt erscheint, nachdem bereits dritthalb Jahre seit seinem Tode verflossen sind, so mag den Herausgeber sein Beruf, der ihm wenig Muße gönnt, entschuldigen. Schon die Sammlung und Ordnung des Stoffes nahm viele Zeit in Anspruch. Auch war es keine leichte Aufgabe, das von dem Verfasser der Ostereier selbst begonnene Lebensbild in seiner Weise und in seinem Geiste zu vollenden. Möge mir dies auch nur annähernd gelungen seyn! Ich hätte mich wohl nicht an diese Arbeit gewagt, wenn ich es nicht für heilige Pflicht gehalten hätte, das Andenken an das viele Gute und Edle, das ich an dem Hingegangenen selbst wahrgenommen oder von Andern, die ihm nahe standen, erfahren habe, der Vergessenheit zu entziehen.

Vielleicht bin ich hin und wieder zu sehr ins Einzelne gegangen; indessen sind von Männern, die Gott während ihres Lebens besonders begnadigte, auch kleine Züge nicht unbedeutend. Wenn ich zuweilen auch meine Person mit zur Sprache brachte, dürfte dies der Gang der Darstellung entschuldigen.

Den hochverehrten Gönnern und Freunden Christoph Schmids, welche die Güte hatten, mir Beiträge zu liefern, fühle ich mich verpflichtet, hier meinen herzlichsten Dank auszusprechen. Es wird für sie ein lohnender Gedanke seyn, beigetragen zu haben zur Vollendung des geistigen Denkmals eines Mannes, den die Guten aller Zeiten schätzen werden.

Mir sey gestattet, diese Blätter als kleines Weihegeschenk des großen Dankes, den ich meinem hingeschiedenen, edeln Wohlthäter schulde, auf sein mir fernes Grab statt eines Blumenkranzes niederzulegen.

Essendorf in Württemberg,
im Frühlinge 1857.

Albert Werfer.

Berufs- und Schriftsteller-Leben.

1. Christoph Schmid als Schulbenefiziat und Distrikts-Schulinspektor in Thannhausen.

Christoph Schmid beschreibt am Schlusse des dritten Bändchens der Erinnerungen aus seinem Leben die Art und Weise, wie er zu Thannhausen Schule gehalten hat. Es mag daher in diesem Kapitel nur noch von dem die Rede seyn, was der Verfasser dort nicht berührt hat oder wovon er selbst nichts sagen wollte.

Ueber den Umgang Christoph Schmid's mit den Kindern, die er unterrichtete, schreibt eine ehemalige, noch lebende Schülerin von ihm, Frau Lehrer Adelheid Haug, die Tochter des damals zu Thannhausen angestellten würdigen Lehrers Höfer: „Er redete mit den Kindern ebenso herzlich wie der freundliche Greis mit Heinrich von Eichenfels, wie Genovefa mit Schmerzenreich. Seine Erscheinung in der Schule war jedesmal ein freudiger Augenblick für uns Schüler. Alle horchten still seiner freundlichen Rede, sie mochte sich über was immer für einen Gegenstand verbreiten; besonders aber war dieß der Fall, wenn der Gegen-

stand in Beispielen oder lehrreichen Erzählungen anschaulich gemacht wurde. War der Unterricht geschlossen, dann wurde der liebreiche Kinderfreund noch bestürmt mit dem allgemeinen Bittrufe: „„Ein Geschichtlein, ein Geschichtlein."" Selten wurde die Bitte abgeschlagen und mit lächelnder Miene bestieg er nochmals die so genannte Kanzel in der Ecke des Schulzimmers, wohin ihm lauter heitere Gesichter entgegenstrahlten."

Zu Christoph Schmid's Unterrichtsweise ist zu bemerken. Er verfaßte, um den Kindern eine passende Anleitung zum Briefschreiben zu geben, außer der von ihm unter dem Titel: „das Glück der guten Erziehung" herausgegebenen Erzählung in Briefen auch noch „Briefe eines reisenden Handwerksgesellen aus der Fremde an seinen kleinen Bruder in der Heimath" und diktirte sie den Kindern. Letztere zusammenhängende Briefsammlung ist noch ungedruckt und dürfte für Kinder als Vorübung im Briefschreiben sehr geeignet und als Muster für ein Schullesebuch sehr zweckmäßig seyn. Der Verfasser läßt darin den Handwerksgesellen einen Theil Schwabens durchwandern und ihn von Zeit zu Zeit Nachricht geben, was er z. B. Merkwürdiges in den Städten gesehen habe, wie es ihm ergangen, mit welchen Menschen er bekannt geworden sey und wie er in der Fremde es erst recht einsehe, welch großes Glück es sey, gute Aeltern zu haben 2c. 2c. „Nach diesen und andern Mustern,"

schreibt die genannte Schülerin, „mußten wir Kinder alsdann durch eigenes Nachdenken ähnliche Aufsätze und Briefe machen. Mit hartverständlichen Sprachregeln plagte er uns nicht. Wenig Regeln und viel Uebung war sein Grundsatz. Wie herzlich konnte er sich freuen über unsre simpeln Einfälle! Er pflegte dieselben, ohne die Namen der Schüler zu nennen, laut vorzulesen, um Heiterkeit zu erregen und bemerkte dabei, wie wir uns hätten ausdrücken sollen. Strafen kamen selten vor, denn wir liebten und fürchteten ihn, die Unterrichtsweise war anziehend und fesselnd. Einmal weiß ich jedoch, daß er über einen boshaften Knaben ganz entrüstet war, weil ihm derselbe in's Gesicht log; denn verhaßter war ihm nichts als die Lüge. Er züchtigte den Knaben sehr ernst und streng. Auf Wahrheitsliebe, Kinderunschuld und reine Sitten hielt er Alles und Alles. Diese zu bewahren, dahin zielte all sein mit äußerster Zartheit ertheilter Unterricht."

Die Schüler der dritten Klasse machte Christoph Schmid auch mit dem Wichtigsten aus der Naturlehre und Naturgeschichte bekannt. Zu diesem Zwecke brachte er einige Male ein Vergrößerungsglas mit in die Schule und ließ die Kinder durch dasselbe kleine Insekten und andere Gegenstände betrachten. Dabei nahm er Veranlassung, ihnen zu zeigen, wie wunderbar Gott selbst die kleinsten, unscheinbarsten Thiere eingerichtet habe, und machte sie auf die Allmacht

und Weisheit des Schöpfers aufmerksam. Die Kinder bekamen unvermerkt auf diese Weise mehr Achtung vor den sonst oft nicht weiter beachteten, kleinen Geschöpfen Gottes und ein besseres Gefühl wurde in ihnen rege gemacht. Doch nicht bloß auf die vier Wände des Schulzimmers beschränkte Christoph Schmid seinen Unterricht; er führte die größern Schüler hinaus in Gottes freie Natur, um ihnen auch hier die Wunder der göttlichen Allmacht aus unmittelbarer Anschauung zu zeigen. Sie durften den geliebten Lehrer an schönen Frühlings- und Sommermorgen auf einen außerhalb des Fleckens gelegenen Hügel begleiten. Hier erwartete er in ihrer Mitte das herrliche Schauspiel der aufgehenden Sonne und lobte und pries mit ihnen den Schöpfer. Diese Freude machte er seinen Schülern als Lohn ihres Fleißes, und mit Entzücken redeten sie in spätern Zeiten noch von jenen glücklichen Tagen ihrer Kindheit, in denen ihnen ihr geliebter Lehrer die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes in seinen Werken so einleuchtend zu Gemüth führte und ihnen zeigte, daß die Betrachtung der unermeßlichen Schönheiten in Gottes weiter Schöpfung zu den reinsten Freuden des menschlichen Lebens gehöre.

Um die Kinder zu erheitern und ihnen entfernte Gegenstände auf eine ebenso unterhaltende, als belehrende Weise näher vor das Auge zu bringen, ließ er sie bei diesen Spaziergängen zuweilen von lichten

Höhen aus durch ein Fernrohr in die Weite schauen. Auch in den Wald führte er sie, lehrte sie hier die Giftpflanzen kennen und machte sie auf den Nutzen und die Schönheit der verschiedenen Gewächse und Bäume aufmerksam.

Das Wichtigste aus der Naturlehre und Erdbeschreibung und den übrigen gemeinnützigen Kenntnissen mußten die Schüler in eigene Hefte schreiben und Christoph Schmid ermahnte sie, diese Hefte für die Zukunft sorgfältig aufzubewahren. Noch jetzt sind mehrere dieser Hefte aus den Jahren 1798, 99 und 1800 bei braven Hausvätern und Hausmüttern zu finden.

Als ein besonders edles Bildungsmittel galt Christoph Schmid der Gesang. Bevor er nach Thannhausen kam, wurde in der Schule entweder gar nicht oder nur selten gesungen; es gab auch damals noch keine gedruckten Liederbüchlein für Kinder. Christoph Schmid dichtete nun passende Kinderlieder und die Schüler mußten dieselben zugleich als Uebung im Schön- und Rechtschreiben in kleine Hefte eintragen. Singer, Kaplan in Thannhausen, der ein sehr geschickter Musiker war, componirte einfache Melodien dazu und bald ertönten in der Schule fromme, liebliche Gesänge. Damit die Lieder einen freudigern Eindruck machten, wählte Christoph Schmid immer solche, die der Zeit angemessen waren. Wenn der Winter begann, wo die Schule am fleißigsten besucht

wurde, so diktirte er ein Schul= oder ein Winterlied. Der Frühling wurde mit fröhlichen Auferstehungs= und Frühlingsliedern begrüßt. Zur Sommerszeit wurden Morgen=, Abend= und Erntelieder gelernt. Manche dieser Lieder hat Christoph Schmid in seine Blüthen aufgenommen; andere sind noch ungedruckt.

Der wichtigste Unterrichtsgegenstand blieb Christoph Schmid immer unsere heilige Religion. So sehr er es sich angelegen seyn ließ, daß die Kinder schön und ausdrucksvoll lesen, deutlich und richtig schreiben und fertig rechnen lernten sowohl im Kopf, als auf der Tafel, und auch andere gemeinnützige Kenntnisse sich aneigneten, so verwendete er doch am meisten Fleiß auf einen gründlichen Unterricht in der Religion. Es war sein eifrigstes Bemühen, in die Kinderherzen die Keime unserer heiligen Religion mit zarter und sorgsamer Hand zu legen, ihre Unschuld zu bewahren und ja Alles zu beseitigen, was diesen Himmel in ihren Herzen hätte irgendwie trüben können. Er verfaßte unter Zugrundlegung des Katechismus von Peter Canisius selbst einen kleinen Katechismus der christkatholischen Religion und ertheilte den Kindern daraus täglich Religionsunterricht. Er benützte überhaupt jede Gelegenheit, sie für das Heilige empfänglich zu machen. Seine Schülerin schreibt hierüber: „Kam z. B. die heilige Weihnachtszeit heran, so erinnerte er die Kinder an die heilige Geschichte dieses Festes und machte sie darauf aufmerksam, daß

das Weihnachtsfest ein besonderes Freudenfest für die Kinder sey. Da zu Anfang dieses Jahrhunderts der schöne Gebrauch, Krippen aufzumachen, allmählig aufhörte, brachte er einigemale, um den Kindern die Begebenheiten aus der heiligen Geschichte recht anschaulich zu machen, schöne, große, illuminirte Kupferstiche in Glas und Rahmen, die sonst in seinem Studirzimmer hingen, in die Schule, vom Gruß des Engels angefangen bis zur Vorstellung, Jesus im Tempel. Am Vorabende eines jeden Festes und Sonntages in dieser Zeit wurde das Bild, welches die Begebenheit des darauf bezüglichen Evangeliums darstellte, in der Schule aufgehängt und erklärt und blieb da hängen, damit die Kinder es bis zum nächsten Sonn- oder Feiertage vor Augen haben und betrachten konnten. Als Hausaufgabe über die Weihnachtsfeiertage mußten wir jedesmal etwas aus der Predigt aufschreiben. Die Fleißigsten wurden mit einem schönen Bilde beschenkt." Christoph Schmid wählte zu diesem Zwecke gefällige Abbildungen aus der biblischen Geschichte des alten und neuen Testaments. Diese waren den Kindern, da sie die biblische Geschichte kannten, auch die liebsten. Ebenso theilte er hübsch gebundene Büchlein und Schreibhefte vielfältig unter sie aus.

Mit besonderer Sorgfalt und Anstrengung bereitete Christoph Schmid die Kinder die ganze heilige

Fastenzeit hindurch auf den Empfang der heiligen Sakramente der Buße und des Altares vor.

Seine Schülerin schreibt darüber: „Die ersten vierzehn Tage in der heiligen Fastenzeit täglich von 10 bis 11 oder halb 12 Uhr wurden alle Schüler, welche das eine oder das andere dieser heiligen Sakramente zu empfangen hatten, gemeinschaftlich unterrichtet. Der Unterricht erstreckte sich meistens über die Leidensgeschichte Jesu, die Einsetzung des heiligen Abendmahls, seine Liebe zu den Menschen und seinen Erlösungstod, den er aus Liebe zu uns Sündern gelitten hat. Nach vierzehn Tagen wurden die Schüler abgetheilt. Den einen Tag erhielten die Beichtenden, den andern die Kommunikanten Unterricht und zwar nach dem Entwurf des von Christoph Schmid verfaßten kleinen Katechismus. Nur jene wenigen Sätze und kurzen Gebete, die dort vorkommen, mußten wir auswendig lernen. Dieser Unterricht war keine Gedächtnißsache; die Erklärungen wurden uns mit solcher Klarheit und Eindringlichkeit an das Herz gelegt, daß wir die hohe Wichtigkeit der heiligen Handlung, zu der wir uns vorbereiten sollten, während der vielen Unterrichtsstunden immer mehr erkannten und tief im Herzen fühlten. Die letzte Woche hindurch wurde geprüft. Sehr streng war das Examen über den Kommunionunterricht. Da jeder Schüler besonders und genau geprüft wurde, reichte die Vormittagsstunde dazu nicht hin; auch nach Beendigung der

Nachmittagsschule wurde noch längere Zeit darauf verwendet, um die einzeln bestellten Kommunikanten abzufragen. Nur wer den Unterricht gründlich aufgefaßt hatte und die Probe darüber im Examen ablegen konnte, wurde zum Empfang der heiligen Kommunion zugelassen. Da ging es oft an ein Weinen, wenn Aeltere abgewiesen und Jüngere, die sich durch frommen Eifer und Aufmerksamkeit auszeichneten, würdig erfunden wurden. Es half kein Bitten und kein Weinen, auch nicht von Seite der Aeltern. Die heilige Handlung war unserm verehrten Lehrer so wichtig, daß er mit der größten Gewissenhaftigkeit jeden einzelnen Schüler prüfte und uns das Wort des Apostels: „Wer unwürdig ißt ꝛc. ꝛc.," nicht ernstlich genug an's Herz legen konnte. Die Prüfung selbst bestand nicht im Abfragen auswendig gelernter Sätze, sondern die Fragen waren so gestellt, daß die Antworten kund gaben, ob der Unterricht recht aufgefaßt worden sey und der Lehrer sich überzeugen konnte, das kindliche Herz sey zur würdigen Wohnung für den höchsten Gast der Seele bereitet."

„War der Beichttag herangekommen, so widmete Christoph Schmid vor Allen seine besondere Sorgfalt den lieben Kleinen, die das erstemal beichteten. Er ließ sich ganz zu ihnen herab, betete ihnen mit der innigsten Andacht vor, gab ihnen noch einmal Anleitung zur Gewissenserforschung und erweckte mit ihnen Reue und Leid. Erst nach dieser Vorbereitung

durften sie sich in geordneten Reihen dem Beichtstuhle nahen, wo er mit liebevoller Milde sehr ernste Strenge verband."

„Der Tag der ersten Kinder-Kommunion, der damals noch zu Thannhausen am Tage Mariä Schmerzen gefeiert wurde, war ihm der schönste Festtag. Wenn er an diesem Morgen in unsere Mitte trat, leuchtete aus seinem ganzen Wesen eine besondere heilige Freude hervor. Eine halbe Stunde vor dem Gottesdienste mußten wir in festlichen Kleidern stille und sittsam in der Schule zusammenkommen. Hierauf erschien er im Festchorrock, der zu dieser Feier allemal eigens blendend weiß gewaschen werden mußte, in unserer Mitte. Der würdevolle Ernst, mit dem er die Kanzel betrat und uns alle im Kreise umher anblickte, bewirkte unter uns Kindern eine feierliche Stille. Nun hielt er eine kurze Anrede, mit welcher Andacht wir uns auf den würdigen Empfang unsers Herrn und Heilandes vorbereiten sollten. Von unserer äußern Zierde nahm er Veranlassung, von dem Schmucke der Seele, von den Tugenden zu reden, mit denen unsere Herzen heute ausgeschmückt werden sollten. Er sprach von der unendlichen Liebe Jesu zu uns Menschen, die ihn gleichsam dränge, in unsere Herzen zu kommen, von der großen Reinheit, welche die Herzen haben müßten, um den Reinsten der Reinen zu empfangen, und von den süßen Gnadenwirkungen einer würdigen, heiligen Kom-

munion mit solch feierlichem Ernste und mit so tief gerührtem Herzen zu uns, daß mir seine Worte wie seine Gestalt jetzt noch nach bald fünfzig Jahren lebhaft vor der Seele schweben."

„Nach beendigter Rede ging er uns voran in die Kirche und wir mußten Paar und Paar in stiller Ordnung folgen. Hier war auf dem Altare ein liebliches Bild, der Brod brechende Heiland, aufgestellt. Unter der heiligen Messe, die der Herr Pfarrer las, kniete er seitwärts in dem ersten Chorstuhl, von wo aus er uns alle übersehen konnte. Nach der Wandlung betete er uns die Kommuniongebete aus dem Katechismus laut und langsam und mit einer Andacht vor, die uns hinwiederum zur Andacht entflammen mußte. Hierauf mußten wir uns mit aufgehobenen Händen und niedergeschlagenen Augen dem Tische des Herrn nahen und uns ebenso wieder entfernen. Aus Sorge, wir möchten zerstreut oder im Gebete gestört werden, durfte man uns die Kommunionzettel erst austheilen, wenn die ganze heilige Handlung geschlossen war. Nach der heiligen Kommunion betete er uns wieder vor und überließ uns dann unserer eigenen Andacht, wozu er uns gute Gebetbücher in die Hände gab. Er selbst las die heilige Messe entweder zu dieser Zeit oder schon Morgens frühe in der gräflich Stadionischen Schloßkapelle."

„Noch feierlicher und schöner wurde der Kinder-Kommuniontag gefeiert, als Christoph Schmid auf den

Gedanken kam, diese Feier auf den ersten Sonntag nach Ostern zu verlegen, damit auch die ganze Gemeinde, insbesondere alle Aeltern, daran Theil nehmen möchten. Die Erinnerung an die Predigten, welche er an diesem Tage jeder Zeit selbst hielt, und die tiefe Rührung, die sich dabei aus so vielen bewegten Herzen von Aeltern, Geschwistern und andern frommen Christen in unzähligen Thränen kund gab, sind mir unvergeßlich. O es ist ein süßes Gefühl, mit solcher Vorbereitung dem göttlichen Kinderfreunde in die Arme geführt zu werden! Solche Eindrücke wirken entschieden auf das ganze Leben. Wie weinte fast die ganze versammelte Gemeinde zusammen an jenem Osterkommuniontag nach dem unglücklichen russischen Feldzug, als er in der Predigt die Kinder ermahnte, in der feierlichen Stunde, in welcher der göttliche Heiland in ihr Herz komme, zu beten, daß Gott Friede geben möchte der Welt, Friede jeder Gemeinde, Friede jedem Menschenherzen! Wie ergreifend schilderte er den Jammer des Krieges; wie liebevoll tröstete er Aeltern und Geschwister über ihre schmerzlichen Verluste; wie eindringlich ermahnte er die Kinder, für die nach Rußland ausgezogenen, unglücklichen Krieger zu beten! Als er am Schlusse der Rede die Segnungen und die Seligkeit hervorhob, welche der Friede der Welt und allen jenen Menschenherzen gewähre, welche rein von Sünde und Eins in Liebe mit Gott und Christus sind, und von der einstigen Vereinigung und dem

Wiedersehen in den Wohnungen des ewigen Friedens sprach, da blieben wenig Augen trocken und kein Herz blieb ungerührt."

„Unvergeßlich blieb mir auch jene Kommunionrede, in der er darüber sprach, daß dieser Tag ein Festtag sey für Aeltern und ein Festtag für Kinder; ein Tag der Freude, des Dankes, neuer Pflichten, schöner Hoffnungen und wirksamer Gebete. Wie wurde jedes dieser Worte so tief und schön abgehandelt; mit welch heiligem Ernste erinnerte er am Ende die Aeltern an die große Rechenschaft, die der Herr einst am Tage des Gerichtes von ihnen verlangen werde! Als Christoph Schmid die Worte anführte: „„O daß ihr an jenem Tage, wie in dieser heiligen Stunde, Eure Kinder dem Heilande zuführen und ihm sagen könntet: Sieh, Herr, alle, die du mir gegeben hast, habe ich Dir bewahrt! Wie schrecklich wäre es, wenn ihr sagen müßtet: nur Eines dieser Kleinen ging verloren!"" — ward er so ergriffen, daß er selbst in Thränen ausbrach, und alles Nachfolgende mit solch heiliger Rührung sprach, daß er kaum der Stimme mehr mächtig wurde. Wer konnte da noch ungerührt bleiben? Welchem Kinde wird eine solche Kommunionfeier nicht unauslöschlich im Andenken bleiben?" Also führte der Kinderfreund die Kinder dem göttlichen Kinderfreunde entgegen.

Die Schulprüfungen hielt Christoph Schmid gleichfalls sehr feierlich; jede Prüfung war ein Fest für Aeltern, Kinder und Lehrer. Alle Anwesenden freuten sich über die ebenso unerschrockenen als trefflichen Antworten der Kinder. Die Schulpreise ließ er schön und zierlich einbinden und theilte sie immer selbst aus. Auf das vordere weiße Blatt schrieb er stets einen oder mehrere Verse, die er selbst gedichtet hatte. Einige dieser einfachen, kindlichen Denkreime mögen hier eine Stelle finden: Einem fleißigen Schüler, Augustin Mayrhofer, der aus dem Schönschreiben den ersten Preis erhielt, schrieb er bei der Prüfung im Jahre 1797 in sein Preisbuch:

Fleiß bringt Ehre,
Fleiß bringt Freude!
Diese Lehre
Gibt Dir heute
Dieses gold'ne Buch.

Willst Du Ehre,
Willst Du Freude,
Folg der Lehre,
Bleib wie heute
Fleißig stets und gut!

Ebendemselben, dem auch der erste Preis aus der Religionslehre zu Theil wurde:

Ein Reimlein wünschest Du auf dieses Blatt!
Nun denn, was reimt auf Jugend?
Die ganze deutsche Sprache hat
Kein and'res Wort als Tugend.

So sey denn stets der Tugend hold,
Sie ist ja himmlisch schön,
Unendlich auch mehr werth als alles Gold
Der beiden Indien.

Sie, nur sie gibt uns hohen Muth,
Sie ist das einzig wahre Gut,
Das uns noch bleibt, wenn auch die Welt
In Staub und Asche einst zerfällt.

Sie ist der feste, sichre Stab,
An welchem wir durch Tod und Grab
Hinwandern einst in eine Ewigkeit
Voll Seligkeit.

Einem ganz besonders frommen und talentvollen Mädchen, Barbara Leuthenmayr, das Preise aus allen Lehrfächern erhielt, widmete er folgende Verse:

Du, der Schule Stolz und Krone,
O wo wäre wohl der Preis,
Der Dir, gutes Mädchen, lohne
Deine Tugend, Deinen Fleiß?

Wie die jugendliche Rose,
Aller Blumen Königin:
Uebertriffst Du klein und große
Schüler, jede Schülerin.

Doch nicht, um Dich stolz zu machen,
Sag ich Dieses, gutes Kind;
Lehrt ich Dich nicht selbst verlachen
Dinge, die nur eitel sind?

Fluch dem Stolze; denn er stiftet
Unheil, Elend, Jammer, Schmerz,
Reißt von Gott los und vergiftet
Oft das allerbeste Herz.

Deines frommen Herzens Güte
Dein Gedächtniß, Dein Verstand,
Deiner Jugend holde Blüthe —
Gaben sind's aus Gottes Hand.

Dieses fei'rliche Erheben,
Dieß mein Lob soll einzig nur
Dich zum Guten neu beleben,
Wie der Thau die Frühlingsflur.

Schaue, aller Augen sehen
Diesen schönen Augenblick
Sanft erröthend Dich hier stehen —
Deiner Aeltern Lust und Glück;

Und sie hoffen alle heute,
Daß die fleiß'ge Schülerin
Stets den Weg der Sünde meide,
Rein bewahre Herz und Sinn.

Ach, nun nahst Du bald den Jahren,
Wo der Kindheit Traum entfloh'n,
Tausend Sorgen und Gefahren
Deiner holden Unschuld droh'n!

Lockt, vom rechten Weg zu weichen,
Dich der Sünde falscher Scherz,
Will die Schlange sich einst schleichen
In Dein unverdorb'nes Herz: —

O dann heft' auf dieses Blättchen
Eine Weile Deinen Blick,
Und es ruf Dir, gutes Mädchen,
Diesen Augenblick zurück.

Fasse dann, wenn Du wirst lesen,
Wie so hoffnungsvoll und gut
Du schon als ein Kind gewesen,
Faß zur Tugend neuen Muth:

Und sprich ernst und mit Erröthen
Wie! Ich sollt' die Hoffnungen
So viel edler Menschen tödten?
Ewig soll dieß nicht gescheh'n!

Indeß wolle Gottes Engel
Deiner Unschuld Wächter seyn,
Daß Du ohne Sünd und Mängel
Selber werdest engelrein.

Ja, Er selbst, der voll Erbarmen
Nahm die Kindlein auf den Schooß,
Halte Dich in Seinen Armen,
Lasse ewig Dich nicht los.

Eben diese Schülerin zog später mit ihren gleichfalls sehr geschickten Schwestern nach Augsburg und eröffnete dort mit Erlaubniß der städtischen Behörden eine Privatschule für Mädchen. Sie ertheilten nicht bloß Unterricht in weiblichen Arbeiten, sondern in allen Lehrgegenständen der Elementarschule, und zwar so vortrefflich, daß die angesehensten Familien ihnen ihre Töchter anvertrauten. Sie fanden viele Jahre hindurch für sich und ihre alten Aeltern auf diese Weise ein reichliches Auskommen. Auch viele treffliche Lehrer gingen aus der Schule zu Thannhausen hervor.

Der Besitzer der Herrschaft Thannhausen, Graf Stadion, ließ, wie schon seine erlauchten Aeltern, der Schule des Ortes auf den Antrag seines Oberamtmannes Oberst, eines sehr kenntnißreichen und gutdenkenden Mannes, beträchtliche Beiträge zufließen.

Es wurde von ihm nicht nur das Schulgeld für die armen Kinder bezahlt, sondern die Mittel reichten auch hin, um Preisebücher und manch anderes für Schulzwecke Nützliche anzuschaffen. Als daher der Graf im Mai des Jahres 1810 von Wien aus, wo er sich gewöhnlich aufhielt, einmal nach Thannhausen kam, hielt es Christoph Schmid für eine Pflicht der Dankbarkeit, die Bitte an den Grafen zu stellen, der Schulprüfung, die eben abgehalten wurde, anzuwohnen. Der Graf sagte zu. Christoph Schmid wand nun selbst mit den Kindern Kränze und half den Raum, in welchem die Prüfung gehalten wurde, mit Laub- und Blumengewinden verzieren. In Mitte derselben erblickte man die aus Blumen gewundenen Namenszüge des Grafen und seiner Aeltern: Philipp, Sophie, Joseph. Auch verfaßte Christoph Schmid zu Ehren des Grafen ein kurzes Lied, zu dem Kaplan Singer eine einfache Melodie componirte. Als am Tage der Prüfung, welcher überdieß mehrere angesehene Gäste aus der Umgegend anwohnten, Graf Stadion mit dem Oberamtmanne Oberst eintrat, erhoben sich die festlich gekleideten Kinder und sangen mit ihren lieblichen Stimmen:

Mit frohem kindlichem Entzücken
Sey uns, o bester Graf, gegrüßt,
O sieh mit frundlich güt'gen Blicken
Im Kreis umher, der Dich umschließt!
Chor: Dir schlagen am heut'gen festlichen Tag
Die Herzen der Kinder mit fröhlichem Schlag.

Nimm hin mit angeerbter Güte,
Die uns so lange schon beglückt,
Hier unsers kleinen Thales Blüthe,
Die Dir der Unschuld Dank gepflückt.

Chor: Wie freundlich hier Blume mit Blume sich eint,
So sind unsere Herzen Dir alle vereint.

Sieh hier mit lächelndem Vergnügen,
Umkränzt von jungem, frischem Grün,
In leicht geschwung'nen Blumenzügen
Drei ewig theure Namen blüh'n.

Chor: Doch unverwelklich und freundlicher blüht
Der dreifache Name in unserm Gemüth.

Der Graf, welcher diesen Empfang nicht erwartet hatte, dankte gerührt, wohnte mit Aufmerksamkeit der Prüfung bei und durchsah die Arbeiten der Schüler, welche in vielen, reinlich gehaltenen Schreibheften eingetragen auf einer langen Tafel vorlagen. Am Schlusse der Prüfung drückte er seine Freude darüber aus, daß die Kinder seiner Unterthanen so trefflich unterrichtet und so wohlgesittet seyen, und die Folge dieser von Christoph Schmid veranstalteten Festlichkeit war, daß Graf Stadion noch weit mehr als zuvor für die Schule zu Thannhausen that.

Unter der ebenso trefflichen als liebevollen Leitung Christoph Schmid's erhob sich die Schule zu Thannhausen nach und nach zu einer Musterschule. Kreisschulrath Müller, der als bayerischer Kommissär die Schulen des Distriktes, dem Christoph Schmid als Schulinspektor vorstand, von Zeit zu Zeit visitirte,

sagte am Schlusse einer daselbst abgehaltenen, öffentlichen Prüfung zu den Schülern: „Ich habe mir Viel von der Thannhauser Schule versprochen, aber ihr habt meine Erwartungen übertroffen." Er verlangte, daß die erste Schülerin den Aufsatz, welchen sie über ein von ihm gegebenes Thema ausgearbeitet hatte, in's Reine schreiben solle und nahm ihn als ein Muster eines besonders gelungenen Aufsatzes mit nach Augsburg. Kreisschulrath Stephani sprach sich in gleichem Sinne aus und unter Christoph Schmid's hinterlassenen Papieren findet sich noch eine Urkunde, in der die Oberschulbehörde ihm das Zeugniß gibt, daß er seine Schule zu einer Musterschule erhoben habe.

Zu den öffentlichen Prüfungen und auch sonst kamen aus der Nähe und Ferne Geistliche und junge Schullehrer nach Thannhausen, um den Lehrgang, den Christoph Schmid befolgte, zu beobachten, und ihre eigenen Schulen darnach einzurichten.

Besuchte Christoph Schmid die auswärtigen Schulen seines Bezirks, um Schulvisitationen vorzunehmen, so freuten sich die Kinder in allen Ortschaften, in die er kam, auf den Prüfungstag. „Noch jetzt kann man," erzählt seine Schülerin, „auf den Dörfern von bejahrten Bauersleuten hören: „„O, wie haben wir uns jedesmal auf die Prüfung gefreut, wenn dieser freundliche Herr zu uns kam und so gut mit uns Kindern redete, so zufrieden mit uns war und uns lobte!"" Da

durfte kein Lehrer erschrecken und vor seiner Strenge zittern oder gar eine öffentliche Beschämung fürchten. Christoph Schmid war gegen alle die lautere Güte und Liebe und konnte Keinem wehe thun, besonders wenn er guten Willen und religiöses Betragen sah. Die Fehlenden warnte er unter vier Augen und hatte Nachsicht mit ihnen, vorzüglich mit alten Lehrern." Die Art und Weise, wie Christoph Schmid die Prüfungen abhielt, davon hat er in seiner Erzählung: die zwei Brüder, ein treues Bild gegeben.

Um die Kinder zu erfreuen, sie für ihren Fleiß zu belohnen und sie mit neuem Eifer zu beleben, veranstaltete Christoph Schmid zuweilen auch sogenannte Kinderfeste. Als die jungen Gräfinnen von Stadion einmal in die Schule zu Thannhausen kamen, gaben sie, nachdem sie einige Schüler geprüft hatten, dem Lehrer drei Kronenthaler mit dem Auftrage, den Kindern eine Freude zu machen. Der Lehrer fragte Christoph Schmid, wie er dieses Geld verwenden solle. Christoph Schmid machte sogleich den Plan zu einem Kinderfeste. Er führte die Kinder auf einen mit schattigen Bäumen bepflanzten Rasenplatz, ließ ihnen hier weißes Brod und weißes Bier zur Erfrischung geben, veranstaltete und ordnete selbst die Spiele und blieb von Mittag bis gegen Abend in Mitte der Kinder. So klein sein Einkommen war, theilte er aus eigenen Mitteln verschiedene Geschenke aus und ließ dieselben, um die Freude größer zu machen und keine Eifersucht

zu erregen, durch's Loos gewinnen. Ja, damit die Freude allgemein werden sollte, bestimmte er für jedes Kind einen Gewinn; er wußte wohl, daß auch die kleinste Gabe ein Kinderherz erfreut.

Damals waren die sogenannten Sonntagsschulen noch nicht gesetzlich eingeführt. Christoph Schmid eröffnete Sonn- und Feiertagsschulen und lud zum Besuche derselben ein. Es lag ihm daran, daß die Schüler, welche aus der Werktagsschule entlassen worden waren, hier eine Gelegenheit fänden, einestheils das Erlernte zu wiederholen, anderntheils ihre Kenntnisse zu erweitern. Christoph Schmid verband mit dem Wiederholen des Lesens, Schreibens und Rechnens Vorträge über Geographie und Naturkunde, die für das Landvolk sehr belehrend waren. Da sein Vortrag sehr anziehend war und er auch schwerer zu fassende Gegenstände ungemein klar und anschaulich darzustellen wußte, so wurde die Wißbegierde in hohem Grade gesteigert. „Mit Lust und Liebe," schreibt seine Schülerin, „eilten selbst Erwachsene, die schon über zwanzig Jahre zählten, dem Schulhause zu. Oft merkten wir das Vorrücken der Zeit nicht, bis an den Winternachmittagen die Dämmerung einbrach und zur Sommerszeit die Sonne schon tief im Westen stand. Und dann noch hörte man beim Herausgehen sagen: „„o, ich hätte noch lange zugehört!""

„Mit dem Nützlichen verband Herr Schulinspektor zur Aufmunterung immer das Angenehme. Daher wurden wir öfters mit einer unterhaltenden und zugleich lehrreichen Vorlesung erfreut. Es wurde keine Begebenheit übersehen, aus der wir etwas Nützliches lernen oder die einen nachhaltigen Eindruck auf uns machen konnte. So z. B. als die Erzherzogin Maria Louise als Napoleons Braut durch Augsburg reiste, und viele Thannhauser dahin eilten, um sie zu sehen, las er uns in der Feiertagsschule Schillers Gedicht „„der Graf von Habsburg"" vor, erläuterte und erklärte es und hob besonders die tiefe Religiosität des österreichischen Kaiserhauses hervor, welche ein Erbtheil des Habsburgischen Stammes sey. Er knüpfte an die Worte, welche jener fromme Priester schon vor Jahrhunderten im prophetischen Geiste sprach, daß besonders auf den Töchtern dieses Stammes Gottes Segen ruhen werde, die Bemerkung, daß auch Oesterreich fast immer durch eheliche Verbindungen seiner Töchter glücklich geworden sey und daß eben jetzt wieder diese Kaiserstochter vielleicht das Opfer eines dauerhaften Friedens nach langem Kriege werden müsse."

„Bei einer andern Gelegenheit, als in dem nahen Ursberg ein Missethäter hingerichtet wurde, las er uns den Sonntag zuvor ein Manuscript (vermuthlich von Sailer) vor, worin geschildert wird, wie Sailer in Dillingen einen zum Tod verurtheilten, verstockten Sünder, Georg Schußmann, bekehrte. Christoph Schmid

machte uns auf manche heilsame Lehre aufmerksam, welche die Jugend aus der Lebensgeschichte dieses Uebelthäters, aus seinen Bekenntnissen und aus den Ermahnungen, die er in den letzten Tagen seinem Weibe gab, für sich ziehen könne. Die bevorstehende Hinrichtung sollte uns nicht bloß ein grausames Schauspiel für den Vorwitz bleiben. Auf solche Weise wurden wir gewöhnt, bei jedem Ereigniß nachzudenken, was wir daraus lernen könnten und an nichts gleichgültig vorüberzugehen."

Auch die in der Werktagsschule begonnenen Gesangübungen ließ Christoph Schmid in der Sonntagsschule eifrig fortsetzen und neue Lieder einüben. Er ermunterte die Schüler und Schülerinnen auch außerhalb der Schule die auswendig gelernten Lieder zu singen. Seine Schülerin schreibt: „An schönen Sommertagen nach der Sonntagsschule oder Abends nach vollbrachter Arbeit ertönten auf Hügeln und Auen, besonders aber im englischen Wäldchen, von allen Seiten her muntere Lieder von Gruppen lustwandelnder Schüler gesungen, denen sich manchmal auch Erwachsene anschloßen. Nicht selten hatten wir die Ehre, wenn hohe Gäste den um das Schulwesen allmählig mehr bekannt gewordenen Herrn Schuldirektor besuchten, unsern Gesang produziren zu dürfen und dafür nicht unbedeutendes Lob einzuärndten. Einmal sagte er nach der Sonntagsschule zu uns, als wir vor der Ernte ein schönes Schnitterlied gelernt hatten: „„So

ihr jungen Schnitterinnen, jetzt singt recht diese Ernte=zeit hindurch, wenn ihr in's Feld geht."" Wie lachte er nicht selbst mit uns, als eine der Erwachsenen sagte: ""Ja, da ist es uns manchmal nicht um's Singen, wenn es einen dürstet zum Verschmachten.""

„Die Feiertagsschule," fährt sie fort, „wurde be=sonders von jener Zeit an, da Herr Schuldirektor nach und nach die jetzt so allgemein beliebten und weit verbreiteten Erzählungen verfaßte und, ehe sie in den Druck kamen, darin vorlas, noch eifriger be=sucht. Mit Sehnsucht warteten besonders die ge=fühlvolleren Sonntagsschülerinnen, bis die Thüre sich öffnete und der geliebte Jugendfreund mit dem Manu=scripte in der Hand eintrat. Diese Vorlesungen waren gleichsam eine Zugabe; denn erst in der zweiten Unter=richtsstunde wurde das sehnliche Verlangen der Schü=lerinnen gestillt. Der eben behandelte Gegenstand wurde beendigt und alle horchten nun mit gespannter Auf=merksamkeit dem überaus schönen Vortrage des Herrn Verfassers. Nicht selten wurde die Rührung so groß, daß nicht nur Thränen floßen, sondern ein lautes Schluchzen entstand und mit dem Vorlesen innege=halten werden mußte, bis sich die Zuhörer wieder gefaßt hatten. Die meisten Thränen der Rührung floßen während des Vorlesens der Genovefa und des Blumenkörbchens. Die rührende Geschichte der Geno=vefa wurde zwei Jahre vorher, ehe sie im Druck er=schien, in unserer Schule vorgelesen. Die Schüler

konnten sich oft nicht satt hören, merkten nicht die vorgeschrittene Zeit und bestürmten den ermüdeten Vorleser mit Bitten, weiter zu fahren. Von einem Sonntag zum andern freute man sich, wenn eine Erzählung angefangen war, um am nächsten die Fortsetzung zu hören. Zuweilen bekamen wir als Hausaufgabe den Auftrag, eine Erzählung nachzuschreiben. Welch' ein Wetteifer entstand unter den bessern Schülerinnen! Ueber das Blumenkörbchen schrieben einige Mädchen mehrere Bogen voll aus dem Gedächtnisse nach. Diese schönen Erzählungen blieben indessen nicht bloß Gedächtnißsache, sie bestimmten auch die Handlungsweise vieler Jungfrauen Thannhausens. Man sah sehr viele sittsame, unschuldige, fromme und fleißige Mädchen, welche sich bestrebten, die Tugenden einer Genovefa, Rosa von Tannenburg, Maria im Blumenkörbchen nachzuahmen und fern von Weltsinn und Eitelkeit ihre Freude in Gott und stillen häuslichen Tugenden suchten. Auf die Gemüthsart der Jünglinge machte zwar diese Bildungsschule weniger Eindruck; doch blieben nicht alle unempfindlich."

Auch kleine Schauspiele ließ Christoph Schmid mit Hülfe einiger Jugendfreunde von den talentvolleren Kindern aufführen. In Ermanglung von passenden Stücken verfaßte er diese kleine Schauspiele selbst. Zu Thannhausen kamen, wohl zwanzig Jahre bevor sie im Drucke erschienen, zur Aufführung: die kleine Lautenspielerin, der kleine Kaminfeger, der Eier=

dieb, Emma oder die Macht der kindlichen Liebe, der Blumenkranz und die Erdbeeren. Einige andere wie „Ehrlich währt am längsten," das „Porträt" und „die heilige Idda," welche gleichfalls aufgeführt wurden, sind noch nicht im Drucke erschienen. Die Absicht des Verfassers war dabei, den Kindern eine Freude zu machen und ihnen in freien Stunden eine angenehme und nützliche Beschäftigung zu gewähren. Christoph Schmid sagt in dieser Hinsicht in der Vorrede zu dem Schauspiel: die kleine Lautenspielerin, das er erst im Jahr 1832 herausgab: „Der Verfasser hat noch in dem verflossenen Jahrhunderte studirt, wo das Ende des Studienjahres und die Preiseevertheilung an den Gymnasien anstatt mit einer Rede mit einem Schauspiele gefeiert wurde. Die damaligen Lehrer, sehr würdige Männer, waren der Meinung, das Wahre, Gute und Schöne lasse sich in einem Schauspiel besonders anschaulich darstellen und sie haben ihre gute Absicht auch nicht verfehlt. Jene Schauspiele waren für die Studirenden ebenso lehrreich und nützlich, als angenehm und unterhaltend. Eben diese Absicht zu erreichen, war wenigst die redliche Bemühung des Verfassers, dessen Beruf damals die Leitung und Aufsicht deutscher Schulen gewesen."

Diese Absicht erreichte Christoph Schmid vollkommen. Seine Schülerin sagt darüber: „Die Theilnahme an diesen Schauspielen wurde so groß, daß z. B. die Lautenspielerin nach dreimaliger Aufführung in

einem ziemlich großen Raume, der jedesmal gedrängt voll war, das viertemal aufgeführt werden mußte. Viele Thränen der Rührung floßen und oft hörte man sagen: „„Da kann man so viel lernen, als in mancher Predigt.““ Ich war nicht bloß Zuschauerin, sondern spielte selbst mit und kann aus Erfahrung berichten, daß bei der sorgfältigen Wachsamkeit des Herrn Verfassers, welcher sowohl bei den Proben als bei der Aufführung nebst dem Herrn Kaplan Singer, der die Melodien zu den Liedern componirt hatte, gegenwärtig war, unsre Unschuld und Sittlichkeit nicht im mindesten gefährdet wurde. Es waren diese Schauspiele ganz geeignet, religiöse Gefühle zu wecken, Trost den Leidenden zu geben und den Aeltern und Kindern ihre Pflichten in Beispielen anschaulich zu machen. Christoph Schmid's Schwester, Franziska, die ihm die Haushaltung führte und die ein ebenso gebildetes als vortreffliches Frauenzimmer war, half bei den Vorbereitungen zur Aufführung treulich mit, ordnete unsern Anzug und sorgte für Alles, was dazu nöthig war. Einfach und anständig, ohne eitle Ziererei, jedoch der Handlung angemessen, wurden wir gekleidet und es wurde gesorgt, daß beim Anziehen nicht das Mindeste, was den Anstand hätte verletzen können, vorkam.“

Christoph Schmid ließ diese kleinen Schauspiele gerne am Schlusse der Prüfung, oder wenn die gräfliche Familie eben anwesend war, oder am Namenstage

des Pfarrers, auch zur Faschingszeit aufführen. Letzteres geschah hauptsächlich deßhalb, um der Jugend, die nun einmal Vergnügen sucht, anstatt der tollen, wilden Faschingsfreude eine edlere, reinere darzubieten.

Während Christoph Schmid unaufhörlich bemüht war, den Geist und das Herz der Jugend auf diese Weise zu bilden, vergaß er es nicht, daß seine Schüler einst den Beruf hätten, Hausväter und Hausmütter zu werden und von der Arbeit ihrer Hände leben müßten. Auf seinen Wunsch versammelte daher seine Schwester, die eine Meisterin in weiblichen Arbeiten war, die Mädchen des Ortes um sich und gab ihnen Unterricht in den weiblichen Arbeiten, namentlich im Nähen, Stricken und Sticken. Während der Arbeit wußte sie immer etwas Nützliches und Lehrreiches zu erzählen und nicht nur die Hände, sondern auch den Geist zu beschäftigen. Oft wurden auch schöne Lieder während der Arbeit gesungen. Das heitere Stricklied das in den Blüthen steht und mit der Strophe beginnt:

Schwestern, laßt uns stricken, — Strickt mit munterm Fleiß,
Ohne aufzublicken, — Sitzet rings im Kreis!

hat Christoph Schmid eigens zu diesem Zwecke gedichtet. Sobald Nachmittags die Schule im Winter vorüber war, kam Franziska in das Lehrzimmer und blieb da, bis es Nacht wurde; an Vakanztagen durften die Mädchen auch auf ihr Zimmer kommen. All dies that die Schwester Christoph Schmid's aus freiem

Antriebe und trug so Vieles zum künftigen Lebensglück ihrer Zöglinge bei. Nicht wenige dieser Mädchen wurden in der Folge treffliche Hausfrauen und Hausmütter; andere traten in Klöster und weibliche Erziehungsanstalten und wirken nun als Lehrerinnen, besonders der Industrie.

Christoph Schmid gab seiner Seits den Schülern der dritten Klasse Anleitung zum Zeichnen, das er sehr gut verstand. Auch trug er Sorge, daß die ältern Knaben von einem sehr geschickten Gärtner des Fleckens in der Obstbaumzucht, die Mädchen im Gemüsebau unterrichtet wurden. Es mag dieses, da jetzt Industrieschulen und Baumschulen fast allenthalben bestehen, manchem Leser als etwas nichts Nennenswerthes erscheinen; doch vergesse er nicht, daß Christoph Schmid diese Einrichtungen zu einer Zeit traf, in der noch keine höheren Verfügungen, wie dies jetzt der Fall ist, sie anordneten.

So viele Zeit der Verfasser der Ostereier auf den Unterricht und die Bildung der Jugend verwandte, war er doch zugleich eifrig bemüht, seine Pflichten als Priester zu erfüllen. Er leistete, auch als der Pfarrer einen Kaplan genommen hatte, in der Seelsorge noch mehr Aushülfe, als er zu leisten schuldig war. Besonders als Prediger wurde er gerne gehört. Seine Schülerin schreibt hierüber: „Besondere Ereig-

nisse und seltene Vorfälle in der Gemeinde benützte er in den Predigten, um dem Volke, das oft aus Unkenntniß schiefe Urtheile fällt, die rechte Ansicht beizubringen und es auf die weisen und liebevollen Absichten Gottes aufmerksam zu machen. Ebenso bemühte er sich, bei jeder kirchlichen Feier den Geist der katholischen Kirche in ihren Ceremonien zu erklären, damit jedes Fest, jede Religionshandlung mit innerer Andacht, nach dem Sinne der Kirche gefeiert werden möchte. Es blieb dieß beim Volke auch nicht unbeachtet. An den Frauentagen war er, ehe man einen Kaplan hatte, jedesmal Festprediger. In jeder dieser Predigten fand er neuen Stoff bald zum Troste, bald zur Belehrung und Erbauung, bald zur Beschämung. Zweimal hielt er an dem Frauenfest im Advent eine Predigt über die Sinnbilder der unbefleckten Empfängniß, wie sie gewöhnlich im Bilde dargestellt wird: Maria hält eine Lilie in der Hand, ihr Fuß tritt auf die Schlange, ein Sternenkranz umgibt ihr Haupt. Er sagte in der zweiten Predigt im Jahre 1812: „„Die Bedeutung dieser Sinnbilder habe ich euch schon vor mehreren Jahren ausgelegt, aber sie ist so schön, daß man wohl öfter davon reden kann, ohne das Nämliche zu sagen."" Diese Predigten wurden außerordentlich zahlreich besucht. Zur Faschingszeit warnte er jedesmal die Jugend vor den eiteln, gefährlichen Weltfreuden, deren sich in diesen Tagen viele Jünglinge und Jungfrauen hingeben und nicht selten

dadurch Unschuld und Gesundheit verlieren. Er suchte in ihren Herzen das Verlangen nach den edeln und höhern Freuden des Christen zu wecken. Eine dieser Predigten," fährt seine Schülerin fort, „blieb mir besonders im Gedächtniß und fand allgemeinen Beifall. Er handelte im ersten Theil von den Freuden, die alle Zeit gereuen und zu welchen er die sündhaften Freuden zählte; im zweiten Theil von den Freuden, die sehr oft gereuen, unter denen er die erlaubten Freuden des Lebens verstand und im dritten Theile von den Freuden, die niemals gereuen. Wie schön schilderte er den Frieden eines reinen, unschuldigen Herzens, die Seligkeit, welche es in der Einsamkeit, in Vereinigung mit Gott genießt, die Freuden des Wohlthuns! Mancher Jüngling, manche Jungfrau faßte den Entschluß, den rauschenden Faschingsfreuden zu entsagen und das Geld dafür Gott, dem Herrn, in seinen Armen zum Opfer zu bringen. Sagten doch die Musikanten nach der Kirche scherzend zu einander, wenn sie so eine eindringliche Predigt gehört hatten: „„Aber heute hat uns der Herr Schulinspektor wieder unser Spiel verdorben!"" Christoph Schmid war übrigens weit entfernt, der Jugend ihre herkömmlichen Freuden zu verderben. Er eiferte nur gegen jene wilden Tänze, welche auf dem Lande bis spät in die Nacht hinein bei rauschender Musik in einem engen Raume abgehalten zu werden pflegen. Gegen Tänze im Freien unter der Linde des Dorfes im Beiseyn der

Aeltern und Nachbarn wendete er nichts ein. Er singt selbst:

„Rein ist die offene Freud; das Laster nur suchet die Winkel;
Offene Freuden verbeut wohl nie ein weises Gesetz.“

Wenn es sich um Unterstützung der Armen und Nothleidenden, oder um milde Gaben zu einem gottesdienstlichen Zweck handelte, so wurde in der Regel die Predigt Christoph Schmid übertragen. „Er verstand es,“ wie eine Zuhörerin sagt, „die Seligkeit des Gebens so einladend hervorzuheben und den Armen das Wort so bescheiden und ohne Aufdringlichkeit zu reden, daß sich mit Freude alle Hände öffneten und Opfer spendeten, die oft alle Erwartung übertrafen und aus denen nicht bloß der augenblicklichen Noth gesteuert, sondern auch noch für die Zukunft gesorgt werden konnte.“

In Thannhausen bestand eine sogenannte Marianische Congregation, deren Hauptzweck die Unterstützung der Armen war. Zwei fromme Bürger hatten sie im vorigen Jahrhundert gegründet. Alle Monate an einem Sonntag Nachmittags wurde eine kurze Andacht gehalten und dabei ein Opfer für die Armen von den Mitgliedern auf den Altar niedergelegt. Christoph Schmid benützte die Andachtsübungen dieses Liebesbundes, um der Versammlung die christliche Armen=

pflege an das Herz zu legen. „Es war," schreibt seine Schülerin, „jedesmal ein rührender Augenblick, wenn die ganze Gemeinde aus voller Seele ein schönes Lied sang, das mit den Worten begann: „„Seyd barmherzig,"" und wenn sich dann unter dem vollstimmigen Gesang die Opfernden, voran die Geistlichen und die gräflichen Beamten, in langen, langen Reihen zum Altare drängten und fast jeder, gerührt von der salbungsvollen Rede, ein größeres Stück hinlegte, als er vorher vielleicht zu geben im Sinne hatte."

Das Landvolk liebt bei seinen religiösen Festen gerne das Ueberladene und Pomphafte. Christoph Schmid suchte auch in dieser Hinsicht den Geschmack des Volkes zu bilden und zu veredeln. Er fertigte selbst Zeichnungen zu würdiger Verzierung der Kirche an hohen Festen. Da er sich durch seine Freundlichkeit und seinen Eifer für die Ehre Gottes die Herzen der Gemeinde gewonnen hatte, so bedurfte es nur eines Winkes und es waren fast alle bereit, seine Wünsche zu erfüllen. So äußerte er einmal ein besonderes Wohlgefallen an einem einfachen, aus Blumen gewundenen Triumphbogen bei der Fronleichnamsprozession. Im nächsten Jahre waren die Gassen, durch welche die Prozession zog, auf's Schönste geziert und dieser fromme Eifer wurde mit jedem Jahre, so lange Christoph Schmid in Thannhausen war, größer. Während der Fastenzeit war in Thannhausen jeden Donnerstag Abends eine sogenannte Oelbergandacht

üblich. Um den Eindruck derselben zu erhöhen, ließ Christoph Schmid mit Gutheißen seines würdigen Pfarrers jedesmal ein schönes Gemälde, Christus am Oelberge, auf dem Hochaltare aufstellen, es mit vielen Lichtern beleuchten und las dabei die später von ihm im Drucke erschienenen sechs Betrachtungeu: Jesus am Oelberge, vor. Andere gleichfalls von ihm verfaßten Betrachtungen über das Leiden Christi, die er auch vorlas, sind noch ungedruckt. Am Schlusse der Andacht sang die ganze Gemeinde das schöne, kräftige Oelberglied, das mit den Worten beginnt: „Als einst im Angstgebete, Herr, Deine Seele rang!" Wenn der Gesang verstummt und alles stille war, wurde mit der großen Glocke „die Todesangst" geläutet. Diese Abendandachten wurden so zahlreich besucht, als ob es Festtage wären; selbst viele Bewohner der umliegenden Dörfer fanden sich ein, so daß die Kirche jedesmal gedrängt voll war. Um auch das Jahr hindurch diese Andacht im Andenken des Volkes zu erhalten, ließ Christoph Schmid gleichfalls aus milden Beiträgen, den alten, verfallenen Oelberg an der Kirchhofmauer restauriren und mit einem Gemälde zieren.

Christoph Schmid war, wie schon oben bemerkt, ein großer Freund des Volksgesangs während des öffentlichen Gottesdienstes. Obwohl in Thannhausen damals noch eine rauschende Figuralmusik üblich war, auch manche Vorurtheile gegen den Volksgesang in der

Kirche herrschten, gelang es ihm doch mit Hülfe seiner Amtsbrüder und durch die eifrige Pflege des Gesangs in der Schule, diese alte, religiöse Uebung immer mehr in Aufnahme zu bringen. Viel trug dazu bei, daß die drei Ortsgeistlichen jedesmal selbst beim nachmittägigen Gottesdienst an den Sonntagen erschienen und mit in den deutschen Vespergesang einstimmten. Christoph Schmid sammelte zu diesem Zwecke passende Kirchenlieder, verfaßte selbst einige weitere und ließ mehrere hundert Exemplare auf seine Kosten drucken. Diese vertheilte er sodann in Ermanglung eines Gesangbuches unter die Schüler, auch schenkte er jedem bessern Sänger in der Gemeinde ein Exemplar. Uebung und Freude am Gesang bewirkten, daß die meisten dieser Gesänge sich dem Gedächtnisse der Sänger einprägten; alsbald stimmten auch die ältern Leute mit ein und man durfte nur mit der Orgel die ersten Töne angeben, so begann die ganze Gemeinde zu singen. Eines fehlte indessen noch zur Vervollkommnung des Gesanges — eine gute Orgel. Christoph Schmid gab sich daher in Verein mit seinem Pfarrer und dem Oberamtmanne viele Mühe, eine solche zu bekommen. Endlich gelang es dem Pfarrer, eine treffliche Orgel in einem aufgelösten Kloster in Memmingen zu erfragen. Im Vertrauen auf milde Beiträge von Seite der Gemeinde kauften sie dieselbe und ließen sie mit großen Kosten aufstellen. Christoph Schmid veranstaltete das Fest der Einweihung, und

dichtete ein passendes Lied, das er drucken und in vielen hundert Exemplaren in der Gemeinde austheilen ließ. Einer seiner Freunde, Pfarrer Ludwig Albrecht von Edelried, ein vortrefflicher Redner, hielt die Festpredigt und ermunterte die Gemeinde zu freiwilligen Beiträgen. Nach dem Hochamt wurde das von Christoph Schmid gedichtete Lied von der ganzen Gemeinde gesungen und gleichfalls von einem vortrefflichen Organisten, dem Pfarrer von Ursperg, mit der neuen Orgel begleitet. Gesang und Orgelspiel waren so schön, daß die Freude und Rührung aller Anwesenden allgemein war und die Beiträge über Erwartung gut ausfielen. Was zur Deckung der Kosten noch fehlte, bewirkte eine Predigt Christoph Schmid's, die er am darauffolgenden Sonntage abhielt und in der er auf sehr rührende Weise für das reichliche Opfer seinen Dank aussprach. Nach mehreren Jahren erreichte der Volksgesang zu Thannhausen einen mehr als gewöhnlichen Grad von Vollkommenheit und es wurde allgemein von ihm in der Gegend gesprochen. Gar häufig geschah es, daß fremde Reisende, wenn sie an der Kirche, in der eben Gottesdienst gehalten wurde, vorüberfuhren, anhielten und längere Zeit dem schönen, feierlichen Gesang mit Verwunderung zuhörten.

Nicht bloß in Kirche und Schule wirkte Christoph Schmid auf diese Weise zur Ehre Gottes und zum Heile der Seelen, er nahm auch an allen Vorkommnissen, welche das häusliche und bürgerliche Leben der Bewohner Thannhausens betrafen, innigen Antheil und leistete, so viel er vermochte, mit Rath und That Hülfe.

Während er sich zu Thannhausen befand, hatte der Marktflecken in Folge des französischen Krieges durch Truppenmärsche und Einquartirungen Vieles zu leiden. Da die Einwohner nicht französisch, die Soldaten aber nicht deutsch verstanden, gab es zwischen beiden manche Zwistigkeiten. Christoph Schmid, der gut französisch verstand, half bereitwillig diese von sprachlichen Mißverständnissen herrührenden Zwistigkeiten heben. Nicht selten sah man ihn als Dolmetscher zwischen einer rathlosen Bauersfrau und einem heftig parlirenden, französischen Soldaten stehen und Frieden zwischen beiden stiften. Noch eine andere Kunst, die er verstand, kam ihm und den Bürgern gut zu statten. Christoph Schmid war nämlich ein Meister im Schachspiel. Französische Offiziere, die oft längere Zeit bald der eine, bald der andere zu Thannhausen im Quartier lagen und gerne Schach spielten, freuten sich, in ihm einen trefflichen Schachspieler zu finden; sie gewannen ihn lieb und waren sehr artig gegen ihn. Christoph Schmid benützte diese Unterhaltung, um so manche Bitte und

Beschwerde von Bürgern, welche nicht selten viele und dabei ungenügsame Soldaten im Quartier hatten, vorzubringen. Es gelang ihm, manchem bedrängten Bürger aus der Noth zu helfen.

Einmal hätte diese Kunst aber auch für ihn unangenehme Folgen haben können. Es kamen nämlich eines Tages mehrere französische Offiziere, die in den umliegenden Dörfern einquartiert waren, nach Thannhausen, um die beiden hier befindlichen Offiziere zu besuchen. Einer dieser Offiziere war ein sehr guter Schachspieler, aber auch ein ebenso großer Prahler und sehr jähzornig. Es wurden Schachpartien gemacht und jener Offizier blieb in allen Sieger, wobei er es an selbstgefälligen Aeußerungen nicht fehlen ließ. Da sagte ihm einer der Thannhauser Offiziere, es sey ein kleiner Abbe hier, der ein vorzüglicher Schachspieler sey. Wenn er es wage, mit diesem zu spielen, so wolle er ihn herbeiholen. Der Offizier erklärte sich dazu bereit und jener begab sich in die Wohnung Christoph Schmid's. Dieser, der eben am Studirtische saß, entschuldigte sich. Allein es half nichts; er mußte mitgehen. Auf dem Wege sagte der Offizier: „Es wäre sehr ergötzlich, wenn Sie unsern Kameraden, der sich unbesiegbar dünkt, schachmatt machen würden.“ Christoph Schmid, der den hitzigen Charakter der Franzosen kannte, äußerte seine Besorgnisse. Der Offizier aber versicherte ihn seines Schutzes und berief sich darauf, daß jener Offizier

ausdrücklich wünsche, mit ihm zu spielen. Nach den herkömmlichen Begrüßungen setzte sich Christoph Schmid mit seinem Gegner an das Schachbrett; die andern Offiziere sahen zu. Der Kampf währte lange; zuletzt aber besiegte Christoph Schmid seinen Gegner, wagte indessen das Wort „Matt" nicht auszusprechen. Demungeachtet gerieth der Offizier, als er sich verloren sah, in einen solchen Zorn, daß er vom Stuhle auffuhr und Miene machte, nach seinem Degen zu greifen. Die übrigen Offiziere, die sich heimlich alle freuten, begütigten ihn. Diesem war indessen der Gedanke unerträglich, von dem kleinen deutschen Abbe in Gegenwart seiner Kameraden besiegt worden zu seyn. Er entfernte sich höchst aufgebracht und man sah ihn, so lange er in der Gegend war, nie mehr in Thannhausen. Die andern Offiziere freuten sich höchlich über die Demüthigung ihres hochmüthigen Kameraden und rühmten den kleinen Abbe. Sie zeigten ihm ihre Militärkarten, die sehr genau und schön ausgeführt waren und Christoph Schmid lernte Manches aus dem Gebiete der Kriegswissenschaft von ihnen.

Ein andermal verreiste ein französischer Offizier, der im Pfarrhause einquartirt war. Die gemeinen Soldaten durchzogen den Flecken und fingen an, sich Unordnungen zu erlauben, aus denen beklagenswerthe Folgen hätten entstehen können. Da kam Christoph Schmid auf einen eigenen Gedanken. Der Offizier,

welcher in der Morgenfrühe abgereist war, hatte, was die Soldaten nicht wußten, seinen Federhut dagelassen und nur die gewöhnliche Militärmütze mitgenommen. Christoph Schmid begab sich nun in das Zimmer des Offiziers und brachte den Hut so am Fenster an, daß man ihn mit seinem langen Federbusch leicht von der Straße aus sehen konnte. Sogleich bemerkte ihn ein französischer Soldat, der vorüberging. Er schloß daraus, der Offizier sey bereits wieder zurückgekehrt und theilte eilends diese Vermuthung seinen Kameraden mit. Diese zerstreuten sich sogleich und die Ruhe und Ordnung war wieder hergestellt.

Auch General Suwarow zog mit den Russen durch Thannhausen, während Christoph Schmid dort war, ja hatte einige Tage sein Hauptquartier im Pfarrhofe. Er pflegte alle Morgen ein kaltes Bad zu nehmen und empfing, in einem Zuber sitzend, die Ordonanzen. Beim Mittagessen machte er den Salat selbst mit bloßen Händen an, was nicht sehr appetitlich aussah. Stets mußte ein Kosack mit einer Peitsche vor seiner Zimmerthüre Wache stehen. Als Christoph Schmid einmal an dem eben Wache stehenden Kosacken vorüberging, machte dieser ein klägliches Gesicht, deutete, da er nicht deutsch konnte, auf den Mund, und gab, indem er den Mund wie ein Essender hin- und herbewegte, zu verstehen, daß er Hunger habe. Christoph Schmid ging in die Küche hinab, holte ein großes Stück Brod und brachte es dem Kosacken. Es

war ergötzlich zu sehen, wie der Kosack, in der einen Hand die Peitsche, in der andern das Stück Brod hinter sich auf dem Rücken haltend und von Zeit zu Zeit ein Stück davon abbeißend, stets nach der Thüre des Generals blickte, ob sie sich nicht öffne.

Da in Folge der Truppenanhäufung die Lebensmittel ausgingen, besonders das Fleisch, so erklärten der Pfarrer und der Ortsvorstand dem General die Unmöglichkeit, sogleich Lebensmittel herbeizuschaffen. Nachdem sich Suwarow von der Unmöglichkeit überzeugt hatte, ließ er durch den Popen den Soldaten verkünden, daß Morgen Fasttag sey. Die russischen Soldaten, welche der Meinung waren, daß diese Anordnung aus religiösen Gründen herrühre, fasteten willig den ganzen Tag.

Wenn es im Orte brannte, war Christoph Schmid immer einer der ersten auf dem Platze, ordnete an, ertheilte Rath und half Wasser tragen. Einmal in einer Winternacht brannte ein Wohnhaus ab, wobei ein alter Mann, der Hülfe leistete, das Leben verlor. Es brach nämlich eine Leiter, auf der mehrere Männer beim Löschen standen; alle stürzten herab und wurden zum Theil leicht verwundet, einer aber wurde so übel zugerichtet, daß er bald darauf starb. Damals hatten die Zimmerleute noch den schönen Gebrauch, daß einer aus ihrer Mitte, wenn ein neues Haus gebaut und der Dachstuhl aufgerichtet war,

einen sogenannten Zimmermannsspruch hielt. Christoph Schmid, der bei dieser Gelegenheit den Verunglückten, welcher aus Nächstenliebe sein Leben verloren hatte, noch öffentlich ehren wollte und es für passend hielt, daß bei Abhaltung des Spruches seiner erwähnt würde, verfaßte nun selbst einen Zimmermannsspruch und ein Geselle lernte ihn auswendig. Nach Errichtung des Dachstuhles zogen die Zimmerleute unter Anführung des Meisters mit ihren Schurzfellen angethan, die blanken Aexte auf den Schultern, vor das neue Haus, wo sich bereits die ganze Gemeinde versammelt hatte. Nun stieg der Geselle, welcher den Sprecher machte, auf den Giebel des Daches, steckte ein grünes, mit farbigen Bändern geschmücktes Tannenbäumchen auf die Spitze desselben und sprach dann zu der versammelten Menge:

„Seyd alle, die von dieser Höhe
Da unten ich versammelt sehe,
Und die mir alle lieb und werth,
Zuerst mit meinem Gruß beehrt.

Daß man den neuen Bau schön ziere,
Und ein Gesell das Wort hier führe,
Ist so ein alter schöner Brauch,
Darum erlaubt ihn mir heut auch!

Ich darf es Euch wohl nicht erst sagen,
Wie noch vor nicht gar vielen Tagen
Gar anders diese Menschenschaar
Vor diesem Haus versammelt war.

O nicht der holde Ruf der Freude,
Der Sturmglock' schauerlich Geläute,
Des Feuerlärmens Angstgeschrei
Rief das erschreckte Volk herbei.

Urplötzlich stand das Haus in Flammen
Und krachend stürzt das Dach zusammen;
Es legt des Feuers wilde Wuth
Das schöne Haus in Asch und Gluth.

Doch Gott, — wer sollte Ihm nicht danken, —
Er setzte mild dem Feuer Schranken,
Dem Winde wehrt' Er gnädiglich
Und nicht ein Lüftchen regte sich.

Die Bürger standen treu zusammen
Und steuerten mit Macht den Flammen;
Auch eilt' mit nachbarlicher Treu
Rings jeder Ort zur Hülf herbei.

Daß wir die Häuser dort noch stehen,
Aus dem hier All's gerettet sehen,
Bewirkt' nach Gott ihr Ernst und Fleiß,
Dafür sey ihnen Dank und Preis!

Ganz hat nun Gott die Noth gewendet,
Der neue Bau steht schön vollendet;
Drum werd' durch Dank zum Himmel jetzt
Dem Bau die Krone aufgesetzt.

Auch Allen, die mit milden Gaben
Den Bauherrn unterstützet haben,
Sey nun, wie er es selbst verlangt,
In seinem Namen laut gedankt.

Ich könnte meinen Spruch hier schließen;
Doch Zähren möcht' ich fast vergießen,
Ein andres Unglück noch entstand,
Wie Ihr wohl wißt, bei diesem Brand.

Der allzeit gute Gott zwar lenkte
Zum Theil das Unglück ab und schenkte, —
Erkennt es froh und dankt Ihm doch —,
Euch Kindern Eure Väter noch.

Nur Einen, der sonst wohl auch heute
In diesem Kreis mit uns sich freute,
Erblicket hier mein Aug' nicht mehr,
Und seine Stelle seh' ich leer.

Der brave Mann mit grauen Haaren,
Noch muthvoll wie in Jünglingsjahren,
Der sich auf jenes Dach gestellt,
Er fiel und starb als Christ und Held.

Er hat das Edelste — das Leben,
Aus Nächstenliebe hingegeben,
Starb in Erfüllung seiner Pflicht,
Ein schön'res Ende gibt es nicht.

Verzeiht, daß seiner Lieb und Treue
Ich dankbar diese Thräne weihe;
Gott gebe gnädig ihm zum Lohn
Für seine That die Himmelskron!

Uns aber, derer beste Freuden
So wie auch heut nie frei von Leiden,
Führ Er dereinstens auch dorthin,
Wo Rosen ohne Dornen blüh'n!

Um mich an den Gebrauch der Alten
In Allem ganz genau zu halten,
Schenkt nun des goldnen Weines ein,
Und laßt uns wieder fröhlich seyn.

Das erste Glas des edeln Trankes
Sey zum Beweis des biedern Dankes
Dem Wohle unsrer Obrigkeit
Mit treuem Bürgersinn geweiht.

Hoch soll nun unser Bauherr leben,
Gott wolle Glück und Heil ihm geben;
Sein Segen komm' in dieses Haus!
Das zweite Glas bring ich ihm aus.

Auch allen, welche hier zugegen
Wünsch' ich des Himmels besten Segen!
Der ganzen Bürgerschaft zur Ehr
Das dritte Glas nach Brauch ich leer.

Hoch lebe jeder brave Mann
Rings auf der weiten Erde,
Wer das nicht auf sich deuten kann,
Mach' daß er Einer werde!"

Nach diesen Worten schwang der Geselle das Glas und warf es nach Zimmermannsbrauch von der Höhe auf die Straße hinab. Ein fröhliches Gemurmel entstand unter der Menge und heiter und gerührt gingen die Leute auseinander.

Der Tochter des Thannhauser Boten, welche Christoph Schmid lange Zeit hindurch seine Briefe gebracht hatte, gab er, als sie sich verehlichte, zum Hochzeitsgeschenk ein schön eingebundenes neues Testament, in das er folgende Verse hineingeschrieben hatte:

„Gar viele Jahre halfst Du Deines alten,
Geliebten Vaters Botenamt verwalten,
Und hast mit Sorgsamkeit und Wohlbedacht
Viel hundert Briefe mir gebracht.
Mit Gottes Hülfe änderst Du nun Deinen Stand,
Nimm denn zum Dank dieß Buch aus meiner Hand,
Die allerbeste Botschaft ist darin zu finden,
Die Gottes Boten, die Apostel uns verkünden,

Die frohe Botschaft, wie Gott Heil und Frieden
Durch Jesus Christus aller Welt beschieden.
Auch sind darin viel schöne Brief' geschrieben,
Wie wir Gott und den Nächsten sollen lieben,
Nach Jesu göttlich schönem Beispiel sollen handeln,
Und immer froh und gut und redlich sollen wandeln.
Es ist dieß Buch für uns dahier im fremden Land
Der schönste Brief aus Gottes treuer Vaterhand.
Wirst Du mit Deinem Mann dieß Buch nur fleißig lesen
Und ordnet Ihr darnach Eu'r künftiges Hauswesen:
So habet Ihr den besten Theil erwählet,
Dem es an Trost und Freude niemals fehlet;
Ihr habet gleichsam Brief und Siegel drauf:
Gott segne Euren ganzen Lebenslauf,
Und werde nach vollbrachtem, gutem Pilgerleben
Euch einstens dort die Himmelskrone geben."

Während ich dieß niederschreibe, fällt mir eine Anekdote ein, die auf Christoph Schmid's Gelegenheitspoesie Bezug hat und die er mir einmal selbst mit großer Heiterkeit erzählte. Eines Tages, kurz vor Beginn eines neuen Jahres, kam der Nachtwächter des Ortes zu Christoph Schmid und bat, er möchte ihm zu Ehren des Herrn Oberamtmannes einen schönen Neujahrswunsch verfassen, den er dann um die zwölfte Stunde in der Neujahrsnacht vor dem Hause desselben absingen wolle. Christoph Schmid, dem diese Bitte wohl gefiel, willfahrte gerne dem Wunsche des Nachtwächters und verfaßte einen gereimten, passenden Neujahrswunsch, den der Nachtwächter nicht ohne große Mühe auswendig lernte. Am Neujahrsabend

begab sich Christoph Schmid in das Amthaus, in das er ohnedieß eingeladen war, und sagte dem Oberamtmanne von dem Vorhaben des Nachtwächters. Beide blieben nun bis zwölf Uhr auf. Als der Hammer zwölf Uhr schlug, verfügten sie sich an das Fenster und öffneten dasselbe. Es war eine dunkle, etwas windige Nacht. Der Nachtwächter erschien und hatte noch einen zweiten Nachtwächter bei sich, der Michael hieß, von den Ortsbewohnern aber gewöhnlich nur Michel genannt wurde. Dieser trug eine Laterne und hatte den auf ein Blatt Papier geschriebenen Neujahrswunsch bei sich, um nöthigen Falls den Soufleur zu machen. Der Nachtwächter begann mit kräftiger Baßstimme zu singen:

Des neuen Jahres erste Stunde.

Hier versagte ihm aber schon das Gedächtniß. Er wiederholte, um Zeit zum Besinnen zu gewinnen, die Strophe noch einmal und noch ein paarmal die Worte: Stunde, Stunde... Da es aber demungeachtet nicht gehen wollte, sagte er halblaut zu seinem Begleiter: „Michel, sag ein!" Dieser erwiederte: „Ach, eben ist mir das Licht ausgelöscht!" Der Nachtwächter, welcher sich nun gänzlich rath- und hülflos sah, rief seinem Gefährten zu: „Komm, Michel, komm!" und beide entfernten sich in Eile und großer Verlegenheit. Wie ergötzlich für die beiden Herren, den Gefeierten und den Dichter, welche am Fenster Alles mit angehört hatten, dieser Auftritt war, kann man sich denken.

Es mochte ihnen das Mißlingen des Neujahrwunsches fast mehr Vergnügen machen, als ihnen vielleicht das Gelingen desselben gemacht hätte.

Christoph Schmid war unausgesetzt thätig; er stand nicht nur alle Morgen im Winter, wie im Sommer, schon um vier oder fünf Uhr auf, um zu beten und zu arbeiten, sondern nicht selten sah man noch um Mitternacht Licht in seinem Zimmer. Seine Lebensweise war, nachdem er seine Schwester zu sich genommen und eine eigene Haushaltung angefangen hatte, höchst einfach. Die oft genannte Schülerin schreibt hierüber: „Die letzten sechs Jahre seiner Anwesenheit in Thannhausen war ich beinahe täglich in seinem Hause, theils als Schülerin in weiblichen Arbeiten bei seiner Fräulein Schwester, theils als Abschreiberin seiner Manuscripte, weßhalb er mich oft im Scherz seine Sekretärin nannte. Die Einfachheit, welche beide Geschwister sowohl in Speis und Trank als in der Kleidung und Einrichtung beobachteten, findet man jetzt kaum noch in Bürgerhäusern auf dem Lande. Bier und Wein sah ich nur dann auf dem Tische, wenn Gäste kamen. Der gewöhnliche Trank dieses wahrhaft großen Mannes, wie ich zu hundertmalen mit eigenen Augen sah, war frisches Wasser. Die beiden Geschwister lebten in der selig-

sten Eintracht; ich sah und hörte in diesem Hause nur Gutes: stillen Fleiß, Genügsamkeit und Einfachheit in allen Lebensbedürfnissen. Nie wird mein Dank erlöschen für das viele Gute, das ich in diesem Hause genoß. Meine ganze Bildung, die mich in einem Institute mehrere hundert Gulden gekostet und mich vielleicht für das bürgerliche Leben untauglich gemacht hätte, verdanke ich dem Umgange mit den beiden Geschwistern."

Christoph Schmid besaß nur ein geringes Einkommen in Thannhausen und doch that er den Armen, Kranken und Nothleidenden viel Gutes. „Fast täglich," sagt seine Schülerin, „sah ich aus seiner Küche zu den Kranken kräftige Speisen tragen und er brachte an das Krankenbett nicht nur geistlichen Trost allein; er suchte das Elend auch durch leibliche Mittel zu mildern. Dieses wäre ihm ohne seine einfache Lebensweise wohl nicht möglich gewesen."

Christoph Schmid hatte damals außer seiner Schwester Franziska noch vier Brüder und eine Schwester, die, da sie zum Theil noch unversorgt waren, immer der Hülfe bedurften. Sie alle unterstützte er mit seltener Bruderliebe, ermahnte sie zu allem Guten und nahm an allen ihren Schicksalen den innigsten Antheil. Als sich seine ältere Schwester Therese, meine Mutter, nachdem sie achtzehn Jahre in adeligen Häusern gedient hatte, mit einem jungen Arzte aus Wür-

temberg verheirathen wollte, wegen Ausbruch des französischen Krieges aber die Vermählung auf unbestimmte Zeit hinauszuschieben im Begriffe stand und ihren Bruder in einem Schreiben deßhalb um Rath fragte; schrieb ihr Christoph Schmid zurück: „Ich bin in dieser Angelegenheit der Meinung des Dichters:

— — — — — — — das Weib
Bedarf in Kriegesnöthen des Beschützers,
Und treue Lieb' hilft alle Lasten heben.
Die treue Brust des braven Mann's allein
Ist ein sturmfestes Dach in diesen Zeiten."

Dann fährt er fort: „Deine Befürchtungen und Hoffnungen für die Zukunft lege mit ergebener Seele ganz in Gottes Hand. Wir Menschen sind doch nicht die Herren unsers Schicksals; wir glauben einer Sache oft so gewiß zu seyn und es kommt doch so oft wieder ganz anders. Wenn wir also den Blick auf Denjenigen, der unsere Schicksale leitet, verlieren, wenn wir in den Begebenheiten dieser Erde nicht die Fügungen der höchsten Weisheit und Liebe, sondern nur bloßen Zufall sehen würden, — wie elend wären wir daran, wie wären wir so gar nichts, als ein Spielball, der von tausenderlei Begebenheiten, die nicht in unserer Macht stehen, hin- und hergeworfen wird! Vertrauen auf Gott, und, was uns dieses Vertrauens allein fähig macht, — ein reines Herz gibt uns in dieser wandelbaren Welt allein eine unwandelbare Ruhe. Vertraue also nur recht herzlich

auf Gott und seine heilige Vorsehung, bete gerne mit einem Herzen voll wahrer Empfindung, empfiehl alle Deine großen und kleinen Sorgen Gott und so wirst Du immer fröhlich und guter Dinge seyn. Er wird Alles recht machen, und wir werden am Ende nichts können, als danken und anbeten!“ Am Schlusse des Briefes ist noch bemerkt: „Was Du Alles anschaffen willst, scheint mir in das Haus sehr nothwendig. Mach jetzt noch einen Ueberschlag, wie viel ihr an Geld für alles Anzuschaffende und zu Bestreitende nothwendig haben werdet und schreib' mir's dann!“ Die Hochzeit kam zu Stande und Christoph Schmid reiste mit seinen drei Brüdern Martin, Alois und Sebastian nach der nun würtembergischen Stadt Gmünd, wo sich seine Schwester mit ihrem Gatten häuslich niederließ. Er wollte selbst ihre Ehe einsegnen und sich mit seinen Brüdern ihres Glückes von ganzem Herzen freuen.

Seinem Bruder Martin, der auf der Universität Dillingen mit seinem jüngern Bruder Alois die Rechtswissenschaft studirte, schrieb Christoph Schmid von Seeg aus: „Nütze nur die Zeit, die Du hast; sie kommt nicht wieder. Besonders brauche den Winter recht und arbeite, arbeite, arbeite an Deinem Verstand und Herzen, daß ein brauchbarer, edler, solider Geschäftsmann aus Dir werde.“ Nun citirt er eine Stelle aus Horaz und fährt fort: „Ueberdenk diese Stelle, wie sie der junge Lollius überdacht haben mochte.

Gleich einem jungen, edeln, feurigen Römer, brennend vor Begierde nach einem edeln Wirkungskreis, einmal viel zu nützen, sey kein schläfriger Reichsstädtler ohne Geist und Muth, keine Kothseele vom Studententroß voll alles Leichtsinns und Kehrichts. Sey auch Deinem Bruder ein Beispiel des Fleißes, der Ordnung, der Pünktlichkeit in Geschäften, sey mild und freundlich und brüderlich gegen ihn. Einer ermuntere den Andern!"

Und an beide Brüder schrieb er einmal: „Ihr mußtet lange warten auf meinen Brief, liebe Jungen! Ich wollte immer Zeit abwarten, Euch so recht mit Muße, nach Herzenslust und der Länge und Breite nach schreiben zu können. Indeß gab immer ein Geschäft dem andern die Hand. Wirklich schreib' ich Euch Nachts in der zwölften Stunde, weil ich bis zwölf Uhr in der Kirche auftreten muß, wo unser sechszigstündiges Gebet den Anfang nimmt und morgen und die zwei nächstfolgenden Tage muß ich im Beichtstuhle zubringen."

„Meine liebsten Brüder, jeder Mensch hat sein Tagewerk und jeder Tag seine Plage. Es ist nun einmal so in dieser Welt. So tragt nun auch Euer Tagewerk; getragen muß es einmal seyn; so tragt's lieber mit Lust, macht's vollkommen und recht; macht Euch eine ernste Angelegenheit aus dem Studiren. Gebt Euch Mühe; laßt's Euch sauer werden. Die Götter verkaufen Alles um Arbeit; vor dem Tempel

der Ruhe, Glückseligkeit und Tugend stellten sie den Schweiß hin, sagten schon die blinden, alten Heiden. Tragt daher auch Eure tägliche Plage, die uns unsere Armuth auferlegt, mit Geduld. Laßt selbst sie für Euch ein Sporn zur Arbeit seyn! Wenn Ihr Euch nicht recht bildet, werdet Ihr's immer so haben, ja noch schlimmer bekommen.

Doch das wäre noch der schlechteste Grund, bloß des Brodes halber arbeiten, wie ein Scheerenschleifer, Pfannenflicker oder Holzhacker. Ihr müßt Euer Studium lieb gewinnen. Es muß Euch eine Lust seyn, die angenehmste Beschäftigung, ein Mittel, Gutes zu stiften, Andern wohlzuthun, zum allgemeinen Besten beizutragen.

Liebt einander, lebt in brüderlicher Eintracht, ermuntert einander zum Guten, theilt mit einander, was Ihr habt, seyd Brüder! Ecce quam jucundum, habitare fratres in unum. —

Fürchtet vor Allem Gott! Er ist allein der Geber wahrer Glückseligkeit. Kein großer Mann ist's ohne Ihn geworden. Er demüthigt die Stolzen, Eiteln, Sein-Vergessenden. Er erhebt die Demüthigen, Ihm Gehorchenden, Ihm Vertrauenden aus dem Staube. Denkt früh und spät an Ihn, Ihm empfehlt Eure Wege, Ihn bittet täglich um seinen Allen, besonders aber uns, so nöthigen Beistand!"

Mit kindlicher Liebe hing Christoph Schmid an seiner Mutter, die als arme Wittwe in seiner Vater-

stadt Dinkelsbühl lebte. Welche Freude hatte die gute, schwergeprüfte Mutter, als ihr Christoph Schmid von Thannhausen aus sein erstes Büchlein — die Ostereier — übersandte, dem er noch das kleine Honorar beilegte, das er dafür bekommen hatte. Ja schon als Hülfspriester in Seeg suchte er seine Mutter zu unterstützen. Das geht aus einem Briefe hervor, den er ihr zu ihrem Namensfeste einmal von da aus schrieb. Er lautet:

Liebe Mutter!

Ihr Namenstag ist allemal ein rechter Freudentag für mich. Ich werde an diesem Tage Gott recht bitten, daß Er Ihnen das unaussprechlich viel Gute, das Sie an mir gethan haben, doch mit tausendfachem Segen vergelten und mir eine so liebe, gute Mutter noch recht lange erhalten wolle! Ich schicke Ihnen da auch ein kleines Goldstück, das ich schon lange auf Ihr Namensfest zusammengespart habe. Verschmähen Sie dieß kleine Geschenk nicht! Sie sehen doch zum wenigsten daraus, daß ich eine größere Lust daran habe, meiner lieben Mutter eine kleine Freude zu machen, als am Spielen, Trinken und andern Lustbarkeiten der Welt.

Ich bin mit der herzlichsten, kindlichsten Liebe

Ihr

dankbarster Sohn

Christoph Schmid.

Doch ich kehre wieder zu der Schilderung des Aufenthaltes Christoph Schmid's in Thannhausen zurück. Zwischen ihm und seinen zwei Mitgeistlichen herrschte ein ungestörtes Einvernehmen. „Man hörte," schreibt seine Schülerin, „Herrn Schulinspektor nie seine eigene Meinung geltend machen. Mit der ihm eigenen Bescheidenheit und Freundlichkeit hörte man ihn oft fragen: Nicht wahr, so wollen wir's machen? Was meinen Sie? Ward etwas beschlossen, wozu man die Hülfe des Schullehrers und Chorregenten brauchte, so wurde mein Vater gerufen. Mit der herablassendsten Güte ersuchte er ihn jederzeit um seine Mithülfe; nie, es mochte was immer für ein Dienstgeschäft seyn und wenn es auch pflichtmäßig gefordert werden konnte, verlangte er etwas im befehlenden Tone."

Den biedern Pfarrer Mayerhofer ehrte Christoph Schmid sehr hoch. Er, der stets alles Gute anerkannte, wußte die vortrefflichen Eigenschaften desselben — seinen Eifer in Verwaltung seines Hirtenamtes, seine Biederkeit und Menschenfreundlichkeit in hohem Grade zu schätzen. Er ließ keine Gelegenheit vorübergehen, ohne ihm eine Freude zu machen. Da Pfarrer Mayerhofer seinen Namenstag, den Thomastag, besonders feierte, veranstaltete Christoph Schmid ihm zu Ehren immer an diesem Tag eine kleine Festlichkeit. Als wieder einmal das Namensfest desselben herbeikam, verfertigte er mit Kaplan Singer eine Pyramide, die von Innen beleuchtet werden konnte

und auf welcher der Vorname des Pfarrers „Thomas" in glühenden Farben prangte. Auch dichtete er eine kleine Cantate, welche Singer in Musik setzen und mit den besten Musikfreunden des Ortes und jenen Kindern, die liebliche Stimmen hatten, einüben mußte. Der Schloßgärtner mußte an Laub und Blumen hergeben, was er in seinem Glashause auftreiben konnte, und sie geschmackvoll in ein Körbchen ordnen. Als der Vorabend des Namenstages gekommen war, führten die beiden Geistlichen den greisen Pfarrer in den Saal, in dem die Festlichkeit stattfand. Schon von ferne strahlte ihm sein Name in glühender Farbenpracht entgegen. Die Musik begann und der Chor sang:

Auf ihr Brüder,
Frohe Lieder
Stimmet heute an!
Was wir tief im Herz empfinden,
Soll die Zunge laut verkünden:
Gottes Segen
Ströme nieder
Auf den besten Mann!

Nun sangen abwechselnd je ein Knabe und ein Mädchen folgendes Duett:

Knabe: Wie des Himmels Thau und Regen
Reichlich träuft auf junges Grün:
Also ströme Heil und Segen
Auf den Lebenspfad Dir hin!

Mädchen: Wie die reinste Silberquelle
Friedlich fließt durch frisches Grün:

O so ruhig still und helle
Fließe Dir das Leben hin!

Knabe: Schön ist's, wenn mit sanftem Stabe
Treu ein Hirt die Schäflein lenkt,
Sie, daß jedes Fülle habe,
Liebend schützet, nährt und tränkt.

Mädchen: O so weid' auch Deine Heerde
Lange noch, Du guter Hirt,
Durch die Wüste dieser Erde
Himmelwärts von Dir geführt!

Knabe: Schön ist's, wenn zu gold'nen Aehren
Hoch des Landmann's Saat aufschießt,
Und sein Aug' von süßen Zähren
Frommen Dankes überfließt.

Mädchen: So sollst Du, wenn all', — die starben,
Einstens wieder auferstehn,
Deiner Aussaat reiche Garben
Freudeweinend sammeln seh'n.

Der Chor wiederholte die letzte Strophe; hierauf trat ein Mädchen aus dem Kreise hervor und indem es mit der einen Hand auf den in glühender Farbenpracht strahlenden Namen des Gefeierten deutete, in der andern das Blumenkörbchen hielt, sang sie mit sanfter Stimme allein:

Bester Thomas, o beglücke
Dieser Farben glüh'nde Pracht
Freundlich heut mit Deinem Blicke,
Liebe hat sie angefacht.

Sieh, in diesen Flammenzügen
Glüht Dein Name hell und schön;

Mehr noch würd' er Dich vergnügen,
Könntest Du in's Herz uns seh'n!

Sieh, gefüllt mit Laub und Blüthe
Hier ein Körblein übervoll;
Voller ist uns das Gemüthe
Noch an Wünschen für Dein Wohl.

So in Tönen und in Bildern,
Müh'n wir uns, du lieber Mann,
Unsre Liebe Dir zu schildern;
Nimm, o nimm sie gütig an!

Nachdem der Chor die letzte Strophe wiederholt hatte, beglückwünschten die anwesenden Gäste, Aeltern und Kinder, den überraschten Pfarrer.

Auf eine ähnliche Weise suchte Christoph Schmid den Oberamtmann Oberst an dessen fünfzigsten Geburtstag zu erfreuen. Einige Jahre zuvor hatte Oberst seine Gattin, eine vortreffliche Frau, und seinen einzigen Sohn, einen hoffnungsvollen Knaben verloren, zwei Töchter waren noch die fast einzige Freude des Vaters. Christoph Schmid dichtete auf diese Feier ein Lied, welches die beiden Töchter dem Vater vortragen und überreichen sollten. Die genannte Schülerin schreibt hierüber: „Herr Schulinspektor brachte meinem Vater das von ihm zu dieser Feier gedichtete Lied. Mein Vater setzte es in Musik, lehrte es die Fräulein Töchter singen und übte es mit seinen Musikern ein. Wie war Oberamtmann Oberst überrascht, als die Stille auf seinem Wohnzimmer plötzlich eine rauschende Musik

unterbrach und ihn auf den Salon rief, wo er sich von mehreren verehrten Freunden umgeben sah. Seine ältere Tochter begann mit ihrer sanften Stimme das von der jüngern überreichte Lied zu singen, in welches nach jeder Strophe ein von Instrumentalmusik begleiteter Chor einfiel. Ich bin nach dem Tode der Fräulein Oberst in den Besitz dieses von des Dichters eigener Hand geschriebenen Liedes gekommen, das dem Gefeierten am 19. Februar 1806 überreicht wurde. Es lautet:

1. Froh mit Himmelsfreude
Mit dem kindlichsten Entzücken
In den dankerfüllten Blicken
Nahen wir Dir heute,
Kommen und umringen
Dich frohlockend, jubeln, singen
Und die Freude theilen gerne
Freunde nah und ferne.

Chor: Mit Jubel und mit Saitenspiel
Stimmt Alles froh mitein
In's Lied, das Dir heut voll Gefühl
Die guten Töchter weih'n.

2. Fünfzig Jahr' sind's heute,
Daß am gold'nen Sonnenstrahle
Deines Blicks zum ersten Male
Sich die Mutter freute,
Daß sie froh Dich grüßte
Und mit Mutterliebe küßte,
Daß Dich an das hochentzückte
Herz der Vater drückte.

3. Jenes Festes Sonne,
Das Großältern dort gefeiert,
Wird den Enkeln heut erneuert
Welche hohe Wonne!
Unsre Herzen glühen,
Ach vergebens nur bemühen
Wir uns, Vater, Dir zu sagen,
Wie so heiß sie schlagen!

4. Ihn, der Alles lenkte,
Ihn, den großen Geber ehre
Eine fromme Dankeszähre,
Daß Er Dich uns schenkte!
Er hör unser Flehen,
Diesen Tag noch oft zu sehen,
Er, der Dich uns hat gegeben,
Schenk Dir langes Leben!

5. Unser ganzes Streben
Sey, Dich niemals zu betrüben,
Dich zu ehren, Dich zu lieben,
Ganz nur Dir zu leben;
Jeder neue Morgen
Seh' die neuen, süßen Sorgen,
Dich, o Bester, zu erfreuen,
Blumen Dir zu streuen, — —

6. Blumen, bis in jene
Schönre Welt, wo unsre theuern
Lieben heut ein Fest auch feiern
Fern von Schmerz und Thräne,
Wo mit Himmelsfreude
Dich wir wieder sehen werden
An der holden, stets verehrten
Liebsten Mutter Seite!

„Ich erinnere mich noch recht wohl,“ fügt die Schülerin bei, „mit welcher Rührung Oberamtmann Oberst am Schlusse dem Dichter dankte, ihn umarmte und ihm die Hände drückte, der mit bescheidnem Lächeln seine Freude zu erkennen gab, seinem Freunde ein Freudenfest bereitet zu haben.“

Ueberhaupt war es ein Grundzug im Charakter Christoph Schmid's die Menschen zu erfreuen und zu beglücken.

Durch die Herausgabe der biblischen Geschichte hatte Christoph Schmid die Aufmerksamkeit des Publikums zuerst auf sich gelenkt und es besuchten ihn bald manche höhergestellte Männer, theils um ihn persönlich kennen zu lernen, theils um ihm, wenn sie ihn auch bereits kannten, einen Beweis ihrer Hochachtung dadurch zu geben. So kam insbesondere Professor Sailer öfter in den Herbstferien. Er bezeichnete jedesmal in seinen Briefen an Christoph Schmid den Tag, an dem er kam, traf dann aber auch jedesmal genau ein. Christoph Schmid schrieb, sobald er Sailers Brief erhalten hatte, an Sailers Freunde und Verehrer in der Nähe, worauf sich dann immer sehr viele Geistliche und auch Laien in Thannhausen zu versammeln pflegten. Diese Versammlungen waren eine Art freier Conferenzen, in denen man sich über religiöse Gegenstände und wichtige Tagesfragen besprach. Das gegenseitige Verhältniß, das sich schon zu Dillingen zwischen Christoph Schmid und Sailer ange=

knüpft hatte, wurde allmählig in Thannhausen zu einem innigen Freundschaftsbund zwischen beiden Männern und sie standen in beständigem Briefwechsel. Als Sailer im Jahre 1806 Christoph Schmid eine seiner eben herausgegebenen Schriften zugesandt hatte, schrieb ihm der dankbare Schüler zurück:

Verehrungswürdiger, bester, theuerster Lehrer!

Sie haben mir durch Ihr freundliches Andenken an mich, durch Ihre so liebvolle Zuschrift und durch das mir gütig mitgetheilte Geschenk eine wahrhaft unbeschreibliche Freude gemacht!

Mit der innigsten Theilnahme durchlas ich diese vortreffliche Schrift — und die Gründlichkeit und Klarheit des Wissenschaftlichen sowohl, als der große, hohe Sinn und der lebendige Odem der Empfindung, der darin herrscht, ergriffen mich mächtig.

Ihr liebenswürdiges Bild schwebte mir so lebhaft vor, — es war mir, als hörte ich jedes Wort, das ich las, aus Ihrem Munde, und ich ward ganz in jene schönen, mir unvergeßlichen Zeiten versetzt, da ich noch unter Ihren Schülern saß!

Gewiß — dieses kraftvolle Wort zu seiner Zeit wird auf viele Menschenherzen ähnliche Wirkungen hervorbringen, und viel, recht viel Gutes stiften.

Mein Herr Pfarrer und dessen J. Schwester empfehlen sich Ihnen hochachtungsvoll.

Ich werde trachten, Sie — verehrungswürdiger Lehrer! der zuerst Interesse für Wissenschaft und Gefühl für das Gute in mir weckte, und ohne dessen väterliche Vorsorge ich meine Studien nicht einmal hätte fortsetzen können — den kommenden Frühling zu sehen, und Sie persönlich der lebhaftesten Empfindungen der Ehrfurcht, Liebe und Dankbarkeit zu versichern, mit denen ich bis zum Grabe seyn werde

Ihr

Verehrer und dankbarer Schüler

Chr. Schmid.

Thannhausen, den 12. Dez. 1806.

Sailer verweilte oft mehrere Tage in Thannhausen und predigte daselbst einigemale. Der verstorbene Erzbischof Demeter in Freiburg, welcher damals noch Kaplan in Ried bei Wallbach war, besuchte Christoph Schmid sehr oft und beide machten es sich zur Aufgabe, den Schulunterricht zu verbessern; sie theilten sich gegenseitig ihre Ansichten und Plane mit und wurden die innigsten Freunde. Demeter schrieb in der Folge eine sehr geschätzte Erziehungs- und Unterrichtslehre. Auch Domdekan von Jaumann, der damals gleichfalls Kaplan in Schwendi in Würtemberg war, suchte Christoph Schmid kennen zu lernen. „Lange," sagt er in einem Schreiben, „hegte ich den Wunsch, den Verfasser der damals so hochgeschätzten biblischen Geschichte und so mancher schönen

Kinderschriften kennen zu lernen. Längere Zeit wollte sich keine Gelegenheit dazu ergeben; endlich im Jahre 1816 besuchte ich einen Freund, den Pfarrer Anwander in Winzer bei Mindelheim, und wir begaben uns miteinander nach Thannhausen. Unser Empfang war in der Schule; wir freuten uns herzlich des Schauens von Angesicht zu Angesicht und da eben bei dem biedern Pfarrer des Fleckens ein Fest gefeiert wurde, lud derselbe Christoph Schmid sammt seinen Gästen ein. Ein Umstand aus diesem Tage ist mir noch genau erinnerlich. Es war ein schöner, warmer, heller Julitag; der Himmel rein blau und nirgends ein Wölkchen. Die Landleute waren auf den Feldern eben mit Einernten beschäftigt. Wir unterhielten uns sehr angenehm; da wurde Christoph Schmid, der neben mir saß, auf einmal unruhig; es zuckte Alles an ihm und er stand mehrmals auf und blickte zum Fenster hinaus. Ich fragte, was ihn doch so sehr bewege, und zu unser Aller Verwunderung äußerte er, es werde ein Gewitter kommen; man solle die Erntefuhren beeilen. Man lachte; aber sieh! Bald erhoben sich Wolken, und Blitz und Donner folgten." Dieses Vorausfühlen der Witterung begleitete Christoph Schmid, der sehr zarte Nerven hatte, durch sein ganzes Leben. Er äußerte in seinem spätern Alter öfter: „Meine Nerven gleichen den Saiten einer Harfe, die bei nasser Witterung schlaff sind; doch bei besserer Witterung werden sie wieder straff."

In dem nahe bei Thannhausen gelegenen Damenstifte Edelstetten hielt sich damals Pahl, Herausgeber der in jenen Tagen sehr gelesenen Zeitschrift: „National-Chronik der Deutschen,“ später württembergischer Prälat, als Kommissär eine Zeitlang auf, um die Edeldamen aus dem Stifte, das aufgehoben wurde, zu entlassen und zu pensioniren. Auch er kam öfter nach Thannhausen, um Christoph Schmid zu besuchen, und dieser kam hinwiederum nach Edelstetten. Pfarrer Mayerhofer schüttelte darüber den Kopf und sagte zu dem Oberamtmanne Oberst: „Unser Herr Schulinspektor hat doch allerlei Bekanntschaften. Denken Sie nur, gegenwärtig kommt er sogar mit einem Herrn zusammen, der für's Erste Kommissär bei Aufhebung eines Damenstiftes, für's Zweite ein lutherischer Pastor ist und endlich vollends gar „Baal“ heißt. Pahl war übrigens als Kommissär sehr human und die Stiftsdamen sprachen mit Anerkennung über die milde Art und Weise, mit der er sie behandelte und die Aufhebung vollzog. Pahl war überhaupt ein gerechter, offener und gerader Mann, der sich nicht scheute, auch auf die Gefahr hin, anzustoßen, ein freies Wort zu sprechen.

Ein gewöhnlicher Gast bei Christoph Schmid war während der Herbstferien sein ehemaliger Studiengenosse Professor Salat. Dieser war ein leidenschaftlicher Disputator. Die damals sehr beliebte und gepriesene kantische Philosophie war vielfach der Gegen-

stand ihrer Unterhaltung. Als sie eines Abends in Gesellschaft des Pfarrers darauf zu sprechen kamen, legte Christoph Schmid sehr klar die Grundsätze dieses Systems auseinander. Der Pfarrer, welcher lange und aufmerksam zugehört hatte, sagte am Ende: „Ich habe schon viel von dieser Philosophie und dem „Ding an Sich" gehört, kam aber nie recht in's Klare, was es denn eigentlich für eine Bewandtniß damit habe; auch aus den Erklärungen des Herrn Professors kam ich nicht, sie machten mich nur noch verwirrter; der Herr Schulinspektor kann es klar machen. Ich habe bisher immer geglaubt," sagte er dann, sich an Christoph Schmid wendend, „Sie könnten nur Schule halten und Erzählungen für Kinder schreiben; nun sehe ich, daß Sie auch Philosophie verstehen. Warum sagen Sie denn aber nichts davon?" Christoph Schmid war gerne stille und demüthig. Das beweist auch folgende Anekdote. Einmal kamen Christoph Schmid und Salat mit einander nach dem damals noch bestehenden Kloster Neresheim. Ein Pater führte sie im Kloster und in der Kirche umher, in der sie besonders die herrlichen Gemälde von Knoller bewunderten. Am andern Morgen begaben sie sich in die Sakristei, um die heilige Messe zu lesen. Professor Salat war ein großer, stattlicher Mann und trat ganz majestätisch auf. Die kleine Statur und das jugendliche Aussehen Christoph Schmid's stachen sehr auffallend dagegen ab; er ging ganz bescheiden hinter

Salat her. Der Meßner legte Salat die priesterliche Kleidung mit großer Dienstfertigkeit an und als er damit fertig war, sagte er zu Christoph Schmid, indem er ihm das Meßbuch reichte: „Nun Er, Kleiner, wird wohl ministriren können?" Der Meßner kam in eine nicht geringe Verlegenheit, als Professor Salat, seinen Irrthum berichtigend, ernst sagte: „Dieser Hochwürdige Herr liest auch Messe." Allein Christoph Schmid nahm, da erst ein Ministrant herbeigeholt werden mußte, lächelnd das Meßbuch und diente demüthig dem großen Salat am Altare.

In der Nähe Thannhausens befand sich damals ein englischer Garten. Der Gründer desselben war ein Klostergeistlicher des ehemaligen Reichsstiftes Ursberg, Namens Ludwig Albrecht, während der Regierung Herzogs Karl von Würtemberg Hofprediger zu Stuttgart und später Stadtpfarrer zu St. Ulrich in Augsburg, ein sehr gebildeter Mann und vortrefflicher Prediger. Graf Stadion hatte das Grundstück zu Anlegung des Gartens abgetreten und man konnte ihn mit Recht eine Zierde des Mindelthals nennen. Kunst und Natur boten sich hier schwesterlich die Hand. Reinlich bekieste, vielfach verschlungene Wege führten jetzt über grüne Wiesen hin, jetzt auf sanfte, von dunkeln Tannen oder lichten Buchen beschattete Hügel, jetzt an Gemüse- und

Blumenbeeten vorüber, dann wieder durch lange, schattige Laubgänge hindurch. In dem Garten befand sich unter Anderm eine kleine Maierei und eine einsame zwischen Obstbäumen und Weinstöcken verborgene Klause, sammt einem Kirchlein. Es waren mehrere Unterhaltungsplätze darin und von Zeit zu Zeit konnte man sich auf bequeme Ruhebänke niederlassen. Ein kleiner rieselnder Bach bewässerte den Garten und mehrere prächtige Eichen beschatteten ihn. An den einsamst gelegenen Plätzchen sah man auch sinnvolle Denkmale, theuern Verstorbenen gewidmet. Das eine dieser Todesdenkmale war der Gattin des Oberamtmannes Oberst, das andere ihrem Söhnchen, auf Veranlassung Christoph Schmid's, errichtet worden. Im tiefen Dunkel, von Trauerweiden beschattet, erinnerten sie mitten in diesem reizenden Garten an den Ernst des Lebens, an Tod und Unsterblichkeit.

Von einem der höchstgelegenen Hügel des Gartens aus hatte man eine herrliche Fernsicht in das schöne Mindelthal. Man erblickte von da die Stadt Mindelheim, die ehemalige alte Reichsabtei Ursberg, das gräflich Fugger'sche Schloß Kirchheim und viele freundliche Dörfer mit ihren Kirchthürmen. Ganz im Hintergrunde erhoben sich die grünen Berge des Allgäu's und hinter diesen die beschneiten Gipfel der Tyroleralpen. In diesem wahrhaft englischen Garten brachte Christoph Schmid gerne seine freien Stunden zu, entweder allein durch die schattigen Laubgänge wan=

delnd oder an der Seite liebender Freunde, die sich hier öfter zur schönen Jahreszeit versammelten und kleine Familien- und Musikfeste veranstalteten. Auch die Schulkinder führte Christoph Schmid öfter in diesen schönen Garten und die Sonntagsschüler durften ihn allein besuchen. Eines Sonntags Nachmittags, da er eben wieder darin lustwandelte und vor einer dicht beschatteten Laube vorbeikam, hörte er in derselben laut lesen. Er schlich sich in die nächste Nähe der Laube, und bemerkte, daß mehrere Sonntagsschülerinnen hier bei einander saßen und eine derselben aus einem Büchlein vorlas und daß einige Mädchen während des Vorlesens sogar Thränen vergoßen. Um sich zu überzeugen, was den Gegenstand ihrer geselligen Unterhaltung bilde, trat er zur großen Ueberraschung der kleinen Gesellschaft, die ihn nicht bemerkt hatte, in die Laube und fragte nach dem Inhalte des Buches. Es wurde ihm geboten. Es enthielt die Geschichte der Landgräfin Genovefa, wie sie damals gar häufig in den Marktbuden auf dem Lande verkauft wurde. Der freundliche Lehrer bat sich das Büchlein einige Zeit lang aus, arbeitete die Geschichte auf eine für Kinder passende Weise um, und es währte nicht sehr lange, so brachte er die von ihm neu bearbeitete, liebliche Erzählung mit in die Sonntagsschule, und las sie vor.

Christoph Schmid trug als Naturfreund selbst Vieles zur Verschönerung dieses Parkes, der leider

längst der Axt und der Pflugschar hat weichen müssen, bei. Er verfaßte auch eine kleine Idylle, in der er die einzelnen Schönheiten desselben in sinniger Weise schildert. Sie erschien im Jahre 1840 zu Augsburg in der J. Wolff'schen Buchhandlung unter dem Titel: „Der Fremde in dem englischen Garten zu Thannhausen an der Mindel." Freunde der Poesie werden, wenn sie diese Idylle lesen, dem schönen Dichtertalent des Verfassers der Ostereier auch neben seiner kindlichen Muse ihre Anerkennung zollen müssen. Der Dichter sagt am Schlusse derselben:

Blühe, o Garten denn fort, ein Denkmal reinen Gefühles,
Wenn uns die Erde bedeckt, auch noch dem Folgegeschlecht!
Seyd mir noch alle gegrüßt, ihr edeln, fühlenden Seelen,
Deren Sinn für Natur diese Gefilde verschönt!
Glücklich, wer so am Busen der reichen, liebenden Mutter
Seiner Sorgen vergißt, sich von Geschäften erholt,
Rings in der Schönheit der Welt den Tempel der Gottheit erblicket,
Und am Grabmal des Freund's schönerer Welten sich freut!

---

2. Christoph Schmid verläßt Thannhausen und wird Pfarrer in Oberstadion in Württemberg.

Beinahe zwanzig Jahre hatte Christoph Schmid auf diese und andere Weise segensreich in Thannhausen gelebt und gewirkt. Er hatte während dieser Zeit einen Ruf als Professor der Pädagogik und Aesthetik

an das neuerrichtete Lyceum in Dillingen erhalten. Allein einestheils wegen seiner damals sehr angegriffenen Gesundheit, anderntheils, weil er überzeugt war, daß er als Jugendschriftsteller seinem Vaterlande am meisten in seiner gegenwärtigen Stellung nützen könne, konnte er sich nicht entschließen, dieser Einladung zu folgen. Nun aber wurden die Pfarrstellen und Benefizien in Bayern sehr hoch besteuert; auch Christoph Schmid hatte von seinem kleinen, bisher steuerfreien Frühmeßbenefizium eine ganz unverhältnißmäßige Steuer zu bezahlen. Seine Schriftstellerei gewährte ihm wohl einigen Nebenverdienst, reichte aber doch nicht hin, den jährlichen Ausfall zu decken, da er noch eine arme Mutter und mehrere unversorgte Geschwister zu unterstützen hatte. Er sah sich daher genöthigt, seine Stelle zu Thannhausen aufzugeben und eine andere, einträglichere zu suchen. Er meldete sich mehrmals um eine Pfarrstelle, zuletzt um eine wenig bedeutende Dorfpfarrei, wurde aber allemal abgewiesen. Dieß erregte Aufsehen. Es war bekannt, daß Christoph Schmid die biblische Geschichte für die Schulen Bayerns verfaßt und seine Distriktsschule zu einer Musterschule erhoben hatte. Man vermuthete geheime Ursachen. Allein die einzige Ursache war ein unrichtiger Zeitungsartikel. Es kam so: Der damalige neue Schulplan des Oberkirchenrathes Wismayer war öffentlich bekannt gemacht worden und wurde von Vielen, besonders von Norddeutschen ver=

werflich gefunden. Der berühmte Philolog Voß, der nach Bayern berufen worden war, hatte diesen Ruf abgelehnt, weil er nach diesem Studienplane unmöglich lesen könne. Christoph Schmid hatte ein Dekret als Professor der Pädagogik und Aesthetik in Dillingen erhalten, nahm aber aus den bereits genannten Gründen die Stelle nicht an. Da wurde aber in den Zeitungen bekannt gemacht, Christoph Schmid habe nicht wegen seiner Gesundheit, sondern weil der neue Studienplan ihm nicht zusage, die Professur nicht annehmen wollen. Diese Bekanntmachung stieß den Oberkirchenrath Wismayer, zumal in seiner damaligen Bedrängniß, sehr vor den Kopf. Er war bisher Christoph Schmid geneigt, sonst hätte er ihn nicht wiederholt eingeladen, die Professorsstelle anzutreten. Von nun an wurde er ihm abgeneigt, und unter den damaligen Verhältnissen war in Bayern kein Aufkommen mehr für Christoph Schmid.

Während er nun eines Abends nachsinnend über seine Lage zu Hause saß, brachte der Ortsbote einen Brief. Dieser war von Herrn von Jaumann, der damals Dompfarrer in Rottenburg, in Württemberg, war. Er schrieb ihm, daß der bisherige Pfarrer in Oberstadion in Württemberg gestorben sey und ermunterte ihn, den Grafen von Stadion, der diese einträgliche Stelle zu vergeben habe, um Verleihung derselben zu bitten. Er versicherte Christoph Schmid, man werde ihn in Württemberg mit Freuden auf=

nehmen. Christoph Schmid, dessen Bruder Martin in Oberstadion als gräflicher Rentamtmann angestellt war, erkannte hierin einen Wink der Vorsehung. Er schrieb an Dompfarrer Jaumann zurück, daß er geneigt sey, um diese Stelle anzusuchen, nur sey ihm ein Umstand dabei sehr unangenehm, nämlich, sich vorher nach den Landesgesetzen Württembergs einer Prüfung, dem sogenannten Pfarrconcurse, unterziehen zu müssen. Dompfarrer Jaumann schrieb sogleich an Kirchenrath Werkmeister in Stuttgart, welcher umgehend die Versicherung gab, daß von Christoph Schmid eine Prüfung nicht gefordert würde. Nach längerm Schwanken und Zögern reichte nun Christoph Schmid eine Bittschrift an den Grafen von Stadion, der sich damals auf seinen Gütern in Böhmen befand, ein. Es lagen über zwanzig Gesuche um die Pfarrstelle Stadion vor; das Bittschreiben Christoph Schmid's war das letzte, welches einlief und nur in Briefform abgefaßt. Sobald Graf Stadion dasselbe gelesen, öffnete er die übrigen nicht mehr, sondern übersandte Christoph Schmid unterm 5. Oktober 1815 die Präsentation auf die Pfarrei Stadion; Christoph Schmid reichte nun sein Gesuch um Entlassung aus Bayern ein und erhielt sie; am 5. Januar 1816 wurde er von dem Könige von Württemberg auf die Pfarrei Oberstadion bestätigt.

„Wie ein elektrischer Schlag," schreibt die oft genannte Schülerin, „wirkte die Nachricht durch ganz Thannhausen, der allgeliebte und allgemein verehrte

Lehrer und Freund der Jugend, der geistliche und leibliche Wohlthäter der Gemeinde, werde dieselbe nun nach beinahe zwanzigjährigem, segensvollem Wirken verlassen. Trauernd unterredete man sich in allen Kreisen, ob es keine Möglichkeit mehr wäre, durch Bitten und Versprechen den Hochverehrten in unserer Mitte zu erhalten. Die Vortheile der Beförderung waren jedoch zu überwiegend und noch manche andere Verhältnisse erheischten es, diesem Rufe zu folgen."

Auch Christoph Schmid trennte sich ungern von Thannhausen und dem Kreise seiner Wirksamkeit, der ihm lieb geworden war. Nun, da er die Saat, die er mit unermüdlichem Fleiße ausgestreut hatte, aufgegangen sah, sollte er sie verlassen, um anderwärts ein vielleicht undankbares Feld zu bebauen. Das schmerzte ihn. Er trug indessen, so viel er vermochte, noch Sorge dafür, daß das von ihm begonnene Werk der Bildung und Erziehung der Jugend in seinem Geiste fortgeführt werde. Er schrieb vor seinem Abgange an den ihm vorgesetzten Kreisschulrath Müller in München: „Bevor ich Thannhausen verlasse, biete ich Ihnen noch einmal die Hand und danke Ihnen aus vollem Herzen für all die unbeschreibliche Güte, die Sie als Vorstand und Freund für mich hatten. Ich bin zu gerührt, Vieles zu sprechen. Mein Trost ist, daß Ihre Liebe und Achtung mich begleitet. Daß mir, indem ich Thannhausen verlasse, diese Schule vorzüglich am Herzen liege und ich die-

selbe gerne in gutem Stande erhalten wüßte, können Sie sich leicht denken. Ich empfehle sie daher Ihrer besondern Aufmerksamkeit und bitte Sie, auf Ihrer nächsten Reise an Thannhausen nicht vorbeizugehen. Ich weiß es aus Erfahrung, daß ein Besuch von Ihnen den Eifer der Lehrer und Schüler immer neu belebt."

„Ueberdieß muß ich Ihnen noch einen besondern Wunsch vortragen. Sowohl Herr Pfarrer und ich, als auch die ganze Gemeinde Thannhausens wünscht, daß mein Herr Mitkaplan Singer in meine Stelle eintreten könnte. Da Herr Singer ein Freund und Kenner des Schulwesens ist und vorzügliche Talente zum Unterricht hat, so könnte er die Aufsicht über die hiesige Schule am besten fortführen. Käme hingegen, wie es bei dergleichen Benefizien zu geschehen pflegt, ein alter, ausgedienter Mann hin, so würde es, da der Herr Pfarrer bereits altert und Herr Kaplan dann mit der Seelsorge einer Pfarrei von 1600 Seelen genug zu thun hätte, um die Schule so gut als geschehen seyn. Ich bitte Sie daher herzlichst, lassen Sie sich doch die Kinder empfohlen seyn und tragen Sie Alles bei, was Sie nur immer können, meinen Wunsch zu erfüllen."

An die Pfarrer seines Schuldistrikts, die zugleich Lokalschulinspektoren waren, und an die Schullehrer, richtete Christoph Schmid folgendes Abschiedsschreiben:

Hochwürdige, Hochzuverehrende Herren Schulinspektoren!

Wertheste Herren Lehrer!

Indem der unterzeichnete Distriktsschulinspektor seine Stelle verläßt,

dankt er mit gerührtem Herzen den Herren Lokal-Schulinspektoren für die vielen Beweise von Achtung und Zutrauen, womit Sie ihn beehrten, bezeugt den Herren Schullehrern seine Zufriedenheit für die Bereitwilligkeit und den redlichen Eifer, womit sie ihre Schulen zu vervollkommnen suchten,

empfiehlt die Kinder, in deren Mitte er bei den öffentlichen Prüfungen die vergnügtesten Stunden genoß, der treuen Obsorge der Herren Schulinspektoren und Lehrer, woran sie es eingedenk der Worte des göttlichen Kinderfreundes: „Was Ihr einem aus diesen Mindesten thut, habt Ihr Mir gethan", nie werden fehlen lassen, und sagt den Herren Inspektoren, Schullehrern und auch den Kindern das herzlichste Lebewohl. Er schließt mit der Versicherung, daß er auch in der Ferne Sie im Herzen tragen und stets mit Achtung und Liebe Ihrer gedenken werde. Gott der Allmächtige und Jesus Christus unser Herr und Heiland segne Sie Alle!

Thannhausen, den 3. März 1816.

Den Schulen seines Distrikts schenkte Christoph Schmid als Andenken mehrere hundert Exemplare

seiner biblischen Geschichte, den Lehrern einzelne pädagogische Schriften.

Von der Gemeinde Thannhausen nahm er, als er seine letzte Predigt hielt, persönlich Abschied. Aus dieser einfachen, herzlichen Rede mögen einzelne Stellen hier stehen. Man kann auch daraus entnehmen, in welch innigem Verhältnisse Christoph Schmid mit dieser Gemeinde gestanden ist. Er sagte im Eingange: „Es sind nahezu zwanzig Jahre, seitdem ich zum erstenmale diese heilige Stätte betrat; es war am heiligen Christtage 1796. Ich begrüßte Euch mit dem freundlichen Gruße: Ich verkünde Euch eine große Freude rc. rc. Ach, wie Vieles erlebten wir seit jener Zeit mit einander! Wie Viele, die damals noch meinen Gruß vernommen, sind nicht mehr! Ja wir sind nur Pilger auf dieser Erde, wir haben keine bleibende Stätte; Alles ist vergänglich. Was können wir anders thun als aufblicken zu Dem, der allein unvergänglich ist und ganz auf Ihn vertrauen!" Hierauf legte er seinen Zuhörern die Befolgung der drei christlichen Haupttugenden, Glaube, Hoffnung und Liebe an das Herz und wendet sich alsdann an die einzelnen Stände. „Euch, Ihr lieben Kinder", fuhr er fort, „empfehle ich dem göttlichen Kinderfreunde, Jesus Christus. Er hat seine größte Freude an den Kindern. Er hat Euch herzlich gerne. O bleibt bei Ihm und seyd Ihm alle Zeit treu! Seyd auch Euern Aeltern recht gehorsam und ehret sie. Lernet

fleißig in der Schule und befolget die Lehre, die Ihr bisher von mir empfangen habt und die Ihr noch empfangen werdet. Bewahret Eure Herzen rein von allem Bösen, bewahret Eure Unschuld; sie ist Euer köstlichstes Kleinod. Jesus Christus, der göttliche Kinderfreund, wird sie Euch bewahren helfen; o bleibet und werdet recht fromm und gut, damit einst Eure Aeltern und alle guten Menschen Freude an Euch erleben!"

Und ihr Jünglinge und Jungfrauen! Wie könnte ich Euch heute noch Alles wiederholen, was ich Euch so oft gesagt habe! Nur kurz will ich meine Ermahnungen und Wünsche in diese Worte zusammenfassen: Ihr seyd es, die ich von Eurer zartesten Jugend an unterrichtet habe. Ihr wißt es gewiß noch, wie ich Euch, so gut ich es vermochte, Eurem göttlichen Kinderfreunde zuführte. Denkt heute zurück an Eure erste heilige Kommunion! Wie rührten mich damals Eure Thränen; sie sagten mir, wie voll Andacht und Liebe gegen Gott Eure Herzen waren. Erneuert diese Empfindungen wieder! Ihr seyd jetzt in der Blüthe der Jahre, aber auch in dem Alter, in dem die Versuchungen zum Bösen am heftigsten und gefährlichsten sind. Ihr lebet in einer Zeit, in der Unzucht, Wohllust und Schandthaten aller Art überhand genommen haben. O lasset Euch nicht hinreißen von den Reizen der Sünde, hütet Euch vor Verführung! Es sind viele unter Euch, besonders

unter den Jungfrauen, welche noch rein und unschuldig sind. O bleibet treu Eurem Heilande, werdet täglich noch besser, bewahret Eure Herzen rein und unbefleckt! Sprechet zu der unreinen Begierde: du bist zu schlecht für mich; ich kenne etwas Besseres: Unschuld, Reinigkeit und Herzensruhe. Sie seyen mein Erbtheil, meine Zierde! Seyd und bleibet gut, dann seyd und bleibet Ihr auch glücklich! Bittet täglich um die Gabe der Beharrlichkeit im Guten und betet auch für diejenigen, welche auf Irrwegen sind, daß der liebe Gott sie auch auf den rechten Weg führen möge. Viele sind unter Euch, die ich unterrichtete. Möge keines verloren gehen! Noch einmal, bewahret meine Lehren, werdet recht gut, dann seyd Ihr die Freude der Engel, die Freude Eurer Aeltern und aller guten Menschen!

Christliche Aeltern! Was ich Euch schon so oft gesagt habe, sage ich Euch heute zum letztenmale. Erziehet Eure Kinder christlich und in der Furcht Gottes; gebet Acht auf sie und sorget, daß sie nicht verführt werden; laßt sie nicht überall herumlaufen, damit sie nicht in böse Gesellschaften gerathen. Schicket sie fleißig in die Schule und in den christlichen Unterricht, aber denket ja nicht, daß es hiemit schon gut sey. Wir Lehrer können sie nur unterrichten und ermahnen. Ihr aber müßt sie erziehen; müßt einen guten, festen Grund in Ihre Herzen legen, dann kann man erst gute Menschen aus ihnen machen; ja

Eure Kinder empfehle ich Euch ganz besonders an, sie sind Euer größter Schatz, den Euch der liebe Gott anvertraut hat. Bewahret sie für Gott und gehet ihnen vor Allem mit gutem Beispiel voran; lebet in Liebe und Eintracht mit einander und da, wo bisher Unfriede herrschte, da kehre der Friede ein! Seyd eingedenk der Treue, die Ihr einander am Altare vor Gottes Angesicht versprochen habt; reicht einander die Hände und gelobet einander auf's Neue Liebe, Frieden und Treue! Nur dann kann Gottes Segen auf Euch und Euren Kindern ruhen.

Ihr Dienstboten seyd gehorsam Euren Herrschaften; seyd treu und redlich, entwendet nicht das Geringste; vertragt Euch wie Kinder des Hauses!

Ihr Herrschaften seyd nie rauh und hart gegen Eure Dienstboten! Denkt, daß sie sich viel plagen müssen; behandelt sie sanft und gutmüthig. Sorgt nicht bloß für Ihr zeitliches Wohl, für Kost und Lohn, sondern auch für Ihr ewiges Seelenheil; haltet sie wie Eure eigenen Kinder!

Und Ihr Greise, deren Angesicht ich wohl nicht mehr sehen werde, Euch rufe ich zu: Wenn Ihr vielleicht den schönsten Theil Eures Lebens der Welt und nicht Gott gewidmet habt, so zaudert nicht länger, fanget heute noch an und weihet Euch ganz Gott, damit Ihr, wie Simeon einst sagen könnet: „„Nun, o Herr, entläßest Du Deinen Diener im Frieden!““

Vergesset Ihr Alle, meine Zuhörer, nicht, was ich heute, das letztemal, zu Euch gesprochen habe!

Allen, die mir Gutes erwiesen haben, danke ich hier öffentlich, besonders danke ich Euch für die Aufmerksamkeit, mit der Ihr mir zugehört habt, für die Beweise der Liebe, welche Ihr besonders in der letzten Zeit meines Hierseins mir gegeben habt. Gott wird Euch Alles vergelten! Wie sehr fühle und wünsche ich, daß ich noch viel mehr Gutes hätte thun können, allein es ist Euch bekannt, daß ich noch viele auswärtige Schulen zu beaufsichtigen hatte und deshalb meine Kräfte Euch nicht ungetheilt widmen konnte. Wenn ich also wegen auswärtiger Geschäfte das Eine und Andere versäumt haben sollte, so habt Nachsicht mit mir. Ich werde auch noch aus der Ferne auf Euch zu wirken suchen und die Bücher, welche ich geschrieben habe, werden auch noch Euren Kindern zukommen. Es sind auch Viele unter Euch, die mir Ihr ganzes Zutrauen schenkten, deren Gewissensfreund ich war; der liebe Gott wird für sie sorgen.

Sollte ich eines unter Euch ohne mein Wissen und gegen meinen Willen beleidigt haben, so bitte ich hier öffentlich um Verzeihung. Denen, die mich beleidigt haben, habe ich schon längst verziehen. Mein Herz kennt keinen Groll. Wir wollen in Liebe und Friede von einander scheiden. Gedenket auch meiner und betet für mich, wie ich für Euch bete. O wie wird es mich freuen, wenn ich in der Ferne von

Euch höre, daß Ihr noch fromm und gut seyd; und wie traurig würde es für mich seyn, wenn ich hören müßte, daß die vielen Ermahnungen Eurer Seelsorger fruchtlos seyen, daß Ihr in Sünde verfallen seyd! Gott wolle das verhüten!

Und nun lebet wohl und empfanget zum letzten Mal noch meinen priesterlichen Segen!

Segne, o Gott, die Kinder und bewahre Ihre Unschuld,

segne alle Jünglinge und Jungfrauen, daß sie rein und keusch leben,

segne die Aeltern, daß sie ihre Kinder christlich erziehen,

segne die Greise, daß sie einst getrost sterben,

segne die ganze Gemeinde,

segne ihren treuen Seelenhirten und seinen würdigen Mitarbeiter,

segne die weltliche Obrigkeit,

segne den König, den Grafen, ganz Bayern, mein bisheriges, so geliebtes Vaterland, segne ganz Deutschland! Gott erbarme sich Eurer und verzeihe Euch Eure Sünden! Es segne Euch der allmächtige, allbarmherzige Gott, der Vater, der Sohn und der heilige Geist! Amen.

Am folgenden Tage reiste Christoph Schmid ab. „Als der Reisewagen", schreibt seine Schülerin, „bereit stand, versammelte sich die ganze männliche Jugend Thannhausens, was Pferde auftreiben konnte.

Zwei Kutschen, worin die geistlichen und weltlichen Beamten saßen, warteten auf den Scheidenden, um ihn mit den reitenden Jünglingen zwei Stunden weit bis Krumbach begleiten zu können. Sein letzter Gang war in die Schule, wo er meinem Vater und den Schulkindern noch einmal das letzte Lebewohl sagte. Dann stieg er ein. Nun schrien und weinten alle Kinder zusammen und baten meinen Vater, sie zu entlassen. Der ganze große Platz vor der Wohnung Christoph Schmid's wimmelte von Kindern und Erwachsenen. Die Kinder und viele viele Erwachsene weinten, ja schluchzten laut und liefen noch weit hinaus auf die Straße dem Zuge nach, bis Wagen und Reiter aus ihren Augen verschwanden."

---

3. Christoph Schmid als Pfarrer in Ober-Stadion.

Im Frühlinge 1816 kam Christoph Schmid in Oberstadion an. Es ist dieses ein großes Pfarrdorf in Oberschwaben, drei Stunden von der Stadt Biberach entfernt. Der Graf von Stadion besitzt hier ein ansehnliches Schloß, von dessen Fenstern aus man weithin das schöne, fruchtbare Donauthal und viele Ortschaften übersehen kann. Im Hintergrunde erhebt sich die schwäbische Alp. Dieses Schloß ist das Stammschloß des alten und in der deutschen Ge=

schichte berühmten Geschlechtes der Grafen von Stadion, ehemals Stadegun genannt.

Der erste Gang Christoph Schmid's nach seiner Ankunft in Oberstadion war in die Kirche, um hier den Segen des Himmels auf sich und seine Gemeinde herabzuflehen. Er freute sich, ein würdiges Gotteshaus zu finden; denn die Kirche ist groß und im altdeutschen Style erbaut, auch besitzt sie mehrere werthvolle altdeutsche Gemälde; desgleichen Büsten und Standbilder aus der Blüthe der Holzschneidekunst, und einen Flügelaltar von Jörg Stocker aus Ulm (1547).

Den Pfarrhof traf Christoph Schmid sehr verwahrlost an. Seine beiden Vorfahrer, welchen als Zehentherren die Baupflicht oblag, hatten wenig, fast gar nichts für die Unterhaltung des großen Pfarrhauses gethan. Christoph Schmid mußte daher sogleich Zimmerleute und Maurer kommen lassen, um das Gebäude wohnlicher zu machen. Damit er seiner Muße ungestörter leben könne, ließ er sich auf dem geräumigen Boden des Hauses ein kleines, gegen Morgen gelegenes Studirzimmer herrichten. Hier schrieb er in freien Stunden mehrere seiner Erzählungen. Anfangs blieb ihm jedoch nur wenig Zeit zu literarischen Arbeiten übrig. Es war außer ihm nur noch ein Geistlicher als Kaplan in Oberstadion angestellt; die Pfarrei zählte über 1300 Seelen und hat mehrere entlegene, zum Theil sehr große Filiale. Ueberdieß mußte Christoph Schmid die neuen Ver=

hältnisse, die ihm fremden Verordnungen in Würtemberg erst kennen lernen. Er trat sein neues Amt als Pfarrer mit Muth und Freude an. In der ersten Predigt, die er hielt, sagte er zu seinen Pfarrkindern: „Es ist eine große Freude für mich, daß ich Euch, durch eine Fügung der göttlichen Vorsehung hierher versetzt, das Erstemal als Euer Pfarrer das Wort Gottes verkünden kann. Zwar komme ich ganz fremd aus einem andern Lande, aus Bayern, hierher zu Euch, und ihr Alle habt mein Angesicht vor wenigen Tagen das erstemal gesehen. Allein wir sind einander doch nicht fremd. Wir haben Einen Vater im Himmel, sind durch das Blut Eines Erlösers losgekauft, durch Einen heiligen Geist geheiligt, leben im Schooße der Einen katholischen Kirche, sind zu Einem ewigen Leben bestimmt. Ja wir gehen von nun an einander sehr nahe an. Nicht umsonst heißt Ihr meine Pfarrkinder. Ein Pfarrer soll nach Gottes und Jesu Willen der väterliche Freund seiner Gemeinde, die Pfarrangehörigen sollen wie Kinder gegen ihn gesinnt seyn. Euer Pfarrer ist dazu verordnet, Euch auf der Reise dieses Lebens den rechten Weg zum Himmel zu zeigen." Hierauf ermahnte er seine Pfarrkinder, fleißig das Wort Gottes, das er ihnen im Auftrage des Bischofes verkünde, anzuhören. Dieser Mahnung bedurfte es indessen nicht. Die liebevolle Freundlichkeit, welche Christoph Schmid wie angeboren war, hatte ihm so=

gleich aller Herzen gewonnen. Freudig eilten die Pfarrangehörigen an Sonn- und Feiertagen herbei, um das Wort Gottes aus seinem Munde zu vernehmen. Christoph Schmid bereitete sich immer sehr fleißig auf die Predigten, die er hielt, vor. Er schrieb die meisten wörtlich nieder und trug sie bei seinem trefflichen Gedächtnisse eben so vor. Unter seinen hinterlassenen Schriften finden sich eine Menge Kanzelvorträge aus dieser Zeit. Sie sind im Geiste des heiligen Johannes gehalten. Der Grundton darin ist die Liebe. Er läßt sich in diesen Reden ganz zu dem Volke herab. So führt er z. B. in einer dieser Reden, in der er von der Güte Gottes gegen die Menschen sprach, seine ländlichen Zuhörer gleichsam an der Hand in ihrem eigenen Hause umher. „Siehe", heißt es darin, „Dein Gott hat Dir Gaben bescheert in Deinem Stadel, denn Dein Gott ist es, der ihn mit reichem Segen voll gefüllt hat; in Deinem Stalle, denn Gott ist es, Der auch dem Vieh Gedeihen geben und es vor Seuchen und Unglück bewahren muß. Die Beweise der Vaterliebe Gottes hast Du täglich in Händen; denn die schweren Getreidegarben, die so oft durch Deine Hände gehen, sind Seine Gaben; das Heu, das so oft Deine Arme füllt, siehe es ist Seine Gabe; der Flachs, mit dem Du so viel umgehst, der Faden, der beim Spinnen durch Deine Finger geht, ist Seine Gabe; das Holz, das Deine Speise kocht und Deine Stube im Winter warm macht, ist Seine Gabe. Sonne,

Mond und Sterne, Wolken, Thau und Regen, der Himmel über Dir, die Erde unter Dir predigen Dir als so viele Zeugen Gottes Vaterliebe. Ja selbst Dein Auge, mit dem Du alle diese Wunder Seiner Güte ansiehst, und die Hand, mit der Du Seine Gaben empfängst, sind Gaben Seiner Liebe." Christoph Schmid liebte es, wie schon weiter oben bemerkt, Locales in seine Reden einzuziehen. Er sprach z. B. einmal an einem Kirchweihfeste von der Gründung der Pfarrei und der Kirche, wobei er auf die in der Kirche befindlichen Grabsteine der edeln Ritter hinwies, welche die Kirche erbaut und dotirt hatten und die Zuhörer zum Gebete für sie aufforderte; an einem Bruderschaftsfeste erklärte er die Entstehung und Einführung der Bruderschaft in der Pfarrei mit allen einzelnen Nebenumständen. Dadurch gelang es ihm, die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer rege zu erhalten und sie für die höhern Zwecke, die er dabei erreichen wollte, empfänglicher zu machen. Ebenso lud er an Festtagen zuweilen fremde Prediger ein. Seine Absicht dabei war, die nur zu leicht erschlaffende Aufmerksamkeit des Volkes auf's Neue anzufeuern.

Die Schule besuchte Christoph Schmid alle Tage, um Religionsunterricht zu ertheilen. Die christliche Lehre an den Sonntagen Nachmittags hielt er, auch als er später einen Vikar auf seine Kosten genommen hatte, immer selbst. Er erklärte nur wenig, dieses Wenige aber sehr ausführlich und klar, fragte dann ab und suchte

auf diese Weise die christlichen Wahrheiten gleichsam festzunieten im Gedächtnisse und Herzen der Jugend. Gerne pflegte er Erzählungen sowohl aus dem Leben der Heiligen, als aus dem gewöhnlichen Leben in seine Vorträge zu verweben. Durch die ihm ganz eigene Gabe, Geschehenes zu schildern und auszumalen, feßelte er die Aufmerksamkeit der sonst flüchtigen Jugend in hohem Grade. Manche an sich trockene Geschichte gewann in seinem Munde an Interesse, und er wußte immer diejenige Seite hervorzuheben, welche rührend und bestimmend auf das Herz und den Willen einwirkte.

Die Oelbergbetrachtungen, welche Christoph Schmid in Thannhausen während der Fastenzeit an den Donnerstagen Abends gehalten hatte, führte er auch in Stadion ein. Auch hier war diese Andacht außerordentlich besucht. Nicht bloß aus der Pfarrei Stadion, auch aus andern, nahe gelegenen Pfarreien kamen viele Andächtige, um daran Theil zu nehmen. Da es meist dunkel wurde, bis dieser Gottesdienst vorüber war, so pflegte ein Mann eine Laterne oder eine Fackel den Heimkehrenden vorzutragen, die ihm betend nachfolgten. Man konnte an den Donnerstagen Abends während der Fastenzeit viele Gruppen laut betender Landleute mit Lichtern von Stadion aus über Berge und auf der Ebene nach Hause ziehen sehen.

Die Einkünfte der nicht unbedeutenden Kirchenstiftung, die sich zu Stadion befindet und welche im

Jahre 1458 von Ritter Hans von Stadion gemacht worden war, verwandte Christoph Schmid als Vorstand des Stiftungsraths ganz im Sinne der Stifter, ebenso verwaltete er die Armenstiftung daselbst sehr weise, indem er stets darauf drang, daß nur würdige Arme und Kranke daraus unterstützt wurden. Dabei unterließ er es nicht, aus eigenen Mitteln arme Kranke zu erquicken. Er konnte jetzt, da er ein reichlicheres Einkommen hatte, noch mehr Gutes thun. Viele arme Kranke erhielten Wein und kräftige Speisen vom Pfarrhause aus. Die Schwester Christoph Schmid's, welche immer selbst kochte, schämte sich nicht, solchen Kranken Fleisch und Suppe vom Heerde hinweg eigenhändig in ihre Hütten zu bringen; zugleich ermahnte sie dieselben, ihre Leiden geduldig und im Aufblicke zu Gott zu ertragen. Auch für wohlhabende Kranke, denen es zwar nicht an Mitteln fehlte, deren Angehörige aber keine Krankenkost zu bereiten verstanden, kochte sie im Auftrage ihres Bruders stärkende Speisen.

Besonders viel Gutes hat Christoph Schmid im Theurungsjahre 1817 gethan. Er schreibt darüber: „Es war ein schreckliches Jahr; die Getreidepreise stiegen ungeheuer. Ein Wohlthätigkeitsverein wurde angeordnet, eine sehr wohlthätige, sehr weise Anstalt. Gott wolle die hochselige Königin Katharina in jener Welt dafür belohnen. Mir wurde ein eigener Bezirk angewiesen. Ich arbeitete mit Lust, ja mit Feuer. Meine Mitgeistlichen, Schullehrer, Schuladspiranten,

ja sogar weibliche Hände, mußten die Berichte, Vorschläge, Tabellen und Anfragen, die ich verfaßte, abschreiben. Es geschah wahrhaft Gutes, das mich innig freut."

Als die Noth vorüber war, wurde Christoph Schmid wegen seiner Sorgfalt für die Armen von den Regierungsbehörden in einem besondern Schreiben belobt.

Noch mehr hatte er durch seine aufopfernde, von jeglicher Nebenrücksicht freie Wohlthätigkeit die Herzen seiner Pfarrangehörigen gewonnen. Sie kamen ihm mit Liebe und Hochachtung entgegen und waren stolz darauf, einen so eifrigen Seelenhirten zu haben. Diese Anhänglichkeit äußerten sie unter Anderm einmal auf folgende, ächt ländliche Weise. An das Pfarramt war ein amtliches Schreiben gekommen mit der Weisung, irgend einen alten, frommen Gebrauch in der Kirche abzustellen. Der Weisung war die Drohung beigefügt: der Pfarrer habe, wenn er sich säumig in der Sache zeige, eine empfindliche Strafe zu gewarten. Christoph Schmid las dem Gemeinderath das amtliche Schreiben vor. Als er damit fertig war, erhoben sich alle Gemeinderäthe höchst entrüstet, schlugen mit den Fäusten auf den Tisch und riefen: „Nur anrühren soll man Sie, Herr Pfarrer, nur anrühren!" Die Bauern waren nämlich der Meinung, unter dieser empfindlichen Strafe, womit das amtliche Schreiben den Pfarrer bedrohte, sey eine körperliche Züchtigung verstanden. Christoph Schmid schilderte diese

Scene, welche ihn sehr ergötzte, wortgetreu in seinem Berichte an die Regierungsbehörde. Es kam keine Antwort mehr; der alte Gebrauch blieb bestehen.

Unter den Pfarrkindern Christoph Schmid's gab es freilich auch solche, welche nicht auf seine Ermahnungen hörten und ihn durch ihren ärgerlichen Lebenswandel betrübten. Wie seufzte er, wie angegriffen und blaß sah er jedesmal aus, wenn er von dem einen oder andern seiner Pfarrangehörigen etwas Nachtheiliges oder Aergerliches hören mußte! So verursachte ihm, wie er erzählte, ein Mann in seiner Gemeinde lange Zeit hindurch großes Herzeleid. Dieser verübte viele sehr schlaue Streiche und Diebstähle. Er kam einigemale in das Arbeitshaus. Kein Ermahnen und Zureden half. Einmal stahl er dem Kaplan in Unterstadion sogar eine Kuh aus dem Stalle. Entdeckt und angeklagt, suchte er sich vor dem Gerichte damit zu entschuldigen: „die Kuh habe ja dem Kaplan gehört, der habe ohnedieß ein reichliches Einkommen und empfinde den Schaden nicht besonders.“ Er wurde abermals in's Arbeitshaus abgeführt. Auf dem Wege dahin begegneten ihm Soldaten, die aus der Pfarrei Stadion gebürtig waren und aus ihren Kasernen in Urlaub nach Hause zurückkehrten. Der leichtsinnige Mensch grüßte sie lachend mit den Worten: „So, ihr gehet in Urlaub; ich rücke wieder ein.“ Nach einigen Jahren kam der Mann wieder nach Hause und erkrankte gefährlich.

Christoph Schmid besuchte ihn und ermahnte ihn liebreich, das Heil seiner Seele zu bedenken. Er wollte jedoch weder von einer Bekehrung noch vom Tode etwas wissen; ja er sagte zu einem bekannten Bauern, der ihn besuchte, er habe im Sinne, den Schneider kommen und sich einen neuen, tuchenen Rock anmessen zu lassen. Der Bauer lachte und sprach: „Nicht der Schneider, der Schreiner mißt Dir gebald einen hölzernen Rock an.“ Christoph Schmid sagte: dieses derbe, dem Volksmund entnommene Wort habe bei diesem Menschen mehr gewirkt, als seine sanften Ermahnungen. Er bekehrte sich und Christoph Schmid hatte den Trost, ihn reumüthig sterben zu sehen. Da der Mann seiner Streiche wegen in der ganzen Gegend umher bekannt war, fand sich bei seiner Beerdigung eine Menge Menschen ein. Sie sagten: „wir wollen doch hören, was der Herr Pfarrer Diesem für eine Leichenpredigt hält?“ Christoph Schmid wählte zu seinem Vorspruche die Worte der Schrift: „Wer von Euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf ihn.“ An diese Worte anknüpfend, verheelte Christoph Schmid keineswegs das frühere, ärgerliche Leben des Verstorbenen, sprach dann aber auch von dessen aufrichtiger Bekehrung und bemerkte, daß er ihm noch aufgetragen habe, Alle um Verzeihung zu bitten, die er während seines Lebens in Nachtheil gebracht, geärgert oder beleidigt habe. Zuletzt empfahl er die Seele des bekehrten Sünders dem Gebete der

Anwesenden. Alle Zuhörer gingen gerührt auseinander, und Viele, welche in einer bittern oder schadenfrohen Stimmung gekommen waren, begaben sich versöhnt nach Hause.

Christoph Schmid war gerne in Stadion und erinnerte sich später nicht selten der freundlichen Tage, die er hier verlebt hatte. Die vielen, oft verdrießlichen Geschäfte der mit der Pfarrei verbundenen großen Oekonomie machten ihm keine Mühe, sie wurden von seiner Schwester und seinem als Rentmeister hier angestellten Bruder besorgt. Letzterer, ein sehr gebildeter und zugleich sehr heiterer Mann, trug viel dazu bei, Christoph Schmid den Aufenthalt in Stadion angenehm zu machen. Christoph Schmid erzählte gerne von ihm. Hier nur eine Anekdote. Sobald derselbe als Rentmeister des Grafen nach Stadion gekommen war, hängte er den Schlüssel zu der Fruchtschütte nicht an den gewöhnlichen Nagel in der Kanzlei, sondern an einen Magnet. Der Kastenknecht suchte ihn vergebens an dem sonst bestimmten Orte. Auf seine Anfrage zeigte der Rentmeister mit der Hand auf den am Magnete in der Luft hängenden Schlüssel. Der Kastenknecht blieb verwundert stehen und getraute sich nicht den Schlüssel anzurühren. Der Rentmeister sagte ernst: „Zieh er nur, der Schlüssel geht schon hinweg." Zu seinem großen Erstaunen zog der Kastenknecht den Schlüssel hinweg und entfernte sich kopfschüttelnd damit. Als er wie-

der kam und den Schlüssel an den gewöhnlichen Nagel hängen wollte, sagte der Rentmeister: „Häng er den Schlüssel nur wieder dahin, wo er ihn genommen hat.“ Der Kastenknecht, der noch nie etwas von den Wirkungen des Magnetes gehört hatte, erstaunte auf's Neue, als der Schlüssel daran hängen blieb und betrachtete den Rentmeister, der ruhig fortschrieb, nicht ohne eine gewisse Scheu. Er theilte dieses vermeintliche Wunder sogleich seinen Bekannten mit, indem er bemerkte: der neue Rentmeister könne Zauberkünste, der sey nicht leicht hinter das Licht zu führen.

Wie in Thannhausen, so befand sich auch in Stadion ein schöner Schloßpark. Christoph Schmid lustwandelte gerne in demselben. Der wackere Schloßgärtner, welcher seine Liebe zu den Blumen bemerkte, stellte ihm immer die schönsten eben blühenden Blumen in das Zimmer und schmückte den Hochaltar der Kirche damit. Dankbar erinnerte sich Christoph Schmid noch im hohen Alter an die Freundlichkeit dieses guten Gärtners. In den Sommermonaten kam der Graf meistens mit seiner Familie von Wien aus nach Stadion. Er begegnete Christoph Schmid immer überaus gnädig und brachte viele Stunden in seinem Umgange zu; ebenso die Gräfin. Nachdem Christoph Schmid Domkapitular in Augsburg geworden war, besuchten sie ihn, so oft sie durch diese Stadt reisten und die gräflichen Kinder schrieben an ihn.

Unter den benachbarten Geistlichen verehrte Christoph Schmid insbesondere den Prälaten Friedrich von Walter, damals Pfarrer in Kirchbirlingen. Dieser wahrhaft ehrwürdige und fromme Mann war der letzte Prälat der Reichsabtei Marchthal, Prämonstratenser-Ordens in Oberschwaben. Als diese Prälatur im Jahre 1803 aufgehoben und sammt Gebiet und Einkommen an das fürstliche Haus Taxis kam, erhielt Friedrich von Walter für seine Person eine jährliche Pension von 5500 fl., auch wurde ihm der Bedarf für vier Pferde und einen Kutscher angewiesen und ihm freigestellt, eines der fürstlichen Schlösser zu Scheer oder Schemmerberg zu beziehen. Der Prälat hätte also ein sehr ruhiges und bequemes Leben führen können. Er wollte indessen nicht unthätig seyn. Er verzichtete auf die ihm zum Wohnsitz angebotenen Schlösser, erbat sich von dem Fürsten Taxis die Pfarrstelle in Kirchbirlingen und wirkte auf dieser beschwerlichen Pfarrei als Seelsorger viele Jahre bis zu seinem Tode ungemein segensreich. Seine bedeutenden Einkünfte verwandte er großen Theils zu wohlthätigen Zwecken; er machte Stiftungen für arme Kranke, fleißige Schulkinder und Dienstboten, die längere Zeit treu in seiner Pfarrei gedient und sich untadelhaft betragen hatten.

Zu diesem edeln Manne fühlte sich Christoph Schmid hingezogen und Friedrich von Walter achtete Christoph Schmid als Mensch, Priester und Schriftsteller gleich

hoch. Da Kirchbierlingen nur anderthalb Stunden von Stadion entfernt liegt, so kamen beide Männer öfter zusammen. Nicht selten sah man den ehrwürdigen Prälaten, der stets sein Ordenskleid und das Prälatenkreuz an einer goldnen Kette auf der Brust trug, mit seinen schönen Rappen vor dem Pfarrhause zu Stadion halten. Da der Prälat in der ganzen Gegend umher in hohem Ansehen stand und gewöhnlich der gnädige Herr genannt wurde, so freuten sich die Bauern in Stadion, daß ihr Herr Pfarrer von ihm so geehrt wurde und empfanden aus diesem Grunde eine noch größere Achtung vor Christoph Schmid. Dieser ging gerne zu Fuß an freundlichen Frühlings- und Sommertagen nach Kirchbierlingen. Der Weg dahin führte damals noch durch lichte Buchen- und dunkle Tannenwaldungen und über Anhöhen, von denen aus man eine reizende Fernsicht in's Donauthal und auf die Alp genießt. Christoph Schmid ergötzte sich bei diesen Spaziergängen an dem süßen Gesang der Vögel und an der lieblichen Waldeinsamkeit. In den Erzählungen Christoph Schmid's, namentlich in der Rosa von Tannenburg, finden sich Schilderungen aus dieser Gegend.

Beide Männer theilten sich ihre seelsorglichen Erfahrungen und ihre Ansichten über die neuesten und interessantesten Erscheinungen auf dem Gebiete der Literatur mit. Der Prälat hatte eine sehr reichhaltige Bibliothek, die Christoph Schmid fleißig benützte; er

war auch selbst Schriftsteller und hat eine interessante Chronik seines ehemaligen Klosters, ohne jedoch seinen Namen zu nennen, geschrieben.

Bei Friedrich von Walter lernte Christoph Schmid den Maler Huber von Weißenhorn kennen, welcher ein Schwager des Prälaten war. Der Prälat ließ von diesem in Bayern und Schwaben bekannten und geschätzten Künstler auf seine Kosten für die Kirche von Kirchbierlingen drei Altarblätter in Oel und einige andere Bilder al Fresko malen. Als Huber eben an einem Bilde im Chore malte, das die Sendung des heiligen Geistes vorstellt, fragte ihn der Prälat, welchen unter den dargestellten Aposteln er für den gelungensten halte. Huber deutete mit dem Pinsel auf den Apostel Petrus und sagte: „Wenn der Herr Pfarrer Schmid von Stadion kommt und das Bild sieht, wird er mir beistimmen." Christoph Schmid besuchte an eben diesem Tage den Prälaten. Dieser führte ihn in die Kirche, zeigte ihm das Bild, und fragte ihn, welchen unter den Aposteln er für den gelungensten halte. Christoph Schmid sagte: „Offenbar den Apostel Petrus." Der Prälat und der Künstler lächelten und, da sie Christoph Schmid etwas betroffen darüber ansah, erzählte ihm der Prälat seine Unterredung mit Huber und rühmte Christoph Schmid's Kunstkenntnisse.

Christoph Schmid bestellte bei Huber während des theuern Jahres, da dieser Künstler wenig Arbeit hatte,

vier große Oelgemälde aus der Geschichte Jesu: den englischen Gruß, den Gruß der heiligen Elisabeth, Jesus am Oelberg und Ecce homo. Huber führte diese Bilder mit großem Fleiße und ganz im Geiste der Kirche aus. Wie bei allen Huber'schen Bildern, so ist auch bei diesen das Colorit sehr weich und lieblich. Da ganz vergoldete Rahmen Christoph Schmid zu kostbar däuchten, so ließ er nur die äußern und innern Ränder der Rahmen in Glanz vergolden und die tiefen Hohlkehlen mit orangegelber Farbe ausmalen. Auch in dieser Umrahmung nahmen sich die Bilder sehr gut aus. Sie hingen in seinem Gastzimmer. Christoph Schmid ließ auch in die Kirche zu Stadion auf seine Kosten ein Oelgemälde von Huber malen. Es schmückt den linken Seitenaltar und stellt die Geburt Christi vor. Maria hat das Kind Jesu auf dem Schooße, Joseph kniet davor, die Hirten stehen und knien rings umher; ebenfalls ein liebliches Bild.

Christoph Schmid kam zuweilen nach der Stadt Biberach. Hier besuchte er dann immer den als Genremaler bekannten Künstler Pflug. Im Sommer gebrauchte er rheumatischer Leiden wegen gerne das in der Nähe von Biberach gelegene, freundliche Jordanbad. Auch die Schweiz bereiste er damals. Er sagt über diese Reise in einem Briefe: „Unter den Kunstwerken entzückte uns ein Gemälde der Malerin Ellenrieder und unter den Werken der Natur der Rigi mit seiner herrlichen Aussicht. Ich merkte die

Witterung immer an, weil's mir sehr bange darauf war. Ich fand am Ende, daß es Thorheit war, mich nur einen Augenblick mit dieser Sorge zu ängstigen. Die Witterung war äußerst günstig, und gerade, da wir uns in den schönsten Gegenden befanden, war das Wetter ganz ungemein schön. Wie es nun mit diesen Reisesorgen war, so ist's fast, ja wohl gar immer mit den Lebenssorgen. Das wollen wir uns merken." Sailer besuchte Christoph Schmid einige Male in Stadion; in den Ferien kamen die Professoren Drey und Eschenmayer aus Tübingen zu ihm; auch Demeter, damals Pfarrer in Sasbach in Baden, und Domkapitular Wagner in Rottenburg, beide Schüler und Freunde Sailers.

Christoph Schmid wurde nicht lange, nachdem er Pfarrer in Stadion geworden war, zum Bezirksschulinspektor ernannt. Da er indessen eine große Pfarrei zu verwalten hatte und auch als Schriftsteller noch wirken wollte, lehnte er diese Stelle ab. Nur die Durchlesung und Censurirung der Conferenzaufsätze, welche die Geistlichen seines Kapitels jährlich zweimal ausarbeiten und vor Abhaltung der Pastoralconferenzen einreichen mußten, behielt er auf den Wunsch des ihm vorgesetzten Dekans Vanotti, damals Stadtpfarrer in Ehingen, später Domkapitular in Rottenburg, bei. Er suchte das Institut der Pastoralconferenzen als Direktor derselben neu zu beleben. Er hielt dieselben immer im Pfarrhause ab

und bat, da er selbst nie das Gasthaus besuchte, die Mitglieder nach abgehaltener Conferenz seine Gäste zu seyn. In der Diöcese Rottenburg war die Einrichtung getroffen, daß der Dekan des Kapitels die Themate zur Ausarbeitung aufgab. Damit war Christoph Schmid nicht einverstanden; er war der Ansicht, es sey für das wissenschaftliche Streben förderlicher, wenn jedes Mitglied selbst ein Thema wählen und bearbeiten dürfe; er sagte: „solche erzwungene Arbeiten sinken leicht zu Stylübungen und Schulexercizien über meist abgedroschene Gegenstände herab.“ Es gelang ihm nicht, diesen Mißstand zu heben. Auf der andern Seite trat Christoph Schmid gegen die damals so häufige Bevormundung und Knechtung der Kirche durch den Büreaukratismus auf. Es war unter andern altkirchlichen Gebräuchen auch das Wallfahren, und zwar polizeilich damals in Württemberg verboten worden. Der Dekan des Kapitels hatte mit Beziehung darauf das Conferenzthema gegeben: „Welches sind die Ursachen, die das Auslaufen der Pfarrangehörigen in fremde Kirchen herbeiführen und begünstigen?“ Christoph Schmid bearbeitete über diese Frage einen Aufsatz, in welchem er zwar die Mißbräuche, die nicht selten mit dem Wallfahren verbunden sind, scharf rügt, worin er aber auch freimüthig das Engherzige der Maßregel hervorhebt, den frommen Sinn des Volkes zu stören, und die ganze äußerliche Gottesverehrung der Pfarrangehörigen auf ihre

Pfarrkirche zu beschränken. Er sagt unter Anderm in dieser Arbeit: „daß diese Reisen in religiöser Absicht von Polizei wegen verboten wurden, schien mir eine sehr unglückliche Maßregel. Wenn man L. Sternes launiges Verzeichniß der Reisenden durchgeht, in dem übrigens die religiösen Reisenden vergessen sind, es sey denn, daß er sie unter den gemüthlichen und unschuldigen Reisenden (Sentimental and innocent Traveller) mitverstanden habe, so findet man darunter keine Klasse, denen der Staat bisher das Reisen niedergelegt hätte, außer etwa dem Reisenden, der sich seiner Verbrechen wegen flüchtet. Gestattet und billigt man gelehrte Reisen, Künstlerreisen, Reisen der Handwerker, um sich im Handwerke zu vervollkommnen, merkantilische Reisen vom ersten Kaufmanne, der die Frankfurter Messe besucht, bis herab auf den armen Mann, der den Abgang des Flachses aufsucht und auf seinem Rücken zu Markte trägt: so kann man doch den Reisenden, der mit seiner Reise in Hinsicht der Religion Etwas zu gewinnen hofft, auf seinem friedlichen Wege nicht umkehren heißen, ohne sich den Anschein zu geben, als setze man die Religionsangelegenheiten unter allen menschlichen Angelegenheiten zuletzt, oder als streiche man sie aus der Liste derselben gar aus. Die Wallfahrten könnten also, so lange sie noch bestehen, abgesehen von dem Schädlichen, doch wenigstens den Nutzen haben, daß sie frommen Personen eine der menschlichen Natur angemessene

Erholung und, wenn solchen Orten, was von großer Wichtigkeit ist, erleuchtete Geistliche reich an Religions- und Menschenkenntniß vorstehen, sogar Gemüthskranken Heilung verschaffen." Christoph Schmid entwickelt hierauf die Gründe, warum die Menschen entfernte Kirchen besuchen und fährt fort:

„Noch ein Grund, aus welchem Menschen entfernte Tempel besuchen, ist die Macht der Künste auf das menschliche Gemüth. Die herrlichen, katholischen Tempel, mit denen Deutschland prangt, die selbst hohe Kunstwerke sind und reiche Kunstwerke in ihrem Innern verschließen, sind sie nur für die Stadt, in der sie stehen? Sind sie nicht ein Gemeingut der Nation? Selbst der gemeine Mann tritt mit ehrerbietigem Schauer in diese alten Domkirchen, die als ehrwürdige Denkmale altdeutscher Kunst und altdeutscher Gottesfurcht schon Jahrhunderte dastehen, in ihrer Größe und Festigkeit auf das Unendliche deutend. Wie mächtig wirkt das majestätische Geläute der Glocken, das dahin ruft! Die Orgeltöne, die von den hohen Gewölben wiederhallen und den vieltausendstimmigen Gesang der Volksmenge begleiten, wie hinreißend sind sie, wie erschütternd oft für den Sünder, der sie nur im Vorbeigehen hört! Wie ansprechend sind die Gemälde von großen Meistern, die uns das Göttliche im Menschen mit magischer Gewalt vor Augen stellen! Stimmt nun mit der Erhabenheit und Majestät der Tempelhallen, mit dem Zauber der Töne, den himm-

lischen Gestalten in Gemälden und Statuen, die Würde und Feierlichkeit des Gottesdienstes und die Rede des Predigers zusammen, welches Menschenherz sollte da sich nicht weiter und größer fühlen, es nicht fühlen, daß es mehr als Staub, daß es göttlicher Abkunft sey? Wie, sollte es dem Manne übel zu nehmen seyn, der sie in seinem Leben nur einmal betreten und dem Gottesdienste darin beiwohnen möchte! Wer könnte engherzig und, wenn das Wort gebräuchlich wäre, möchte ich sagen, engköpfig genug seyn, die ganze äußerliche Gottesverehrung desselben auf sein Dorfkirchlein zu beschränken, das, um mich des Ausdrucks eines witzigen Schriftstellers zu bedienen, gleich einem Ausrufungszeichen hinter dem armseligen Dorfe steht?....." Am Schlusse sagt Christoph Schmid:

„Mit dem hie und da berührten Einschreiten der polizeilichen Gewalt kann ich durchaus nicht einverstanden seyn. Werden von der höhern Geistlichkeit Mißbräuche mit Weisheit entfernt, thut die niedere Geistlichkeit an Ort und Stelle ihre Pflicht, so geschieht Alles, was geschehen kann. In den geistigen Angelegenheiten der Menschen, wenigst derer, die bereits mündig sind, ist körperlicher Zwang nie von guten Folgen gewesen. Anwendung von gewaltsamen Mitteln, um das Auslaufen in fremde Kirchen zu verhindern, könnte bei dem Volke, das nicht zu unterscheiden weiß und Alles in concreto nimmt, anstatt dem pfärrlichen Gottesdienste aufzuhelfen, die unselige

Folge haben, daß, wie das in Städten sehr häufig geschehen soll, auch die eigenen Kirchen nicht mehr besucht werden, und es dürfte doch noch besser seyn, fremde Kirchen zu besuchen als gar keine. So wichtig die Untersuchung seyn mag, warum das gemeine Volk fremde Kirchen besuche, so wäre doch die Untersuchung noch wichtiger, warum so Viele, die sich für gebildet halten, allen Kirchenbesuch aufgeben. Der letztere Fehler ist offenbar größer und von verderblicheren Folgen. Das Volk merkt auch so etwas und läßt es hie und da merken; z. B. in einem Epigramm, das aus dem Munde des Volkes genommen ist, und das heißt:

Pfarrer: Was lauft ihr Bauern doch so gern
Zur Kirche in die Stadt?
Schuldheiß: Weil dort die Höflichkeit der Herrn
Uns Platz gelassen hat."

Besonders lästig scheinen Christoph Schmid die Schreibereien gewesen zu seyn, mit denen die Geistlichen in Württemberg damals überhäuft waren und zum Theil noch sind. Er äußert sich darüber in einem Briefe an Sailer also:

„Es ist der allgemeine Wunsch, daß wir endlich einen würdigen Bischof haben, und ihm in geistlichen Dingen ganz möchten untergeordnet werden. Und dann wünschen Viele, daß wir von den vielen Schreibereien, die nur zu oft ein großes Hinderniß der geistigen Thätigkeit sind, befreit werden möchten.

Mir werden diese Schreibereien mit jedem Tage lästiger. Es mag nun wohl meine Nervenschwäche mit Ursache seyn, daß sie mir gar so zuwider sind, indeß mag es mir zur Entschuldigung dienen, daß ich lieber etwas Nützliches als etwas Unnützes schreibe. Es regte sich daher schon öfter der ernstliche Wunsch in mir, die Pfarrei, da ich oft längere Zeit mehr Schreiber als Pfarrer seyn muß, ganz aufzugeben und ein mir angemessenes Benefizium zu suchen, wo ich wohl in der Seelsorge arbeiten, allein von allen den neu ersonnenen Schreibereien, ohne welche die Welt vorhin auch bestand, ganz frei wäre, und dann vielleicht als Schriftsteller meinen Mitmenschen noch nützlich werden könnte."

Demungeachtet beschenkte Christoph Schmid Aeltern und Kinder während seines Aufenthaltes in Stadion mit mehrern Erzählungen. Er gab das Blumenkörbchen, Rosa von Tannenburg, den Weihnachtsabend, das Lämmchen, andere kleine Erzählungen und auch die Blüthen heraus. Die Entwürfe dazu hatte er schon in Thannhausen gemacht; hier arbeitete er sie vollends aus. Briefe von Kindern, in denen sie ihn um eine neue Erzählung baten, oder ihm für eine frühere dankten, bestimmten Christoph Schmid vorzüglich zur Herausgabe derselben. Im Jahre 1818 sandte ihm die Schuljugend zu München ihr neues Gesangbuch, dem ein herzliches Schreiben beigelegt war. Dieß veranlaßte Christoph Schmid, das schöne Büchlein: „Blüthen dem blühenden Alter gewidmet,"

herauszugeben. Er sandte es als Gegengruß der Schuljugend nach München, und schrieb dazu:

„Dem blühenden Alter, und unter diesem vorzüglich Ihnen, meine geliebten jungen Freunde und Freundinnen, sey dieses Büchlein gewidmet; denn Ihre freundliche Güte, mit der Sie Ihr vortreffliches Gesangbuch mir zueigneten, bestimmte mich, Ihnen diese Lieder und Erzählungen als einen Beweis meiner Dankbarkeit gedruckt zu übergeben.

Blüthen mögen diese Kleinigkeiten in Reimen genannt werden, nicht so fast, weil die mehreren dem Jugendalter des Verfassers angehören, als weil er sich darin bemühte, das Wahre und Gute in einer blühenden Sprache, in lieblichen Gleichnissen und Bildern darzustellen. Allein nur Sie können bewirken, daß man diese kleinen Stücke in einer noch schönern Bedeutung Blüthen nennen möge, wenn Sie das Wahre und Gute darin sich aneignen und es zu Blüthen Ihres Geistes machen, die nicht ohne Früchte bleiben.

Gott lasse die schönen Hoffnungen, die auf Ihnen und auf dem heranblühenden Alter Ihres und meines Vaterlandes ruhen, auf's Vollkommenste in Erfüllung gehen.

Dieß ist stets der Wunsch und das Gebet

Ihres
aufrichtigen Freundes
Christoph Schmid.

Stadion, im Jänner 1818.

Im Jahre 1821 erhielt Christoph Schmid von den Zöglingen der damals zu Indersdorf in Bayern bestehenden weiblichen Erziehungsanstalt ein Schreiben, das schon seiner Herzlichkeit wegen hier eine Stelle finden mag. Es lautet:

Hochwürdiger, Hochzuverehrender Herr Pfarrer!

Es würde gewiß eine Kühnheit seyn, daß eine ganze Schaar Mädchen an Euer Hochwürden schreibt und wir würden es nicht wagen, wenn wir sie nicht als unsern besten Freund betrachteten, dessen Schriften wir immer in den Händen haben. Sie werden, Sie können es gewiß nicht ungütig aufnehmen, daß wir Ihnen den Dank schriftlich bezeugen, der Ihnen so sehr gebührt und von dem unsere Herzen so voll sind. O wie viele Freude machte uns unser erstes Lesebüchlein, die schöne Lehre von Gott! Wie viele süße Stunden haben uns die Genovefa, die Ostereier, Heinrich von Eichenfels, das Glück der guten Erziehung schon gemacht! Wie oft haben wir sie schon gelesen, oder lesen hören und immer wieder mit neuem Vergnügen! Wie viele Thränen haben wir dabei geweint! Wir lesen ihre biblische Geschichte und die Blüthen können wir großentheils auswendig; wir nehmen daraus am liebsten unsere Deklamationen. Das Lied: der Knabe Jesus können und beten die Kleinsten von uns. Die Lieder: Die Unschuld und

die Kinder vor der Krippe singen wir so gerne. Wie sollten wir nun für so vieles Gute Sie nicht lieben! Wie sollten wir die Gelegenheit, die sich uns so schön darbietet, Ihnen unsere Dankgefühle laut werden zu lassen, nicht mit Freuden benützen! Schon im vorigen Jahre hörten wir, daß Sie die Kinderwelt mit einem neuen Werkchen, einem Blumenkörbchen, beschenken würden und freuten uns darauf mehr als auf die Veilchen im März. Wie entzückten wir uns schon im voraus an dem Duft und Farbenschmelz dieser Blumen, und wir wurden schon oft traurig, wenn wir auf unsere Anfragen um dieses Büchlein allzeit ein „Nein, noch nicht" vernahmen. Werden wir noch oft diese traurige Antwort erhalten? O, wir bitten, stillen Sie unser Sehnen, erfreuen Sie uns und alle Kinder im deutschen Vaterlande bald wieder mit einem so lieben Geschenke! Dürfen wir noch mehr bitten und Alles sagen, was wir schon oft wünschten? Schon öfter, wenn wir etwas aus der Kirchengeschichte lasen oder hörten, wünschten wir so herzlich, daß Sie die Geschichte der Erbarmungen Gottes mit seiner Kirche von den Aposteln weiters bis auf unsern heiligen Vater Pius erzählten. Oder beglücken Sie uns und alle Kinder nach uns mit dem, was uns am liebsten ist, einer Legende der Heiligen Gottes auf alle Tage des Jahres. Welche Freude, wenn Sie die Arbeit auf sich nähmen! Welcher Lohn von Gott! Wir küssen dankbar die für uns so wohlthätige Hand,

beten um die Erhaltung Ihrer so theuern Gesundheit und sind mit kindlicher Liebe

E. H.

gehorsamste und dankbarste Zöglinge
des w. Erziehungs-Institutes.

Nun folgen 34 Unterschriften.

Christoph Schmid vollendete auf diesen Brief hin die bereits begonnene Erzählung „das Blumenkörbchen", sandte sie den Mädchen und schrieb ihnen dazu folgende Zeilen:

Ihr freundlicher Wunsch, den Sie freilich schon vor längerer Zeit äußerten, veranlaßte mich, die kleine Erzählung, das Blumenkörbchen, damals sogleich in Arbeit zu nehmen und es für den Druck fertig zu machen. Ich wollte Ihnen zur Antwort sogleich das Büchlein senden; eine Reihe von Hindernissen jedoch, Kränklichkeit und Geschäfte, verzögerten es bis jetzt.

Obwohl nun dieses Büchlein später erscheint, als ich dachte, so würde es ohne Ihren Wunsch wohl noch lange nicht zum Vorschein gekommen seyn. Es dankt seine Erscheinung, wenn dieselbe je etwas Gutes ist, Ihnen.

Dieses Büchlein, zu dessen Erscheinung Sie Veranlassung gegeben haben, nehme ich mir nun die Freiheit, Ihnen zu senden als einen kleinen Beweis, daß ich Ihre Zuschrift nicht vergaß, und als einen Beweis der Freude, welche mir dieselbe machte.

Was mich darin am meisten rührte, sind die edeln Gesinnungen, die ich in jeder Zeile fand, die Ihnen und Ihren verehrten Lehrerinnen zur wahren Ehre gereichen, und die Sie zum Glücke führen werden.

Ich hoffe, daß Sie auch in dieser Erzählung Vieles finden werden, was mit dem, das Ihre verehrten Lehrerinnen sagen, übereinstimmt: daß nur in Gott, Christus, Tugend, wahre Freude zu finden sey. Das ist auch die Hauptsache in diesem Büchlein, das Uebrige ist Einfassung, oder um mich eines andern Ausdruckes zu bedienen, ein Blumenkranz, der um einen Becher kalten Wassers gewunden ist.

Beten Sie für mich, daß Gott mir Gesundheit schenke, so werde ich Ihre weiteren Wünsche erfüllen und Ihnen noch Manches aus der Geschichte der Heiligen erzählen. Versichern Sie Ihre theuern Lehrerinnen meiner Hochachtung. Gottes Engel seyen mit Ihnen!

Dieß der Wunsch und das Gebet

Ihres
aufrichtigen Freundes
Christoph Schmid.

Aus dem Schriftstellerleben Christoph Schmid's mag noch folgende Anekdote hier stehen, die er mir erzählte. Eines Tages kam eine wohlhabende Bauersfrau aus der Pfarrei Stadion in den Pfarrhof und wünschte, den Herrn Pfarrer zu sprechen. Die

Schwester Christoph Schmid's sagte, ihr Herr Bruder studire eben; vielleicht könne sie ihm ihr Begehren ausrichten. „Nein“, erwiderte die Frau, „ich muß den Herrn Pfarrer selbst sprechen, die Sache ist von Wichtigkeit.“ Die Schwester führte die Bäuerin in das Studirzimmer ihres Bruders. Dieser grüßte die Frau und fragte nach ihrem Begehren. Die Bäuerin sagte: „Ich habe gehört, daß Euer Hochwürden schöne Bücher schreiben können und wünschte, daß Sie mir auch ein schönes Buch schreiben möchten.“ Christoph Schmid lächelte und sagte: „Was soll ich Euch denn für ein Buch schreiben?“ Die Frau erwiederte: „Ein Gebetbuch. Es müssen aber darin alle möglichen Gebete vorkommen; Gebete für mich, meinen Mann, meine Kinder, meine Aeltern selig, Götte und Gottin selig (Pathen), kurz für Alles. Sie dürfen das Buch nicht umsonst schreiben. Ich lasse mich schon etwas kosten.“ „Nun,“ sagte Christoph Schmid heiter, „und was wolltet Ihr Euch denn kosten lassen?“ „Einen Gulden, ja wenn das Buch ganz so ausfällt, wie ich es wünsche, auch einen Thaler.“ Christoph Schmid entgegnete: „Gute Frau, für einen Gulden oder einen Thaler kann ich Euch unmöglich ein Gebetbuch schreiben, ja nicht einmal für hundert Gulden.“ Als die Bäuerin von hundert Gulden hörte, wurde sie roth im Gesichte und sagte ärgerlich zu Christoph Schmid: „Warum nicht gar? Welcher Narr wird denn so ein theures Buch kaufen?“

Christoph Schmid hatte Mühe, der Bauersfrau einen Begriff von Bücherschreiben beizubringen.

Während Christoph Schmid Pfarrer zu Stadion war, verlor er seine Mutter. Die vielgeprüfte Wittwe starb in einem Alter von 75 Jahren zu Dinkelsbühl, wo sie dem Bruder Christoph Schmid's, Joseph, der Cantor und Prediger an der Stadtpfarrkirche daselbst war, die Haushaltung führte. Christoph Schmid eilte auf die Nachricht von der gefährlichen Erkrankung sogleich an das Sterbebett der geliebten Mutter, und begleitete ihre Leiche unter heißen Thränen zu Grabe.

Einige Jahre nachher erkrankte auch sein Bruder Joseph gefährlich, und ließ Christoph Schmid schreiben, zu ihm zu kommen. Christoph Schmid reiste sogleich mit seiner Schwester nach Dinkelsbühl. Er traf seinen Bruder tödtlich krank, aber so heiter und innerlich freudig, daß ihm dieß auffiel. Er fragte ihn, wie er bei seinem Zustande doch so heiter seyn könne. Joseph erwiederte: „Lieber Christoph, ich habe den ganzen Tag mit unbeschreiblicher Sehnsucht auf dich gewartet und habe unaufhörlich zu Gott gefleht, Er möge mir die Gnade gewähren, dein Angesicht auf dieser Welt noch einmal zu sehen. Gott hat meine Bitte erhört, und ich glaube daraus schließen zu dürfen, daß ich in der Gnade Gottes bin und darin sterben werde. Das ist die Ursache meiner

großen Fröhlichkeit." Eine Stunde nach der Ankunft Christoph Schmid's war sein Bruder eine Leiche. Christoph Schmid sagte öfter, daß er nie ein verklärteres Antlitz im Tode gesehen habe, als das Angesicht seines Bruders Josephs und bedauerte, daß er keinen Gipsabdruck davon habe nehmen lassen. Dieser Bruder, aus dessen Knabenjahren Christoph Schmid im ersten Bändchen dieser Erinnerungen einige jugendliche Streiche erzählt, ward in der Folge ein überaus frommer Geistlicher, aber dabei ein eigener Mann. Er trug stets ein weites, priesterliches Kleid, einen langen Stab und einen breiten Hut, ähnlich wie die französischen Geistlichen. Wegen seiner schönen Stimme kam er in seiner Jugend als Singknabe in das Dom nach Augsburg, und wurde hier von den Jesuiten erzogen und gebildet. Man sah ihn nirgends als in der Kirche und in den Häusern der Kranken und Armen. Im Sommer und Winter stand er schon vor vier Uhr Morgens auf. Sein erster Gang war in die Kirche, um da sein Brevier zu beten. Er hatte die Gewohnheit, auf dem Wege dahin, laut zu beten. Die Arbeiter und Handwerksleute, welche in den Gassen wohnten, durch die er ging, nannten ihn nur ihre Uhr. Sie sagten: „jetzt ist es Zeit aufzustehen; der Herr Cantor betet schon durch die Straße." Von seinem kleinen Einkommen behielt er nur das zum Leben Nothwendige; alles Uebrige schenkte er den Armen. An einem bestimmten Wochentage las

er in der eine halbe Stunde von Dinkelsbühl entfernten Kapelle, in welcher er einst als Knabe mit seinem Bruder Christoph dem Pater Adrian ministrirt hatte, *) die heilige Messe. So oft er dort hinkam, harrte bereits eine Schaar Armer auf ihn, denen er Brod austheilte, das er jedesmal in den Säcken seines geistlichen Gewandes mitzunehmen pflegte. Einmal hieß er den Bauer, welcher ihm einen Wagen Besoldungsholz brachte, und dem er zufällig auf der Straße begegnete, vor das Haus eines armen Familienvaters fahren und das Holz dort abladen. Als seine Mutter nach einiger Zeit darüber klagte, daß der Bauer das Besoldungsholz nicht bringe, sagte er: „Das Holz habe schon seinen Herrn; man solle ihm nur weniger einfeuern.“ An einem bestimmten Tage im Jahre führte er eine große Anzahl katholischer Einwohner Dinkelsbühls in Procession vier Stunden weit auf den schönen Berg bei Ellwangen. Sobald er die zwei Thürme der Wallfahrtskirche, vom Morgenlichte beleuchtet, aus den Spitzen der Tannenwälder hervorragen sah, kniete er sich mit den Wallfahrern nieder und betete das „Salve Regina.“ In der Kirche angekommen, predigte er, hielt das Hochamt und hörte Beichte. Erst dann genoß er etwas. Unter Gebet und Gesang begleitete er den Zug wieder nach Hause. Sein einziges Vergnügen war die

*) S. Erinnerungen 1. Bändchen S. 50.

Musik und ein Staar, der, wenn er Klavier spielte, auf dem Notenpulte saß und mitmusicirte. Er componirte auch sehr schöne kirchliche Lieder. Außer der heiligen Schrift und den Kirchenvätern las er in der Regel kein Buch. Einmal gab ihm Christoph Schmid Professor Salat's Moralphilosophie zum Lesen. Er gab jedoch das Werk seinem Bruder alsbald mit den Worten wieder zurück: „Dieses Buch hat zwei Fehler: der erste ist, daß man es nicht versteht, und der zweite, daß man es zum Predigen nicht brauchen kann.“ Christoph Schmid erzählte gerne von diesem Bruder, und betrauerte seinen frühen Tod, indem er bemerkte, derselbe hätte bei seinem ächt priesterlichen Wandel und großem Eifer noch Vieles zum Seelenheile der Menschen wirken können. Noch jetzt steht dieser fromme Priester bei den Bewohnern Dinkelsbühls in gesegnetem Andenken.

Nach dem Tode seines Bruders begab sich Christoph Schmid nach Ellwangen, um da meine Aeltern zu besuchen. Eines von uns Kinder, ein Knabe, dessen Taufpathe Christoph Schmid war und der auch Christoph hieß, lag krank darnieder. Er fühlte das innigste Mitleid mit dem Kinde, das sieben bis acht Jahre alt war, setzte sich an sein Bett, und beantwortete liebreich alle Fragen, die es an ihn stellte. Als er, wieder nach Stadion zurückgekehrt, die Nachricht erhielt, daß das Kind schwerer erkrankt sey und Vieles zu leiden habe, schrieb er an meine bekümmerten Aeltern:

„Allerliebste Geschwister! An der Krankheit Eures lieben Kindes und Euren Vater- und Mutterleiden nehmen wir alle dahier den herzlichsten, innigsten Antheil. Wer könnte sich auch die Schmerzen des kleinen, liebenswürdigen Engels nur denken, ohne gerührt zu werden! Und was muß erst Euer Herz, — Vater und Mutterherz — empfinden, die Ihr diese Leiden stets mit Augen sehen müßt? Gewiß — diese Empfindung wäre zu herzzerreißend, wenn wir unsere Blicke nicht höher erheben könnten. Allein ein gläubiger Vertrauensblick zum Himmel bringt Trost herab in alle unsre Erdenleiden, denn was könnte tröstlicher seyn als der Gedanke: Es ist ein Gott der Liebe dort oben und Alles, was Er thut, ist die lauterste, weiseste Liebe. Auch das bitterste Leiden ist ein heilbringender Kelch aus der liebevollsten Hand des besten Vaters, — wer wollte ihn zurückstoßen! Auch das schwerste Leiden ist ein Kreuz, das die weiseste Liebe uns zu unserer Seligkeit auflegt, — wer wollte es nicht geduldig tragen! — Allerdings ist es uns unbegreiflich, warum ein unschuldiges Kind so Vieles leiden müsse. Allein so viel können wir doch begreifen: auch ihm ist dort oben seine Krone bestimmt, und diese will erkämpft seyn. Liebste Schwester, bester Bruder! Uebergebt Euer liebes Kind ganz in Gottes Hand. Er mache es mit ihm nach seinem göttlichen Wohlgefallen. Was Er thut, ist ja allemal das Beste. Sollte Er auch das schwerste Opfer

von Euch fordern, so gedenkt der großen Beispiele, die uns zur Nachahmung aufgezeichnet sind, — Abrahams, der seinen innig geliebten Sohn zum Opfer bringen sollte; Mariens, der seligsten Jungfrau, der besten aller Mütter, die unter dem Kreuze des besten aller Söhne, des göttlichen Sohnes, stehen mußte und, ungeachtet des zweischneidigen Schwertes, das ihre Seele durchdrang, im Vertrauen auf Gottes unwandelbare Vaterliebe aufrecht unter dem Kreuze stand. Wir wollen unser Gebet mit dem Eurigen vereinen, daß Er Euch auch ein solches Vertrauen in das Herz legen, und, wenn Er je dieses Opfer von Euch fordern sollte, Euch auch die Kraft geben wolle, es zu bringen. Auch dieses Leiden wird Euch dereinst in Freude verwandelt werden. Durch Nacht zum Licht, durch Kreuz zum Heil ist der königliche Weg, den uns Gott führt.

Den lieben, leidenden Engel grüßet von mir und uns allen auf das allerfreundlichste — recht in das Herz hinein! Erzählt ihm, wie geduldig Jesus war und was Er Alles aus Liebe zu uns gelitten hat! Erzählt ihm von der Schönheit des Himmels, und wie wir es dort bei dem lieben Vater im Himmel so gut haben werden! Wie die heiligen Engel Gottes, denen wir dort gleichen werden, sich freuen werden, uns in ihrer Mitte zu haben; wie alle, die hier so viel zu leiden haben und es geduldig leiden, im Himmel in lauter Freude wieder vereinigt werden! —

O selig, wer in seiner Unschuld, unbefleckt von dieser sündevollen Welt, in jene bessere Welt eingehen kann! Daß wir alle Euch alle und Eure lieben Kinder mit einem Herzen voll der zärtlichsten, theilnehmendsten Liebe grüßen, darf ich Euch wohl nicht erst sagen. Gott, der allen Leidenden nahe ist, wolle recht mit Euch seyn, Euer Herz mit seinem göttlichen Troste erfüllen und Euch nach diesen leidensvollen Tagen auch wieder Erquickung finden lassen! Nochmal von ganzem Herzen

Euer

liebender Bruder

Christoph.

Das Kind starb, und ein Jahr darauf wurde den Aeltern innerhalb drei Tagen auch eine Tochter von zwölf Jahren durch den Tod entrissen. Er schrieb ihnen auf diese Trauerbotschaft: „Die ganz und gar unerwartete Trauernachricht von dem Tode der geliebten Nannette hat mich sehr erschüttert und mein Herz mit tiefer Betrübniß erfüllt. Ich kann mir denken, wie es erst Euch, den liebenden Aeltern eines so liebenswürdigen Kindes, um das Herz seyn müsse. Wohl muß Euer Schmerz ganz unbeschreiblich seyn. Allein, liebste Geschwister, so gerecht Euer Schmerz ist und so aufrichtig unsere Theilnahme, so heiße Thränen der geliebten Nannette auch dahier floßen und noch fließen, so müssen wir uns doch wieder fassen. Wir sind

wirklich recht besorgt, Eure Betrübniß möge Euch zu sehr angreifen und Eurer Gesundheit, auf der das Glück Eurer beiden noch übrigen Kinder beruht, nachtheilig werden.

Es ist mir eine große Herzensangelegenheit, Euch getröstet und in den göttlichen Willen ergeben zu wissen. Wohl möchte ich Euch ein Wort des Trostes sagen, allein ich fühle es wohl, wie schwer es ist. Was ich auch sagen kann, wißt Ihr schon zuvor, doch ist es gut, Euch daran zu erinnern; — wir müssen die göttlichen Verheißungen und Wahrheiten in solch trauriger Lage fest erfassen und uns daran halten.

Es ist allerdings ein großer Verlust, ein so geliebtes, hoffnungsvolles Kind, die Stütze, Freude und Krone sich so auf einmal entrissen zu sehen. Allein sie ist uns ja nicht für immer entrissen. Wir müssen unsere Blicke vom Grabe zum Himmel erheben. Ihr Staub ruht im Grabe, sie selbst ist ein verklärter Engel. Ihr ist nun wohl; sie ist in Freude, wir nur sind in Thränen. Gönnen wir ihr, dem holden Engel, ihr Glück!

O, wenn ihre Stimme zu Euch gelangen könnte, o sie würde Euch am besten trösten können. Sie konnte ja schon als ein Kind ihre Mutter über den Tod des geliebten Bruders am besten trösten. Was würde sie jetzt erst als ein verklärter Geist sagen? Ich getraue mir nicht, ihr Worte in den Mund zu legen, — aber sie würde doch nichts anderes sagen,

als Christus und seine Apostel und der Engel am Grabe: Suchet die Lebenden nicht unter den Todten, nicht im Grabe, sie ist nicht da; sie lebt im Himmel. Sie würde Euch zurufen: Wir Menschen sind nur Pilger! Ich habe meine Pilgerreise früher vollendet und das Pilgerkleid abgelegt, und bin nun in dem Hause des Vaters. Ueber ein Kleines sehen wir uns wieder!

Wer weiß, was der guten Nannette Alles bevorgestanden wäre? Wie vielen Gefahren ist ein Mädchen in der Welt ausgesetzt! Ihr ist das schönste Loos gefallen; sie ward in ihrer Unschuld hinweggenommen!"

Einer hochgestellten Frau wurde damals auch ihre Tochter in der schönsten Blüthe der Jahre durch den Tod entrissen. Die betrübte Mutter klagte in einem Briefe Christoph Schmid ihren Kummer über diesen Verlust und suchte Trost bei ihm. Er schrieb ihr zurück: „Euer Gnaden seelenvolles, rührendes Schreiben hat einen solchen tiefen Eindruck auf mich gemacht, wie nicht bald ein Brief; meine Betrübniß würde noch viel größer seyn, wenn in diesem Schreiben bei allem Traurigen nicht ebenso viel Tröstliches enthalten wäre.

So hat denn die edle, liebenswürdige Marie ihre Laufbahn auf Erden so frühe vollendet! Es ist dieß für Euer Gnaden, die liebevolle Mutter, und die ganze Familie ein unersetzlicher Verlust. Während

ich die Trauernachricht von ihrem Tode las, und mehrmals wieder gelesen, schwebte mir ihr liebliches Bild vor Augen. O, sie war so bescheiden, so edelmüthig und ihr Angesicht war öfter von jenem himmlischen Lächeln verklärt, das nur der Unschuld eigen seyn kann! Sie war eine edle, reine Seele! Dem Hinscheiden eines so geliebten Kindes beiwohnen zu müssen, — o wie unendlich schmerzlich muß es dem Mutterherz gewesen seyn!

Allein so schmerzlich dieses Hinscheiden war, so trostvoll war es auch. O wie schön, wie tröstlich ist es, daß sie bei ihren vielen Leiden so geduldig war, daß sie sich in Gottes Willen so kindlich ergab, daß sie nach Empfang der heiligen Sakramente noch sagen konnte: O Mutter, ich bin so glücklich, so zufrieden! Daß sie auch in der Nacht vor ihrem Tode sagen konnte: Mir ist so wohl, ich meine, ich bin es nicht mehr! Daß sie am Morgen darauf so sanft und ruhig einschlief! Wer konnte dieses ohne die innigste Rührung vernehmen? So ward der Engel vollendet! Sie sah, nach dem treuen Worte Jesu, den Tod nicht. Sie entschlief sanft und erwachte im Himmel.

O verehrte gnädige Frau, wenn Ihre nunmehr verklärte Tochter nun noch zu Ihrer geliebten Mutter sprechen könnte, sie würde sprechen: O Mutter, wie unaussprechlich selig bin ich jetzt erst! Ich meine, ich bin es nicht mehr. Die Seligkeit, deren Ihre in Gott ruhende Tochter jetzt dort genießt, ist so groß, daß

kein Auge sie gesehen, kein Ohr sie gehört, kein Menschenherz sie empfunden hat. Wer möchte nicht in diesen Jahren, o so selig gestorben seyn! Ein solches Glück beschert Gott nur seinen Lieblingen. In dem Frühlinge ihres Lebens ward die Gute in ein besseres Leben versetzt. Sie konnte in dem Kreise einer liebevollen Mutter und liebender Geschwister die schönste Zeit des menschlichen Lebens, den Frühling desselben, genießen, was der Sommer des Lebens Schwüles, Herbst und Winter Oedes und Drückendes haben, erfuhr sie nicht.

Freilich fühle ich es wohl, daß sie eine große Sehnsucht nach ihr in Ihrer Familie zurückgelassen haben müsse, daß ihre leere Stelle ohne eine Zähre nicht bemerkt werden kann, daß manche Freude dadurch getrübt werden müsse, daß sie nicht mehr Theil daran nehmen kann. Aber sie ist nun auch von allen Leiden befreit. Mit wie vielen Mühen ist auch das glücklichste Menschenleben verbunden!

Und dann denken Sie, daß Sie nun an ihr eine Fürbitterin im Himmel haben, die unausgesetzt Segen über ihre geliebten Aeltern und Geschwister herabfleht; und dann ist ja ein Wiedersehen! O welche Seligkeit, wenn Sie Ihr verklärtes Kind begrüßt vom Jubel der Seligen wiedersehen werden! Eine solche Freude, deren wir uns durch ein dem reinen Leben der Seligen ähnliches fähig machen wollen, hat diese Erde nicht!"

Auf diese und andere Weise trauerte Christoph Schmid mit den Trauernden und tröstete sie liebreich mit den Trostgründen unserer heiligen Religion. Er freute sich aber auch mit den Fröhlichen. Als im Jahre 1825 sein geliebter Lehrer und Freund Bischof Sailer, sein Priesterjubiläum zu Regensburg feierte, wäre der dankbare Schüler gerne dahin geeilt, um an dieser Festlichkeit persönlich Antheil zu nehmen, allein es war ihm unmöglich. Er drückte daher die Gefühle, die sein Herz bewegten, in einem Festgedichte aus und sandte es an Sailer. Es lautet: „Auf den 23. September 1825:

Flieh hin zur hohen Kathedrale
Mein Geist, am fernen Donaustrand,
Wo mit dem ersten Morgenstrahle
Ein Fest beginnt für's ganze Land;

Wo Er mit Inful und mit Stabe
Als Bischof am Altare steht,
Den, einst ein armer Bürgerknabe,
Des Höchsten Huld so hoch erhöht!

Aus längst entflohnen, goldnen Jahren
Strahlt unbeschreiblich hehr und mild,
Umringt von edeln Jünglings-Schaaren,
Mir heut des großen Lehrers Bild.

Wie sehnten wir uns nach der Stunde,
Da in dem Saale Er erschien!
Ein Jeder hing an Seinem Munde,
Ein jedes Auge sah nur Ihn!

Was Jesus Christus uns gelehret,
Was Schrift und Kirche uns bewahrt,

Die Kirchenväter uns erkläret,
Gelehrt hast Du's nach ihrer Art.

Wir sah'n Dich in des Volkes Mitte
Und in der zarten Kinder Schaar;
Hier in des armen Kranken Hütte —
Dort opfernd an des Herrn Altar.

Wie Viele, die Dich sahen, danken
Dir ihres Lebens ganzes Glück,
Den Schwachen selbst hieltst Du in Schranken
Mit einem wehmuthsvollen Blick!

Zum Heile bist Du Vielen worden
Von dort, wo Schnee die Alpen deckt,
Bis hin, wo in dem fernen Norden
Das Meer an Deutschlands Küsten schlägt.

Wohl trat der Neid Dir auch entgegen,
Gehüllt in frommen Eifer ein;
Du bliebst auf den betretnen Wegen, —
Und bald zerfloß der falsche Schein.

Der König ehrt in Dir den Weisen
Von seinem Thron durch einen Ruf;
Wie strahltest Du in jenen Kreisen
Der hohen Schule, die er schuf!

Ja, er vertraut in seinem Sohne
Dir, edler, Hochverdienter Mann,
Das schönste Kleinod seiner Krone —
Des Vaterlandes Hoffnung an!

Das Haupt der Kirche, jener hohe
Und vielgeprüfte, fromme Greis,
Deß' Heldenmuth noch jetzt die frohe,
Erstaunte Welt bewundert heiß:

Pabst Pius, der nunmehr Verklärte,
Er hat, bevor sein Haupt sich neigt'

Wie hoch er Deine Tugend ehrte
Mit eigner Hand Dir noch bezeugt.

Und Leo, den wir mit Entzücken
Und Ehrfurcht sah'n von Angesicht,
Der Deutschland mit des Weisen Blicken
Selbst sah in ungetrübtem Licht:

Er zeigt', daß er für eine Zierde
Der deutschen Kirche Dich erkannt,
Da er zu einer höhern Würde
Von Petri Stuhle Dich ernannt.

Du stehest heute da als Zeuge,
Wie endlich stets das Gute siegt,
Wie Gottes Huld zu Dem sich neige,
Dem „Gut" zu seyn allein genügt!

So schauen wir nach Kampf und Leiden
In Deinem Priester-Jubeljahr,
Erfüllet Dich mit Himmelsfreuden,
Geliebter Bischof, am Altar.

Und, Deine Jubelfreude theilend,
Fleh'n alle Freunde nah und fern,
Im Geiste am Altare weilend,
Mit Einem Herzen heut zum Herrn:

O Gott, der Du uns Ihn gegeben,
Erhalt Ihn, bester Vater, Du,
Nimm Jahre hin von unserm Leben,
Und theil sie Seinen Jahren zu!"

Christoph Schmid war zehn Jahre Pfarrer in Stadion. Die württemberg'sche Regierung wußte seine Verdienste um Volks- und Jugendbildung zu schätzen.

Er erhielt von ihr einen Ruf als Professor der Moral- und Pastoraltheologie an die Universität Tübingen; auch wurde ihm die Stelle eines Regens des Priester-Seminars in Rottenburg angetragen. Er lehnte jedoch beide Anträge ab. Er wollte einfacher Seelsorger und dem Kreise der Kinderwelt nahe bleiben. Auch der damalige Fürst von Sigmaringen, der Christoph Schmid öfter als Festprediger am Feste des heiligen Fidelis in seine Residenz einlud, suchte ihn, wiewohl vergebens, für sein Fürstenthum zu gewinnen.

Da bestieg im Jahre 1825 Ludwig I. von Bayern den Königsthron. Die Verdienste Christoph Schmids um die Bildung der Jugend längst kennend und schätzend, berief ihn König Ludwig im Jahre 1826 wieder nach Bayern in sein Vaterland zurück, indem er ihm auf Anregung Sailers die Stelle eines Domkapitulars in Augsburg übertrug. Einer so ehrenvollen Berufung konnte und wollte sich Christoph Schmid, so gern er auch in Stadion war, nicht entziehen. Er folgte, gerührt von der Gnade Seines Königs dem Rufe, nur vermochte er wegen Kränklichkeit erst im folgenden Jahre auf seine neue Stelle abzugehen. Bischof Sailer konnte es kaum erwarten, bis sein geliebter Schüler und Freund seinen neuen Posten bezog. Er schrieb ihm von Regensburg aus:

„Ich wünsche und bete und hoffe, daß Du nun bei eintretender, milder Jahreszeit Deinen neuen Posten

in Augsburg recht bald wirst antreten können zur Freude aller Gutgesinnten, die Dich dort sehnlichst erwarten, besonders des braven Herrn Bischofs und unsers lieben Webers. Letzterer schrieb erst kürzlich: „„Christoph hat noch immer nicht seine Stelle antreten können, weil er krank ist; wir wollen zusammenhelfen und ihn gesund beten."" Ja wir wollen beten, daß Gott, der Dich so wunderbar ohne alles Zuthun dorthin berufen hat, Dir Gesundheit und Muth und Kraft gebe, dort zu seyn und zu wirken, was sein Wille ist, was zu seiner Ehre dient. — — Die milde Augsburger Luft, die gegen die rauhe Württemberger Alpluft sehr absticht, wird Vieles dazu beitragen, daß Du recht bald und vollkommen genesest, und welchen schönen Wirkungskreis hast Du dann vor Dir! Einen gutgesinnten Bischof, einen bestgesinnten General-Vikar, so viele liebe, gute Menschen, die Dich hochschätzen und verehren und auf Deine Ankunft sich freuen. Und wer weiß, was der liebe Gott mit Dir noch in petto hat. Die Entwicklung Deiner Geschichte wird keine andere seyn, als die, die Du in allen Deinen Geschichten und Gedichten so schön darstellest: Gottes Ehre, unverhoffte Verklärung seiner geheimnißvollen, weisesten Führungen, Belohnung des Verdienstes und vollkommener Sieg der gerechten und guten Sache. Der Dich so schreiben und dichten lehrte, der wird es Dich auch erleben lassen.

Darum ermuntere Dich, ziehe mit Abraham aus

in das ferne Land, das der Herr Dir zeigt; glaube wie Er, vertraue wie Er und Du wirst erfahren, wie Er, daß der Herr gut ist und alle Seine Wege!“

Dein Sailer.

So herzlich Bischof Sailer Christoph Schmid in Bayern willkommen hieß, so schmerzlich war es für seinen bisherigen Bischof J. Baptist von Keller in Rottenburg, ihn aus Württemberg müssen scheiden zu sehen. Er schrieb ihm: „So innig meine Segenswünsche sind, die ich Ihnen, Verehrter, über Ihren Ruf in das Domkapitel nach Augsburg, und besonders über das Vertrauen widme, das Ihren Verdiensten geschenkt worden ist, so groß ist mein Schmerz über den Verlust durch den Austritt eines der würdigsten, ausgezeichnetsten und verdientesten Mitglieder des Clerus aus dem meiner provisorischen Verwaltung anvertrauten Sprengel. Noch mehr schmerzt es mich, daß ich nicht vermag, auf eine Ihrem Verdienst um Religion angemessene Art Sie zurückzuhalten. Die zarte und würdige Gesinnung, womit Sie, Hochwerther, in Ihrem edeln Schreiben von mir, dem unverdienten Vorstand, Abschied nahmen, konnte meinen Schmerz nur noch vermehren, und entlockte meinen Augen Thränen, meinem Herzen Empfindungen der Wehmuth! Um so erhebender muß es Ihnen seyn, zu wissen, daß Sie die Achtung, Liebe, Ergebenheit und dankbare Verehrung des ganzen inländischen Clerus

bis auf den geistlichen Vorstand in hohem Grade mit sich nehmen. Es ist eine Weihe Ihrem Talente, tief in die religiöse Jugendbildung einzuwirken und Ihrem Eifer, Gutes im Reiche Gottes zu verbreiten, dargebracht. Ich wünsche, daß ich diese Weihe, wenn Sie, Verehrtester, um die Entlassung vom kirchlichen Verbande einkommen, öffentlich darbringen könne. Indessen glaube ich und kann Ihren Austritt nicht nur nicht nahe denken, sondern nähre noch Hoffnung. —

Ich sehe noch Ihrem freundlichen Besuche entgegen und lade Sie ein, Wohnung bei mir zu nehmen. Gott segne Sie nach der Fülle seiner Liebe in Jesu unserm Herrn! Mit inniger Verehrung

Ihr
gehorsamer Diener und Freund
Joh. Baptist, Bischof.

Die Hoffnungen und Wünsche Bischof Kellers gingen nicht in Erfüllung. Am 12. April 1827 übersandte er daher Christoph Schmid die Entlassungs-Urkunde aus dem kirchlichen Verbande und schrieb dazu: „Meine hohe Achtung, verehrter Herr Domkapitular, und würdige Anerkennung Ihrer Verdienste habe ich in die angeschlossene Fassung der Entlassungs-Urkunde niedergelegt, und bedauere nur, daß es nicht in meiner Macht steht, Sie zurückzuhalten und für unsere Kirche zu gewinnen. Gott stärke Sie, daß Ihr Licht noch lange leuchte und besonders die Ju-

gend für Christus erwärme, was Ihrem Geiste eigen ist. Ich bedauere unbeschreiblich, daß ich Sie nicht mehr bei mir sah. Gott wird mir das Glück für andere Zeit schenken. Beten Sie auch für mich! Ewig trägt segnend Ihr Bild im Gemüthe

Ihr

Freund J. Baptist, Bischof.

Im Mai 1827 verließ Christoph Schmid nach hartem Abschiede Stadion. Obwohl die Pfarrstelle zu den bessern des Landes gehörte, hatte er sich doch nur Weniges erübrigen können. Denn abgesehen von seiner Wohlthätigkeit war der Ertrag dieser Pfründe, so lange er sie hatte, keineswegs bedeutend. Die Fruchtpreise standen gerade in jenen Jahren sehr niedrig. Das Theurungsjahr 1817 war das einzige Jahr, in dem, so lange Christoph Schmid in Stadion war, die Fruchtpreise sehr hoch standen; dieses war jedoch in der Gegend von Stadion beinahe ein totales Fehljahr. Auch sonst hatte er in ökonomischer Hinsicht Verluste zu erleiden. So schrieb er im Herbste 1822 seiner Schwester Therese, meiner Mutter, die als Wittwe in Ellwangen lebte: „Ich schickte dir gerne mehr, allein die Mäuse verzehren gegenwärtig den besten Theil des Pfarr-Einkommens.“ Doch Christoph Schmid nahm bei seinem Abschied etwas Besseres mit als Geld und Gut: die Segenswünsche seiner Pfarrkinder und den Dank der Armen. Seine ehe-

maligen Pfarrkinder besuchten ihn noch in Augsburg, um Rath und Hülfe von ihm zu erbitten und in vielen Häusern seiner Pfarrei wurde für Christoph Schmid alle Abende lange Zeit ein Vater unser gebetet.

---

4. Christoph Schmid als Domkapitular in Augsburg.

Als sich Christoph Schmid Augsburg näherte und vom Sandberge aus die schöne Stadt mit ihren vielen Thürmen im Scheine der Abendsonne erblickte, sagte er zu seiner Schwester, die bei ihm im Reisewagen saß: „Wie wunderbar fügt Gott doch Alles im menschlichen Leben! Vor mehr als dreißig Jahren ging ich zu Fuß als junger Priester auch zur Frühlingszeit nach Augsburg, um mich dort prüfen zu lassen und bei den damaligen Domherren meine Aufwartung zu machen. Mit Schüchternheit läutete ich an ihren Wohnungen an. Und heute fahre ich im Reisewagen in eben diese Stadt, um da als Domherr zu leben und zu wirken."

Christoph Schmid wurde von dem damaligen Bischofe Ignaz Albert von Riegg sehr herablassend und gütig, von dem General-Vikar von Weber, seinem frühren Lehrer, sehr herzlich augenommen. Letzterer lud Christoph Schmid und seine Schwester ein, so

lange bei ihm zu wohnen, bis seine Logie gehörig eingerichtet war.

Am 24. Mai 1827 wurde Christoph Schmid in der Domkirche zu Augsburg in sein neues Amt eingesetzt. Eine große Menschenmenge war versammelt, um an dieser Feier Theil zu nehmen; viele freuten sich, den beliebten Jugendschriftsteller, dessen Erzählungen sie bereits mit großem Vergnügen gelesen hatten, von Angesicht zu sehen. Mancher Vater, manche Mutter zeigten ihren Kindern den Verfasser der Ostereier.

Da Christoph Schmid bisher auf dem Lande gelebt und den stillen Aufenthalt daselbst sehr lieb gewonnen hatte, gewöhnte er in der Stadt schwer an. Dazu kam noch, daß er als der jüngste Domherr keine eigene Amtswohnung hatte, sondern in der Hausmiethe wohnen mußte. Die Logie, welche Generalvikar Weber für ihn gemiethet hatte, befand sich zwar in der Nähe der Domkirche, war jedoch mehrere Stiegen hoch und in einer der geräuschvollsten Straßen Augsburgs gelegen; auch hatte sie die Sonne erst gegen Abend. Christoph Schmid sehnte sich daher Anfangs oft wieder zurück nach dem gewohnten, stillen Landaufenthalt und nach seinem freundlichen Studirzimmer in Stadion. Es wollte ihn fast reuen, das stille, den Musen günstige Landleben, mit dem geräuschvollen Stadtleben vertauscht zu haben. Auch arbeitete er sich nicht ohne Mühe in die vielfach

trockenen Kanzleigeschäfte hinein, die er als Domkapitular zu besorgen hatte. Er mußte Anfangs seine kindliche Muse, die sich mit dem Aktenlesen nicht vertrug, ganz bei Seite setzen; es fehlte ihm überhaupt die Lust zu schreiben. Seine Freunde ermunterten ihn auf alle Weise, und Sailer schrieb ihm: „Es freut mich unendlich, daß Du nun einmal in Augsburg angekommen bist. Ich habe die festeste, festeste Ueberzeugung, daß Du dort an Deinem Platze bist und daß der Herr, der Dich hingesandt, Dir Muth, Licht und Kraft verleihen wird, Dein neues Tagewerk zu erfüllen und es mit Freude zu erfüllen. Ich bin aller Strapatzen ungeachtet recht gesund und wohl von meiner Geschäftsreise zurückgekommen, ein neuer Beweis für mich, wie viel man zu ertragen vermag, wenn man sich auf den allmächtigen Weltenträger stützt. Sollte die Bürde, die Dich drückt, für jene mächtigen Schultern zu schwer seyn können? Nein, gewiß nicht! Lade Du sie Ihm nur recht vertrauensvoll auf; Er trägt sie und Dich."

Die Schwester Christoph Schmids wußte am besten, was ihr Bruder vor Allem bedurfte, um sein neues Tagewerk mit Freude zu erfüllen und wieder Erzählungen zu schreiben: das war eine eigene, freundliche Wohnung, ein stilles, sonniges Studirzimmer und wo möglich ein Gärtchen mit Blumen davor. Zu ihrer Freude wurde ein kleines, auch nicht weit vom Dome gelegenes Haus feil. Der Kauf wurde ab=

geschlossen und Christoph Schmid zog dahin. Hier hatte er, wornach er sich sehnte, ein stilles Studirzimmer, das die Morgensonne beschien, ein Gärtchen mit Blumen, einzelnen Obstbäumen und einem laufenden Brunnen. Er lebte wie neu auf, arbeitete mit Freude in seinem Berufe und fing wieder an, Erzählungen zu schreiben.

Eine Zeit lang redigirte er im Auftrage des General-Vikar Weber eine Schrift, welche unter dem Titel „Conferenz-Arbeiten der Augsburg'schen Diözesan-Geistlichkeit" in der Wolffischen Buchhandlung daselbst 1829 in Heften herauskam. Auch schrieb er Aufsätze in die von Hönninghaus damals in Würzburg herausgegebenen Palmblätter, eine Wochenschrift für christliche Familien.

Im Ordinariate hatte er das Referat über die Schulangelegenheiten. Es wird von Christoph Schmid gerühmt, daß er jeden Priester der Diözese Augsburg, der in irgend einer Angelegenheit zu ihm kam, immer sehr liebevoll aufnahm, ihn anhörte und im geistlichen Rathe, wenn es möglich war, für ihn sprach. Er nahm nie eine einseitige Anklage an, sondern sagte: man muß beide Theile hören. Eine strenge Amtsmiene, ein hoher, abweisender Ton war seiner Natur durchaus zuwider; auch in dem jüngsten Cleriker ehrte er den Priester. In den Concursprüfungen war er sehr rücksichtsvoll, half nach und munterte die Candidaten auf, unerschrocken zu seyn. Wenn sie ihm

nach herkömmlicher Weise die Aufwartung machten, so fragte er jeden sehr freundlich nach seinen Verhältnissen, seinen Aeltern ꝛc., ermunterte alle mit mildem Ernste, sich ganz ihrem erhabenen Berufe zu widmen und bat sie um ihr Gebet.

Christoph Schmid predigte in der ersten Zeit seines Aufenthaltes in Augsburg öfter bei festlichen Veranlassungen im Dom, auch in andern Kirchen der Stadt. Er hielt das Hochamt, wenn es ihn traf, und sonst alle Sonntage die so genannte Segen-Messe um 9 Uhr in der Domkirche. Alle, welche diesem Gottesdienst beiwohnten, waren erfreut und gerührt, wenn sie den ehrwürdigen Greis am Altare sahen, wo er mit inniger Andacht das heilige Opfer darbrachte.

Im Jahre 1832 wurde Christoph Schmid das Amt eines königl. Kreisscholarchen für Schwaben und Neuburg übertragen. Als gründlicher Kenner des Schulwesens wirkte er sehr segensreich in dieser Stellung für Jugendbildung und Erziehung. Sein Grundsatz war namentlich in Beziehung auf Landschulen, nur das Allernothwendigste, dieses aber recht gründlich, zu lehren; multum non multa. Er sagte, „die neueren Pädagogen spannen ihre Forderungen zu hoch.“ Er sah bei Anstellung der Lehrer nicht bloß auf gründliche Kenntnisse, sondern hauptsächlich auf religiöse und sittliche Bildung. Nicht wenige Lehrer wandten sich mit Bitten und Fragen an ihn. Er

antwortete ihnen freundlich und half, so gut er konnte. Stets hat er den Lehrerstand sehr hoch geachtet; er kannte aus Erfahrung den schweren Beruf eines Volksschullehrers. Er war, wie er sich ausdrückte, selbst viele Jahre „deutscher Schulmeister.“ Christoph Schmid wurde auch zum Mitglied der im Jahre 1834 angeordneten Commission zur Prüfung und Abfassung zweckmäßiger Lehrbücher für die Volksschulen Bayerns ernannt. Er verfaßte, in Gemeinschaft mit dem berühmten Naturforscher Schubert, den naturgeschichtlichen Theil des Lehr= und Lesebuches für die mittlern und obern Klassen der deutschen Schulen im Königreich Bayern.

Im Jahre 1836 gab er, von dem Bischofe Ignaz Albert von Riegg dazu aufgefordert, einen Katechismus der christkatholischen Religion für das Bisthum Augsburg heraus. Bischof Riegg sagt in dem Einführungsschreiben: „Nachdem wir diesen Katechismus Unserer Absicht entsprechend gefunden, ihn Seiner Päpstlichen Heiligkeit vorgelegt, der heilige Vater die Prüfung desselben mehrern, von Ihm außersehenen Gottesgelehrten und einer Congregation von Cardinälen übertragen, in einem wahrhaft väterlichen Schreiben Uns dazu Glück wünschte und von Einführung desselben den glücklichsten Erfolg erwartet, so gereicht es Uns zu sehr großer Freude, gegenwärtigen „„Katechismus der christkatholischen Religion für das Bisthum Augsburg““ Unsern geliebten Bis=

thums=Angehörigen nunmehr gedruckt in die Hand geben zu können." Bischof Peter von Richarz, der Nachfolger von Rieggs fand den Katechismus der Beibehaltung werth; Bischof Leopold von Mainz führte ihn in seinem Bisthume ein; auch Bischof Johann Baptist Purzell von Cincinati in Nordamerika hat diesen dort mit Stereotypen gedruckten Katechismus in einem der genannten Ausgabe vorgesetzten bischöflichen Schreiben den Katholiken seines Bisthums nachdrücklichst empfohlen.

Im Jahre 1837 ernannte König Ludwig Christoph Schmid in Anerkennung seiner Verdienste zum Ritter des Verdienst=Ordens der bayerischen Krone. Wann König Ludwig nach Augsburg kam und das Domkapitel empfing, sprach der König immer besonders gnädig und längere Zeit mit Christoph Schmid und gedachte dabei jedesmal Bischof Sailers. Ebenso äußerten die Prinzen und Prinzessinnen des Königl. Hauses stets sehr gnädige Gesinnungen gegen ihn. Eine Dignität im Domkapitel hat Christoph Schmid nie begleitet. Es wäre ihm ein Leichtes gewesen, eine solche zu erhalten. Als nach dem Tode des Domdekan Pichler diese Stelle in Augsburg erledigt war, wurde Christoph Schmid, der sich in Schulangelegenheiten eben in München befand, zu König Ludwig gerufen. Der König wollte Christoph Schmid's Ansicht über eine Schulsache von ihm selbst hören und fragte ihn bei dieser Veranlassung, ob er keinen

Wunsch habe. Christoph Schmid äußerte keinen. Sogleich nach dieser Audienz ernannte der König den Domkapitular Egger zum Domdekan. Als einmal in Gegenwart Christoph Schmids davon die Rede war, es sey auffallend, daß ihm keine Dignität im Domkapitel übertragen worden sey, antwortete er: „Ich habe nie eine gesucht, wie hätte ich, da ich mit Geschäften schon überhäuft war, dann noch etwas für die Kinder schreiben können?"

Was das häusliche Stillleben Christoph Schmids in Augsburg betrifft, so saß er auch hier alle Morgen im Winter wie im Sommer schon um vier Uhr an seinem Arbeitstischchen. Die Morgenstunden waren ihm die liebsten im Tage. Da konnte er ganz ungestört arbeiten, besonders im Winter, wann Alles umher noch in tiefem Schlafe lag. Er sagte: die Zeit von 4 Uhr bis 8 Uhr ist fast die einzige, die ich im Tage mein nennen kann. Wenn sich allmählig die Gardinen und Läden der benachbarten Häuser öffneten, hatte Christoph Schmid oft schon ein ganzes Kapitel einer Erzählung geschrieben. Um sechs Uhr ging er, wenn ihn rheumatische Leiden nicht daran hinderten, in den Chor, dann las er die heilige Messe. Den Vormittag über hatte er, zumal wenn geistlicher Rath gehalten wurde, mit Ordinariatsgeschäften zu thun. Mittags speiste er immer sehr einfach; nur wenn, was nicht selten der Fall war, Gäste geladen waren, wurde eine reichere, doch niemals kostbare Mahlzeit bereitet. Er

betete, sein schwarzseidnes Käppchen, das er stets zu Hause trug, in den Händen haltend, immer sehr andächtig, bevor er sich mit seinen Gästen zu Tische setzte und wies ihnen dann mit der ihm eigenen Freundlichkeit ihre Plätze an. Wollten hie und da einige aus Höflichkeit wegen der Plätze Umstände machen, so pflegte er lächelnd zu sagen: „Das Leben ist viel zu kurz, um lange Komplimente zu machen." Während des Essens war Christoph Schmid immer sehr heiter und unterhielt seine Gäste sehr angenehm. Namentlich war er unerschöpflich im Erzählen von Anekdoten. Alle, die bei ihm speisten, werden sich mit Vergnügen an diese Stunden erinnern. Je nachdem Gäste da waren, las er beim Nachtisch auch Erheiterndes und Belehrendes vor. Von den Fehlern anderer Menschen sprach Christoph Schmid höchst selten und dann nur mit Bedauern. Er lenkte sogleich das Gespräch von den Fehlern derselben auf ihre guten Seiten oder schwieg ganz. Ueberhaupt waren seine Urtheile über Andere ungemein mild und sehr vorsichtig. Wie in seinen Erzählungen, so liebte er in seinen Gesprächen mehr das Licht als die Finsterniß.

Nachmittags pflegte Christoph Schmid bei guter, freundlicher Witterung einen Spaziergang in den schönen Alleen, die Augsburg umgeben, zu machen. Er rühmte, wenn er unter den hohen, schattigen Linden lustwandelte, gerne die ehemaligen Väter der Stadt, welche

diese herrlichen Spaziergänge angelegt hatten. Kinder kamen herbeigesprungen, brachten ihm Blumen und küßten ihm die Hand. Er lächelte freundlich und dankte herzlich für diese lieben Gaben aus den Händen der Unschuld. Auf diesen Spaziergängen begleitete ihn fast immer einer der Domherren, der ihm besonders befreundet war. Viele Jahre hindurch war Eustach Rieger, der einige Zeit nach Christoph Schmid Domherr in Augsburg wurde, sein täglicher Gesellschafter und Begleiter. Rieger war früher Pfarrer und Dekan zu Weichering bei Neuburg an der Donau und Christoph Schmid seit mehr als dreißig Jahren befreundet. Christoph Schmid rühmte seinen biedern, aufrichtigen, geraden Charakter, seine gründliche Beurtheilungskraft, seine umfassenden theologischen Kenntnisse und überhaupt seine wissenschaftliche Bildung. Er trug auch Vieles dazu bei, daß dieser sehr edle Mann und treffliche Arbeiter in das Domkapitel kam. Mir ist, ich sehe beide Freunde noch miteinander lustwandeln, Rieger groß von Statur und, da er hinkte, sich stets auf seinen Stock stützend; Christoph Schmid klein, aber aufrecht einhergehend, immer ohne Spazierstock, die rechte Hand vorn in dem dunkelblauen Oberrocke, die linke auf dem Rücken ähnlich wie Napoleon dargestellt wird, mit dem er in Einem Jahre und an Einem Tage geboren wurde. Da Domherr Rieger ein großer Kenner und Freund der Geschichte war, die Jahreszahlen, ja

Monatstage beinahe aller Schlachten und wichtigsten Staatsbegebenheiten der neuern Zeit auswendig wußte, auch den ganzen französischen Krieg miterlebt hatte, so war die Geschichte meistens der Gegenstand ihrer Unterhaltung. Besonders lenkte Christoph Schmid gerne das Gespräch auf Napoleon, dessen Scharfblick und große Feldherrntalente er außerordentlich bewunderte. Er erzählte, ein französischer Offizier habe ihm unter Anderm gesagt, wenn Napoleons Marschälle unschlüßig gewesen seyen, was sie thun sollten, und zu keiner Entscheidung kommen konnten, so hätten sie zu einander gesagt: „Warten wir, bis der Kaiser kommt.“ Kaum war er nach seiner Gewohnheit rasch in ihre Mitte getreten und hatte sie angehört, dann habe er nach kurzem Besinnen gesagt: „So macht mans“ und dann sey allen die Lösung so einfach und klar erschienen, daß sie sich wunderten, dieselbe nicht eben so leicht gefunden zu haben. Von dem französischen Volke habe Napoleon geäußert: „Es gleiche einem muthigen Rosse, es bedürfe eines guten Reiters.“ Auch von der Unterredung Napoleons mit Sailer im Lager vor Landshut erzählte Christoph Schmid. Es ist Schade, daß die Mittheilungen beider Freunde über ihre Erlebnisse in den französischen Kriegen nicht aufgezeichnet worden sind. Sie wären gewiß eben so belehrend als unterhaltend zu lesen.

An heitern Abenden besuchte Christoph Schmid zuweilen die Sternwarte, auf welcher der als Astronom

bekannte Domherr Stark damals seine Beobachtungen anstellte; denn wie Christoph Schmid die Blumen der Erde liebte und sie mit dankbarem Aufblicke zu Gott betrachtete, so auch die Sterne des Himmels. Er kannte die Namen und die Stellung der vorzüglichsten Gestirne und besaß selbst einige sehr genau gezeichnete Sternkarten, die er von einem alten Offiziere, einem großen Freunde der Astronomie, zum Geschenke bekommen hatte und zwar aus folgender Veranlassung. Dieser Offizier war einmal Badgast im Jordanbade bei Biberach, wohin, wie oben bemerkt, Christoph Schmid von Stadion aus öfter kam. In einer schwülen Sommernacht saßen die Gäste noch im Freien. Da sagte der Offizier, indem er nach dem Himmel schaute: „Kein Sternbild ist zu sehn! Der matte Schein dort, der einzelne, ist aus der Kassiopea": und wandte sich an die Badgäste mit der Frage: „Wer sagt dies?" Alle schwiegen, nur Christoph Schmid entgegnete: „Schiller läßt diese Worte Wallenstein sagen." Als der alte Kriegsmann hörte, wie vertraut Christoph Schmid, den er für einen gewöhnlichen Landpfarrer gehalten hatte, mit den deutschen Klassikern sey, begegnete er ihm mit großer Achtung, unterhielt sich die Badezeit hindurch stets mit ihm und schenkte ihm, da er seine Freude an der Astronomie bemerkte, diese sehr guten Sternkarten. Domherr Stark unterhielt sich daher auch gerne mit Christoph Schmid, und lud ihn ein, seine

Sternwarte recht oft zu besuchen. Eines Abends, da beide sich wieder einmal auf derselben befanden, meldete der Diener einen Herrn mit zwei Damen. Stark sagte: „Der Herr mag heraufkommen, von den Damen darf keine meine Sternwarte betreten.“ Christoph Schmid fragte Stark nach der Ursache des Verbotes. „Sehen Sie, Herr Collega,“ erwiederte dieser, „dort in der Ecke hatte schon längere Zeit eine Spinne ihr Netz ausgespannt und ich beobachtete an ihr den Witterungswechsel. Da kam ohnlängst eine Dame und streifte mit ihrem Sonnenschirm, wahrscheinlich aus Reinlichkeitsliebe, das Gewebe sammt der Spinne ab. Ich empfand einen großen Aerger darüber und habe mir fest vorgenommen, nie mehr ein Frauenzimmer auf meine Sternwarte zu lassen; nie, nimmermehr,“ wiederholte der Astronom mit Nachdruck. Alle Damen wurden ohne Weiters von dieser Zeit an abgewiesen.

Zu Nacht speiste Christoph Schmid nie mehr als ein oder zwei Eier, und las die Zeitungen. Nach vollbrachtem Tagewerke kam seine Schwester Franziska mit ihrem Strickzeug auf sein Zimmer, wo er ihr dann gewöhnlich noch eine Stunde vorlas. Sie schrieb ihm auch alle Manuscripte seiner Erzählungen für den Druck sehr deutlich in's Reine. Franziska hatte in ihrer Jugend selbst mehrere sehr liebliche Gedichte gemacht und las, so weit es ihr die Haushaltungsgeschäfte gestatteten, gerne gute und in=

teressante Bücher. Einmal verursachte ihr ihre Leselust beinahe einen Todesschrecken. Das Buch, „die Seherin von Prevorst" von Justinus Kerner, dem Christoph Schmid persönlich befreundet war, machte damals viel Aufsehen. Christoph Schmid theilte es auch seiner Schwester mit. Da sie den Tag über keine Zeit zu lesen hatte, so benützte sie die Nacht dazu. Es war bereits 12 Uhr und Franziska ganz in den geisterhaften Inhalt dieses Buches vertieft. Sie las eben jenes Kapitel, in dem von einem kleinen, grauen Geist erzählt wird. Auf einmal öffnete sich leise die Thüre ihres Zimmers und eine kleine, graue Gestalt trat herein. Franziska that einen lauten Schrei und sank beinahe vor Schrecken vom Sessel. Die kleine, graue Gestalt war jedoch Niemand anders als ihr Bruder Christoph, welcher im Hause einen grauen Ueberrock zu tragen pflegte. Er hatte noch so spät von seinem Zimmer aus den Wiederschein eines Lichtes aus ihrem Zimmer an der gegenüberliegenden Gartenmauer bemerkt und war gekommen, nachzusehen, ob sie vielleicht unpäßlich geworden sey. Zum Glück war der Schrecken der Schwester ohne Folgen.

Christoph Schmid liebte es, in seinem Zimmer stets einen Singvogel zu haben. Schon als Kaplan hatte er, wie er im dritten Bändchen selbst erzählt, ein Rothkehlchen, später einen Kanarienvogel oder eine Nachtigall. Er fütterte sie selbst und sie kann=

ten ihn ganz genau. Ein Kanarienvogel, den er lange Zeit hatte, kam oft auf das Tischchen, an dem er schrieb, geflogen und zupfte an seiner Feder, bis er ein Apfelschnitzchen oder ein grünes Blättchen bekam. Er flog in den Garten hinaus und kehrte selbst wieder in sein Käfig zurück. Die Nachtigall kannte ihn an der Stimme. Wenn er Nachts ohne Licht in sein Studirzimmer ging und die Nachtigall deßhalb erschreckt scheu im Bauer umherflog, so wurde sie sogleich ruhig, sobald er zu sprechen angefangen hatte. Auch die Finken und Emmerlinge, welche sich auf den Bäumen seines Gärtchens aufhielten, kamen, besonders im Winter, an seine Fenster geflogen, wo sie dann von ihm gefüttert wurden. Als er einmal verreist war, schrieb ihm seine Schwester: „Ihren lieben Vögelein hat es recht ahnt nach Ihnen gethan. Sie haben in den ersten Tagen gar heftig um das Haus geschrieen. Wenn sie an das Fenster hergeflogen sind, haben sie einen Maurer, Hafner, Schreiner oder Maler gesehen, und sind verscheucht wieder fort. Ich füttere sie fleißig und vergiß sie schon um Ihretwillen niemals."

Wie traurig war der Verfasser der Erzählung: „der Kanarienvogel", als einmal eine fremde Katze die Jungen aus einem Nestchen raubte, das ein Schwarzplättchen in einem Gebüsche seines Gartens gemacht hatte, und zu dem er vorher oft hingeschlichen war, um die jungen Vögelein darin zu betrachten. Ein

zartes Kinderherz hätte keinen größern Schmerz empfinden können.

Unter den Blumen liebte Christoph Schmid besonders die Rosen. Seine Schwester trug daher Sorge, daß alle Sommer ein schöner Rosenflor den Hausgarten schmückte. Nicht selten sah man Christoph Schmid, wenn er darin umherging, längere Zeit vor einem der blühenden Rosensträuche betrachtend stehen bleiben. Einmal sagte er: „Die Rose ist doch die Königin der Blumen. Wenn die Rosensträuche seltener wären, so würden Fürsten sich viel Geld kosten lassen, einen Rosenstock in ihren Gärten zu haben und ihn als die schönste Zierde derselben betrachten. Allein der ärmste Landmann kann diese wunderschönen Blumen in seinem Gärtchen ziehen und die Allmacht des Schöpfers daran bewundern. Auch daraus erhellt die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes." Die kleinen, grünen Insekten, mit denen Zweige und Blätter der Rosensträuche oft ganz bedeckt sind, beschäftigten seine Aufmerksamkeit insbesondere. Er beobachtete sie durch ein Vergrößerungsglas und schrieb einen Aufsatz, der sich unter seinen hinterlassenen Papieren befindet und den Titel hat: „Der Rosenstock und seine Bewohner."

Nächst den Rosen liebte Christoph Schmid besonders die Levkojen; karmoisinrothe, dunkelblaue, weiße, gesprengte schmückten in Töpfen seine Fenster-Gesimse.

Er pflegte und begoß sie immer selbst. Auf ein Blättchen schrieb er:

Die Levkojen.

Er, der diese schönen, milden
Farben konnt' aus Staube bilden,
Diese lieblichen Gestalten
Aus dem Samenkorn entfalten,
Er, der diesen süßen Duft
Aus der todten Erde ruft —
O welch' hohe Seligkeiten
Wird Er uns erst dort bereiten
In dem vollen, großen, weiten
Schauplatz seiner Herrlichkeiten!

Man konnte Christoph Schmid eine große Freude machen, wenn man ihm einen duftenden Blumenstrauß, einen blühenden Blumentopf oder reife Früchte in's Zimmer stellte. Unter den letztern liebte er besonders die Pfirsiche und die Trauben. Er ließ sie oft längere Zeit, bevor er sie genoß, auf dem Tische stehen, um sie zu betrachten. Das sanfte, wie hingehauchte Roth der Pfirsiche, das duftige Blau der Trauben konnte er nicht genug ansehen. Er bewunderte Gottes Allmacht und Schönheit daran. Diesen sinnigen Betrachtungen verdankt die Kinderwelt manche liebliche Erzählung.

Auf eine elegante Hauseinrichtung sah Christoph Schmid nicht. Seine Sopha's, Sessel, Möbel überhaupt waren alt und unscheinbar. Spiegel hatte er

weder in seinem Gastzimmer noch in seinem Studirzimmer. Er sagte: „Ein schönes Gemälde ist mir lieber als der kostbarste Spiegel." Nach und nach erwarb er sich, namentlich durch billigen Ankauf in Auctionen, eine Sammlung hübscher Oelgemälde. Außer den schon genannten vier Huber'schen Stücken hatte er von demselben Meister noch zwei sehr gelungene Bilder: Jesus den Kinderfreund und Jesus am Kreuze. Dann eine Geburt Christi von Bassano und ein kleines, liebliches Marienbild angeblich von Sassoferato; zwei größere italienische Landschaften, der Morgen und der Abend, welche sich bei der rechten Beleuchtung von vorzüglicher Wirkung zeigten; drei Blumenstücke aus der Niederländer=Schule, die wohlgetroffenen Portraits seiner geliebten Lehrer Sailer und Weber und viele kleinere Landschaften. Maler Butziger in Augsburg, welcher das am meisten ähnliche Portrait Christoph Schmids zeichnete, mußte ihm einige Werke großer Meister copiren. Er besaß deßgleichen werthvolle ältere Kupferstiche und schöne neuere Lithographien. So oft er in Schulangelegenheiten nach München kam, brachte er den größten Theil seiner freien Zeit in den dortigen Gemälde=Gallerieen zu. In den beiden Erzählungen: „Der Weihnachtsabend" und „Angelika" spricht sich Christoph Schmids Liebe zu der edeln Kunst der Malerei ebenso anziehend und belehrend aus.

Ein fast noch größerer Freund als von schönen

Gemälden war Christoph Schmid von guten Büchern. Zu seiner Zeit befand sich ein blinder Antiquar, Namens Windprecht in Augsburg. Er hatte seinen Bücherladen an einer Ecke der Maximiliansstraße. Bei diesem Blinden mußte das Gefühl die Stelle und den Dienst des Gesichtes ersetzen. Er hatte auch wirklich ein so feines Gefühl in den Händen, daß er, wenn er ein Buch einmal damit befühlt hatte, sogleich sagen konnte, was es für ein Buch sey. Christoph Schmid ging fast niemals an dem Bücherstande dieses blinden Antiquars vorüber, ohne ihn zu grüßen und das eine oder andere Buch zu kaufen. Einmal fragte er nach dem englischen Lexikon von Arnold. Der Blinde erwiederte, dieses Werk habe er nicht hier oben, sondern in seinem Gewölbe unten; er werde es sogleich holen. Christoph Schmid erbot sich, mit in das Gewölbe hinabzugehen, um dem Blinden das Buch suchen zu helfen. Dieser aber entgegnete lächelnd: „Lassen Sie mich nur allein gehen, Herr Domkapitular, Sie würden das Werk doch nie in meinem Gewölbe finden; denn dort ist es stockfinster; da weiß ich allein Bescheid." Nach kurzem Verweilen brachte der Blinde das Lexikon.

Ein andermal kam Christoph Schmid mit Stadtpfarrer Albrecht an den Bücherstand des Blinden. Dieser erkannte Christoph Schmid sogleich an der Stimme und reichte ihm, wie gewöhnlich, die Hand. Anstatt Christoph Schmid bot jedoch Pfarrer Albrecht

dem Blinden die Hand. Kaum hatte dieser sie befühlt, so sagte er: „das ist nicht Ihre Hand, Herr Domkapitular; Ihre kleine und zarte Hand kenne ich wohl, diese Hand hatte ich noch nie in der meinigen.“ Christoph Schmid löste dem Blinden das Räthsel und beide Herren bewunderten das richtige Gefühl des Blinden. Christoph Schmid erwarb sich nach und nach eine reiche Sammlung werthvoller Bücher; er ließ über dieselben lauter Umschläge von gelbem Papier machen und schrieb selbst die Titel sehr zierlich darauf.

In den Ferien durften ihn seine studirenden Neffen besuchen. Er freute sich, wenn sie ihm Preise oder treffliche Zeugnisse als Beweise ihres Fleißes und ihres Wohlverhaltens vorlegen konnten; er ermunterte sie zu fernerem Fleiße und beschenkte sie reichlich. Hatte Christoph Schmid eben eine neue Erzählung vollendet, so las er ihnen das Manuscript vor und hörte auf ihre Bemerkungen.

Christoph Schmids Geburts- und Namenstag war jedesmal ein kleines Familienfest; er war an diesen Tagen in Mitte seiner Verwandten und Freunde immer sehr heiter. Im Sommer 1829 wurde dieses häusliche Fest durch einen Unfall gestört, der für ihn und die Theilnehmer des Festes leicht hätte von schrecklichen Folgen seyn können. Es war am 26. Juli jenes Jahres, einem Sonntage, da Christoph Schmid seinen Namenstag feierte und in Mitte seiner Ver-

wandten und Freunde sehr vergnügt war. Gegen 4 Uhr verfinsterte sich der Himmel. Ein schweres Gewitter, das sich durch braungraues, in's Grünliche fallendes Gewölk und wiederholte Donnerschläge als sehr gefährlich ankündete, zog von Südwest über Augsburg her. Christoph Schmid stand vom Tische auf und begab sich mit seinem Bruder Alois, der als quiescirter gräflicher Herrschaftsrichter auch in Augsburg lebte, in den obern Stock des Hauses, um das Gewitter zu beobachten. Sie öffneten die Zimmerthüren. Christoph Schmid sagte nach einer Weile: „Jetzt ist das Gewitter gerade ob dem Hause und die Gefahr am höchsten.“ In demselben Augenblicke fuhr ein Blitzstrahl mit einem Knalle ohne Vergleich heftiger als ein Kanonenschuß in das Wohnhaus. Der erschütternde Schlag machte das Haus beben, es schien ganz in Flammen zu stehen und ein starker Schwefelgeruch erfüllte dasselbe. Christoph Schmid und sein Bruder standen unverletzt; sobald sie sich vom Schrecken erholt hatten, begaben sie sich in den untern Stock, um nach den daselbst befindlichen Gästen zu sehen. Zu ihrer Freude war Niemand im Geringsten beschädigt; nur empfanden die Meisten ein mehrere Stunden anhaltendes Ohrenklingen und Kopfschmerzen. Alle dankten Gott, der sie so gnädig und augenscheinlich beschützt hatte. Christoph Schmid beschrieb die Wirkungen des Blitzes folgender Maßen: „Der Blitzstrahl traf erst den Kamin,

verschob das Dach desselben, schlug einen Theil des Gesimses ab und verdrehte und beschädigte den Kamin, so weit er über das Dach hervorragt so sehr, daß er abgebrochen werden mußte. Da, wo das Dach anfängt, theilte sich der elektrische Strom, fuhr in die zwei einander gegenüberstehenden Gesparre des Daches, die er spaltete und davon mehrere Splitter abriß, derer einige fünf bis sechs Schuh lang sind. Aus den zersplitterten Dachbalken fuhr der Blitzstrahl zu beiden Seiten des Hauses theils innerhalb, theils außerhalb an den Mauern und Fenstern herab, wo er überall mehrere deutliche Spuren zurückließ. An der westlichen Seite ist oben am Fenstergesimse eine kleine Oeffnung sichtbar, wo er das eiserne Fensterbeschläg ergriff, von Eisen zu Eisen sprang, schwarze Flecken zurückließ, eine Fensterscheibe einschlug, das Blei etwas schmolz, hierauf den untern Fensterstock erreichte und dann nach einigen kleinen Beschädigungen an der Mauer in den Boden fuhr. Auf eine ähnliche Art läßt sich seine Bahn auch auf der andern Seite des Hauses nachweisen. Kleine Nebenströme der Blitzmaterie müssen sich auch sonst im Hause verbreitet haben. So sieht man ober einer Glocke im Hause eine kleine Oeffnung in der Decke: von dem eisernen Fuße eines Ofens reicht ein kleiner schwarzer Fleck bis zum nächsten Nagel im Zimmerboden. Merkwürdig ist der Umstand, daß mehrere höhere Gebäude dieses kleine Haus umgaben und die

östlich nicht viel über 200 Schritte entfernte Frohnfeste mit Blitzableitern versehen ist."

Die Theilnahme an diesem Vorfall war in der ganzen Stadt allgemein und viele Freunde und Bekannte kamen, um die Wirkungen des Blitzstrahles anzusehen. Als sie Christoph Schmid Glück dazu wünschten, daß die drohende Gefahr so glücklich vorübergegangen sey, sagte er: „Danken wir vor Allem Gott, der mich und Alle, die im Hanse waren, so gnädig beschützt hat. Ziehen wir uns aber auch aus diesem Ereignisse die weise Lehre, stets bereit zu seyn; denn wir wissen weder den Tag noch die Stunde, da der Herr kommt, unsere Seele von uns zu fordern."

5. Christoph Schmid's Erholungsreisen, auswärtige Freunde und Primizreden.

Als Domherr machte Christoph Schmid beinahe jeden Sommer oder Herbst eine Erholungsreise, oder besuchte auf den Rath des Arztes ein Bad. Im Juli 1828 lud ihn Sailer ein, mit ihm das Karlsbad zu gebrauchen. Er schrieb ihm von Barbing aus: „Ich reise morgen früh in Begleitung von Dr. Proske nach Carlsbad ab, wo ich, nach Versicherung meiner Aerzte, vollkommene, nachhaltige Gesundheit mir eintrinken soll. Rede also Du gleich mit Deinem Arzte, ob Karlsbad Dir tauge, packe

dann schnell ein und folge uns. Welche Freude, dort zusammenseyn zu können! Ich mache wahrscheinlich eine Nachkur in Franzensbrunn. Böhmen ist ja reich an Quellen; eine davon wird Dir gewiß Gesundheit sprudeln. Also komme!" ... Der Brief schließt mit den Worten: Vale, veni, ama! S. Christoph Schmid reiste Sailer nach und beide Freunde genoßen zu Karlsbad selige Tage. Christoph Schmid lernte hier mehrere vortreffliche Männer, auch die gräfliche Familie Stolberg-Stolberg kennen. Dies erhellt aus einem Blatte seiner hinterlassenen Papiere, auf dem die Worte stehen: „Den Hoffnungsvollen, Gräflichen Kindern Alfred, Mathilde und Elisabeth zu Stolberg-Stolberg widmet mit dem herzlichsten Wunsche und Gebete zu Gott, daß Sie zur Freude Ihrer Erlauchten Aeltern aufwachsen und stets des Namens Stolberg werth seyn mögen, diese Blätter

Ihr

Freund Christoph Schmid.

Carlsbad, den 23. August 1828.

Auf demselben Blatte stehen die Verse:

Dies Buch vom Himmel uns gegeben
Zum Leitstern durch dies Pilgerleben
Ist mehr als Gold und Perlen werth;
Wollt Ihr zufrieden hier auf Erden
Und selig dort im Himmel werden,
So thut, was dieses Buch uns lehrt.

Christoph Schmid benützte die Muße, welche ihm die Kurzeit gewährte, dazu, die Erzählung: „Ferdinand, die Geschichte eines jungen Grafen aus Spanien" zu schreiben. Den Stoff zu dieser Erzählung, die sich auf eine wahre, theils in Spanien, theils in Böhmen vorgefallene Geschichte gründet, fand er in einem alten Buche, welches ihm in Karlsbad in die Hände fiel. Die Hauptzüge dieser etwas kurz gefaßten Geschichte, boten ihm, wie er selbst in der Vorrede sagt, „einen solchen Reichthum von Begebenheiten und Charakteren dar, daß er sich nicht enthalten konnte, sie nach seiner Art auszumalen."

Auf der Heimreise lernte Christoph Schmid in Regensburg Diepenbrock, der damals Privatsekretär Sailers war, persönlich kennen. Diepenbrock arbeitete eben an seinem Werke „Geistlicher Blumenstrauß aus spanischen und deutschen Dichtergärten;" er freute sich, Christoph Schmid persönlich kennen zu lernen und das Band edler Freundschaft umschlang schnell und unauflöslich die Herzen beider geistig einander verwandten Männer. Im folgenden Jahre sandte Diepenbrock ein Exemplar seines geistlichen Blumenstraußes an Christoph Schmid und schrieb dazu:

Verehrter Freund!

Endlich sende ich Ihnen versprochenermaßen ein Exemplar des so eben fertig gewordenen „geistlichen Blumenstraußes", mit der Bitte, es als freundschaft-

liches Andenken aufzunehmen und mit dem Wunsche, daß Ihr feines Näschen einige angenehme, erquickliche Düfte darin finden möge. Zugleich bemerke ich im Vertrauen, daß die im Verzeichniß mit E. S. bezeichneten Lieder von Hrn. Minister von Schenk, die übrigen aber, die darauf folgen (ein paar von Clemens Brentano ausgenommen) von einem sehr frommen und geistreichen Frauenzimmer, einer Predigerstochter aus Berlin sind, die vor etwa zehn Jahren katholisch geworden und nun sich der Mädchenerziehung in einer klösterlichen Anstalt widmet. Die kindliche Einfalt, weibliche Zartheit und wahre Empfindung, die in diesen Liedern herrscht, wird Ihnen gewiß gefallen.

Zugleich muß ich Sie bei dieser Gelegenheit auf ein Buch aufmerksam machen, welches Sie gewiß mit seltenem Interesse lesen werden. Es ist der neueste Roman von Manzoni, einem noch lebenden Mailändischen Dichter, den Göthe den edeln Dichter nennt, den man aber, wie mir Brentano kürzlich sehr treffend schrieb, „dicht hinter Göthe den edleren Dichter" nennen kann. Das Buch heißt J promessi sposi und ist, von Bülow nicht schlecht, aber auch nicht ganz gut übersetzt, unter dem Titel „die Verlobten" Leipzig bei Hartmann 1828 3 Bände erschienen. Der Verfasser zeichnet sich durch meisterhafte Charakterisirung, scharfe Beobachtung, tiefe Menschenkenntniß und vorzüglich durch hohe Religiosität aus, und seine

Geschichte ist der Triumph der Religion über alle Hindernisse, welche Bosheit, Macht, Tyrannei, ja selbst eine verheerende Pest dem Glücke eines verlobten Paares unschuldiger Landleute in den Weg legen. Die Charaktere der Braut, eines Kapuziners, des Mailänder Erzbischofs Borromäus, Neffen des Heiligen, und eines bekehrten, gottlosen Adeligen sind eben so rührend als großartig. Der Erzbischof erscheint wie Vater Sailer so voll Weisheit und Hirtenliebe. — Sie müssen das Buch durchaus lesen; ich lese es Abends dem Herrn Bischof vor, der die größte Freude daran hat und sagt, es lasse den Eindruck eines trefflichen Erbauungsbuches zurück. Hier ist mehr als Göthe und Scott; eben so viele Kunst und unendlich mehr innere Wahrheit und Tiefe des Gemüthes, weil wahrer Glaube, der jenen beiden überall gebricht. Brentano, der mich darauf aufmerksam machte, forderte mich auf, es zu einem Lesebuch für das deutsche Volk, für Geistlich und Weltlich, umzuarbeiten, zu verkürzen, durch Weglassung des Specialhistorischen aus der Mailänder Chronik und Zusammendrängung der psychologischen Schilderungen. Der Gedanke ist wohl gut und das Buch würde, in einen Band zusammengezogen, als Volksbuch gewiß mit großem Segen gelesen werden. Allein die Ausführung ist nicht leicht. Sagen Sie mir gütigst einmal, wenn Sie es gelesen haben, Ihre Meinung darüber. Oder hätten S i e Lust, die Arbeit zu unter=

nehmen, die für Sie nicht schwer seyn würde, so würde der Zweck um so sicherer erreicht. Das italienische Original würde ich Ihnen von Schlosser in Frankfurt, der es mir anbot, verschaffen können. Sie werden sich durch das Lesen überzeugen, daß es wohl der Mühe lohnt. Jedermann, der es hier gelesen, ist entzückt davon."

Die gewünschte Bearbeitung kam nicht zu Stande, da Christoph Schmid wegen anderer Arbeiten keine Zeit dazu fand. Im Herbste 1846 sagte er auf einem Spazirgange in Augsburg dem Herausgeber dieser Blätter davon und ermunterte ihn, das berühmte Werk für die reifere Jugend und das Volk in genannter Weise zu bearbeiten. Er gab mir das Werk Manzonis zu diesem Zwecke mit nach Hause. Ich entwarf einen Plan, wie ich es für die Jugend und das Volk bearbeiten wollte, und schickte ihn Christoph Schmid zur Beurtheilung zu. Er schrieb: „Die Art und Weise, wie Du die Verlobten von Manzoni für die Jugend und das Volk bearbeitest, leuchtet mir sehr ein, so viel ich aus dem Gedächtnisse, ohne das Buch vor mir zu haben, beurtheilen kann. Du thuest sehr wohl daran, daß Du Alles, was nicht zu diesem Zwecke dient oder Dir sonst nicht zusagt, entweder ganz weglassest, wie die Klostergeschichte von Monza und andere Zwischengeschichten oder nur kurz andeutest, wie z. B. die langen Schilderungen des Aufruhrs und der Pest und die frühern Verirrungen

Christophoros. Den Pfarrer Abbondio als einen Mann darzustellen, der, wenn auch allzu ängstlich, dennoch wegen seiner vielen guten Eigenschaften, seiner Berufstreue, seiner Gutmüthigkeit liebenswürdig erscheint, ist sehr weise. Die Hauptaufgabe bleibt, den Pater Christophoro und den Cardinal Borromäus in einem recht freundlichen Lichte zu zeigen; daß alles Uebrige, wie Du sehr richtig bemerkst, an diese zwei Charaktere sich anreihen müsse und beide Begebenheiten durch Einen Faden verknüpft seyn müssen, versteht sich von selbst. Folge nur Deinem Genius, so wird Ein Geist durch die Erzählung hin wehen und sie beleben, und auch in Hinsicht der Kunst wird sie Ein Ganzes bilden. Eile damit nur nicht zu sehr unter die Presse." Christoph Schmid ging mit mir das vollendete Manuscript durch, schrieb eine Vorrede dazu und sandte das im Jahre 1847 bei Laupp in Tübingen erschienene Buch an Diepenbrock, welcher der Bearbeitung in einem Schreiben seinen Beifall zollte.

In einem der folgenden Jahre bereiste Christoph Schmid auch die Rheingegenden bis nach Köln. Wenn er noch in seinem hohen Alter auf diese Reise zu sprechen kam, belebte sich sein ganzes Wesen; einen so tiefen Eindruck hatten die herrlichen Rheingegenden und das erhabene Münster zu Köln auf ihn gemacht. Auf dieser Reise war Domkapitular Wagner von Rottenburg, den Christoph Schmid seiner edeln Eigen-

schaften wegen sehr hoch schätzte, sein Begleiter. Da geschah es, daß ein Rad des Wagens, in dem sie fuhren, brach. Es war in einem Walde und zudem regnete es. Die Herren mußten aussteigen. Domkapitular Wagner, der etwas beleibt und bequem war, jammerte und stand rathlos vor der zerbrochenen Kutsche. Christoph Schmid sagte scherzend zu ihm: „Ist das nicht ärgerlich, Herr Collega? Sie sind ein Wagner und ich bin ein Schmid und keiner kann helfen." Wagner lachte und begleitete, versöhnter mit seinem Schicksale, Christoph Schmid nach dem nächsten Dorfe, um einen Wagner und Schmid herbeizuholen.

Auch nach Baden=Baden begab sich Christoph Schmid einigemal. Er besuchte auf diesen Reisen immer seinen alten Freund Demeter, der damals noch Pfarrer in Sasbach in Baden war. Von Baden=Baden aus ging Christoph Schmid nach Straßburg, um das herrliche Münster zu sehen; er bestieg auch die höchste Spitze des Münsterthurms. In seinen Briefen an Demeter pflegte er das Münster nur „seinen steinernen Schatz" zu nennen. Im Spätsommer 1835 hielt Christoph Schmid seinem ältesten Neffen Benedikt in Glött bei Dillingen die Primizrede und im September 1837 begab er sich nach seiner frühern Pfarrei Ober=Stadion, um einem andern Neffen, dem Sohne seines Bruders daselbst, August, der in Rottenburg zum Priester geweiht worden war, die

Primizrede zu halten. Sein Bruder Alois, seine beiden Schwestern und mehrere Verwandte begleiteten ihn. Die Nachricht hievon erregte eine allgemeine, lebhafte Freude in der Pfarrei Stadion, ja in der ganzen Umgegend. Lange, bevor die Feierlichkeit begann, war die große Kirche gedrängt voll Menschen; viele fanden keinen Platz mehr. Als Christoph Schmid in seiner Domherrnkleidung, das Domherrnkreuz auf der Brust, ein schöner Greis, auf der Kanzel erschien, von welcher aus er zehn Jahre lang ehemals dieser Gemeinde als Pfarrer das Wort Gottes verkündigt hatte, richteten sich Aller Augen auf ihn und es entstand in der Kirche eine feierliche Stille. Er begann seine Rede mit den Worten: „Gnade sey mit Euch von Gott unserm Vater und von Jesus Christus unserm Herrn! Mit diesem Gruße, mit dem der heilige Apostel Paulus die christlichen Gemeinden seiner Zeit begrüßt hat, begrüße auch ich Dich Du mir innig geliebte Pfarrgemeinde!“ Kaum hatte Christoph Schmid diese Worte gesprochen, so brach die ganze, große Versammlung in Thränen aus. Die Stimme ihres ehemaligen Seelenhirten hatte auf einmal die alte Liebe in den Herzen der Pfarrkinder mächtig wieder aufgeweckt und auch Christoph Schmid hatte Mühe der Gefühle, welche ihn in diesem Augenblicke ergriffen, Meister zu werden. Er mußte einige Zeit lang innehalten, bevor er fortfahren konnte. Dann sagte er: „Zehn Jahre sind verflossen, seit ich zu Euch, Ge-

liebteste im Herrn, das letztemal von dieser heiligen Stätte aus geredet und mit tiefer Wehmuth und unter Euern und meinen reichlichen Thränen von Euch Abschied genommen habe. Noch jetzt erfüllt das Andenken an jene Stunde mein Herz mit Wehmuth und diese Wehmuth wird noch mehr vermehrt, da so Viele, die damals zugegen waren, nicht mehr hier auf Erden leben; da ich ihr Angesicht nicht mehr sehe und mich nur mit der frohen Hoffnung trösten kann, daß sie aus diesem mühevollen Erdenleben in das bessere Leben, in den Himmel versetzt worden!

So traurig jener Tag für mich gewesen, an dem ich mich von Euch trennen mußte, so erfreulich ist das Ereigniß, das uns heute wieder vereinigt. Einer der Söhne aus dieser Pfarrgemeinde, der in dieser Eurer Pfarrkirche getauft worden, der damals, als ich von Euch schied, noch ein Knabe gewesen, betritt heute, als neugeweihter Priester, das erstemal den Altar. Es ist dieser Tag ein Freudentag für ihn, für seine lieben Aeltern und Geschwister, für mich und alle seine Verwandten und, wie ich fest überzeugt bin, für alle hier Versammelten und für die ganze Pfarrgemeinde. Ja ein solcher Tag, an dem ein neugeweihter Priester das erste Mal das heiligste Opfer auf dem Altare dem Allerhöchsten darbringt, ward von alten Zeiten her und überall in der ganzen katholischen Kirche als ein Tag heiliger Freude festlich gefeiert. Und das mit Recht! Denn der geist=

liche Stand, der Stand christlicher Priester, ist keine bloß menschliche Einrichtung; er ist von Gott angeordnet. Der Vater im Himmel hat seinen vielgeliebten Sohn, seinen Eingebornen, in die Welt gesandt: Jesus Christus, der Sohn Gottes, der ewige Hohepriester, hat seinen Jüngern, den Aposteln und ihren Nachfolgern gesagt: „„Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch.““

Bei diesen Worten, die Alles enthalten, was von dem geistlichen Stande gesagt werden kann, wollen wir heute mit unserer Betrachtung stille stehen. Diese Worte geben mir Gelegenheit, Euch, Geliebte, an das Wichtigste zu erinnern, was ich Euch viele Jahre hindurch von dieser Stätte aus verkündet habe. Wir wollen daher heute, an diesem erfreulichen Festtage, mit Andacht und innigem Danke gegen Gott betrachten: „„Wozu der Vater im Himmel seinen geliebten Sohn Jesus Christus gesandt habe und wozu Jesus Christus, der Sohn Gottes auch jetzt noch die Geistlichen sende.““ Nachdem Christoph Schmid diese zwei Theile in längerer Rede ausgeführt hatte, schloß er mit den Worten: „Und nun, geliebte Pfarrgemeinde, wende ich mich noch einmal zu Dir! Wir haben uns wiedergesehen — und müssen nun wieder von einander scheiden. Und so sage ich denn Euch Allen Lebe wohl und empfehle Euch Gott und seiner Gnade! Ich weiß nicht, ob wir uns hier noch einmal von Angesicht sehen werden! Denn wie bald ist es um

ein Menschenleben geschehen! So lange aber ich noch lebe, werde ich Euch im Herzen tragen, wie ich Euch stets darin getragen habe. Betet für mich, wie ich für Euch beten werde; es ist dieß beinahe das Einzige, was wir in der Entfernung für einander thun können. Der gütige, barmherzige Gott wolle uns die Gnade verleihen, fromm und christlich zu leben, alle Sünden zu meiden, alle Leiden mit Geduld zu übertragen — und selig zu sterben! Und sollten wir einander auf Erden auch nicht mehr sehen, o so gib Du, guter Gott, daß wir Alle, Alle, die hier versammelt sind, uns im Himmel wiedersehen, und daß dann von Allen auch nicht ein Einziges fehle! Amen."

Kein Auge blieb trocken. Dieses Wiedersehen des Seelen-Hirten und seiner ehemaligen Pfarrgemeinde erinnerte an die apostolischen Zeiten.

Zu dieser erhebenden Feier gesellte sich auch die Freude des Wiedersehens alter Freunde. Der Prälat Friedrich von Walter war von Kirchbirlingen nach Stadion gekommen. Beide Freunde, nunmehr blühende Greise, wenn man so sagen kann, begrüßten sich auf das Herzlichste. Auch viele andere Geistliche aus der Nachbarschaft, mit denen Christoph Schmid befreundet war, hatten sich eingefunden. Alle waren Ein Herz und Eine Seele. Christoph Schmid schrieb über diese Feier an seinen Freund Demeter, damals Erzbischof in Freiburg: „Der Primiztag meines

Neffen war wohl für mich ein Freudentag, aber auch sehr erschütternd und ergreifend für mich. Die ganze Pfarrgemeinde brach sogleich bei meiner ersten Begrüßung in Thränen aus. Es fiel mir schwer, wie Vieles ich verlassen." Auf die Bitte Christoph Schmids kam sein Neffe August als Vikar zu dem würdigen Prälaten.

In den folgenden Jahren begab sich Christoph Schmid mehrere Sommer nach einander in das Bad Rippoldsau, welches dann auch Erzbischof Demeter zu besuchen pflegte. Er nahm seinen Weg immer über Rottenburg, wo er bei Domkapitular Wagner logirte. Meine Mutter reiste um diese Zeit fast jedesmal nach Augsburg, um während der Abwesenheit des Bruders bei ihrer Schwester zu seyn. Christoph Schmid schrieb an beide Schwestern von seinem Badaufenthalte aus sehr liebe Briefe, die hier eine Stelle finden mögen. Am 29. Juli 1838 schrieb er ihnen: „Liebste Schwestern! Wie Ihr seht (oberhalb an dem Briefe befindet sich die Abbildung des Bades) befinde ich mich in Rippoldsau, wo wir über hohe, waldige Berge und tiefe, malerische Thäler sehr glücklich angekommen sind. Hier fanden wir Alles, Gebäude und Gärten sehr erweitert und verschönert. Wir bewohnen drei schöne Zimmer, die in einander gehen, eins für den Herrn Erzbischof, eines für dessen Herrn Bruder und eines für mich. Die Anzahl der Kurgäste ist noch überaus groß; es sind täglich wenigstens 170 Personen an der

Tafel. Alles geht gut und ich bin an der Seite meines verehrungswürdigen, innig geliebten Freundes recht seelenvergnügt. Auch traf ich mehrere würdige Männer, die ich schon länger kenne, lernte auch einige neuerdings kennen, deren Bekanntschaft mir höchst schätzbar ist, so daß ich viele Freude habe.

Oben an der Tafel saß gestern Mittags ein Herr von ritterlichem Anstande und so herrlichen, ernsten Zügen, daß Jedermann sie bewunderte. „Diesen Kopf," sagten mehrere, „sollte ein Maler sehen, der in einem historischen Gemälde einen General oder Ritter zu malen hätte; er könnte kein herrlicheres Vorbild dazu finden. Als ich Abends in den Gartenanlagen auf einer Bank saß, kam dieser französische Edelmann, der sehr gut deutsch spricht, und sich als Offizier, wenn ich nicht irre als General, auch als Redner in der Deputirten-Kammer ausgezeichnet, mit seinen drei gar liebenswürdigen Kindern zu mir her und die Kinder dankten mir mit der französischen Kindern eigenen Artigkeit und Lebhaftigkeit, für das Vergnügen und die lehrreiche Unterhaltung, die ihnen meine Büchlein gewähren. Der Vater versicherte mir, daß die Uebersetzungen davon in ganz Frankreich gelesen werden, und daß besonders in Straßburg kein Haus sey, in dem sich dieselben nicht befinden. Einige Damen, die erfahren hatten, daß ich hieher kommen werde, wollten mir bei meiner Ankunft durch ihre Kinder einen Blumenstrauß überreichen lassen, indeß

mußten sie ein paar Tage, bevor ich kam, von hier abreisen. Ich schreibe Euch dieß bloß, weil ich weiß, daß es Euch Freude macht.

So freundlich die Menschen dahier gegen mich sind, so unfreundlich ist die Witterung. Wir haben wenig Sonnenschein und viel Regen. Dabei ist es ziemlich kalt. Heute morgens stand das Thermometer nur fünf Grade über dem Eispunkt, und auf den Gebirgen des Schwarzwaldes fiel dieser Tage Schnee. Doch geht es mit meiner Gesundheit über Erwartung gut..... Nun lebt wohl, liebste Schwestern und Gott sey mit Euch und Eurem Euch innig liebenden Bruder Christoph."

Am 12. August 1839 schrieb er: „Bevor ich das Thal dahier zwischen den finstern Wäldern des Schwarzwaldes verlasse, muß ich Euch, geliebteste Schwestern, doch noch mit wenigen Zeilen sagen, daß mir die Kur dahier ganz vortrefflich anschlägt. Das Wasser des Gesundbrunnens ist herrlich; die Witterung war beinahe immer unvergleichlich. Oft sah man mehrere Tage nach einander kein Wölkchen an dem reinen, blauen Himmel. Die viele Bewegung, die zur Kur erforderlich ist, kommt mir auch sehr gut. Unter anderm bestieg ich eine Berghöhe, von der aus man den Rhein, Straßburg und die Vogesen sieht; wiewohl ich drei Stunden lang unausgesetzt auf den Beinen war, ohne niederzusitzen, so wurde ich doch nicht einmal müde. Ehe ich hieher kam, wäre mir

dieß nicht möglich gewesen. Was aber das Belebendste und Erheiterndste für mich ist, das ist der beständige Umgang mit meinem liebevollen, alten, getreuen Freunde, dem Hochwürdigsten Erzbischofe.

Sonst habe ich dahier noch viele würdige Männer theils wieder gesehen, theils kennen gelernt. Herr Minister von Reitzenstein begrüßte mich sehr freundlich und machte einen langen Spazirgang mit mir. Herr General, Baron von Imhof, der einst als Oberst bei uns in Stadion übernachtete und die Regimentsmusik vor unsern Fenstern spielen ließ, zeigte große Freude, mich dahier zu sehen und besuchte mich auf meinem Zimmer. Herr geistlicher Rath Engel von Sigmaringen freute sich auch sehr, mich dahier zu treffen und noch viele Andere.

Ein französischer Geistlicher, ein sehr feiner, gebildeter und, was die Hauptsache ist, sehr religiöser Mann aus Paris und in Straßburg als Religionslehrer an einem Erziehungsinstitute angestellt, brachte mir viele Grüße von seinen Zöglingen, die meine Büchlein fast auswendig wissen; sie seyen, sagte er, in vielen Schulen eingeführt. Ein anderer Geistlicher, ein Engländer, der sich lange in Nordamerika aufgehalten, versicherte, in Amerika seyen sie verbreitet.

Herr Domdekan Diepenbrock schreibt mir in dem von Dir, liebste Schwester Franziska, beigelegten Briefe, daß Herr Dr. Passavant von Frankfurt mich in Augsburg besuchen werde. Drücke ihm doch mein

innigstes Bedauern aus, daß er mich nicht zu Hause trifft. Ebenso leid thut es mir, daß Herr Krummacher, der mich durch seine Schriften so hoch erfreute, mich nicht angetroffen."

Im Sommer 1840 besuchte Christoph Schmid das Bad Rippoldsau wieder. Auch dießmal nahm er seinen Weg über Rottenburg. Da Domherr Wagner inzwischen gestorben war, stieg er, dazu eingeladen, bei Domdekan von Jaumann ab. Er besuchte damals auch das Priester-Seminar, in dem ich mich eben als Alumnus befand. Der ihm befreundete Regens Supp führte ihn umher. Alle meine Mitalumnen waren hoch erfreut, den Verfasser der Ostereier persönlich kennen zu lernen. Er ging von Pult zu Pult und sagte jedem einige freundliche Worte. Beim Abschiede sprach er zu uns Allen: „Ich wünsche Ihnen von Herzen Glück zu dem hohen Berufe, dem Sie so nahe stehen. Der geistliche Stand hat vor allen übrigen Ständen den Vorzug, daß er das Geistige, Höchste und Unvergängliche zu seinem Gegenstande hat. Ich bitte Sie, auch meiner im Gebete zu gedenken." Mittags speiste Christoph Schmid bei dem Herrn Bischofe von Keller. Er war an der Tafel, zu der alle Domherren und der Regens des Seminars geladen waren, sehr vergnügt und erzählte viele Anekdoten, die allgemeine Heiterkeit erregten. Da er am nächsten Morgen nach Rippoldsau reisen wollte und keinen Begleiter hatte, erhielt ich die Er-

laubniß, ihn dahin zu begleiten. Früh fünf Uhr wollte er abfahren. Ich fand ihn bereits reisefertig in der Gemäldegallerie des Herrn Domdekans. Er führte mich vor das von Wocher in Oel gemalte Portrait Sailers und sagte: „Hier ist Sailer als Professor in Dillingen dargestellt. Porträte aus seinem höhern Alter als Bischof haben wir mehrere; dieses Portrait ist das einzige, das wir aus jener Zeit haben, die er selbst die schönste seines Lebens nannte.“

Als Christoph Schmid im hohen Alter Erinnerungen aus seinem Leben herausgab, erbat er sich von Domdekan von Jaumann dieses Portrait, ließ es durch den vortrefflichen Künstler Carl Mayer in Nürnberg in Stahl stechen und stellte es dem zweiten Bändchen dieser Erinnerungen voran. Unter den übrigen Gemälden der trefflichen Sammlung rühmte Christoph Schmid insbesondere zwei Schlachtenstücke, Reitergefechte vorstellend, von P. Rugendas und das Brustbild eines alten Mönchs, früher in der Leuchtenberg'schen Gallerie in München, ohne Zweifel von Rembrandt. Beide Herren vertieften sich während des Frühstücks der Art in Gespräche über die edle Kunst der Malerei, daß wir erst eine Stunde später abfuhren. Es war ein regnerischer Morgen und wenig von der Gegend zu sehen, um so belebter war das Gespräch. Christoph Schmid unterhielt sich mit mir über meinen nahen Beruf, und erzählte mir einige

sehr lehrreiche Begebenheiten aus seinem Priesterleben, welche er später in seine Erinnerungen aufnahm; dann auch Vieles von Heggelin*), den er als Muster eines Seelsorgers überaus hoch schätzte. Er sagte: „Heggelin hatte eine besondere Gabe, Trauernde zu trösten. Er wurde einmal zu einer Baronin von Freiberg berufen, welche über den Verlust ihres einzigen Kindes untröstlich war. Man führte ihn in das Zimmer, in welchem die bekümmerte Mutter den Kopf in die Hände gestützt auf dem Sopha saß. Sie blickte nicht auf und auch Heggelin sprach kein Wort, sondern trat an ein Fenster und blieb da schweigend stehen. Endlich erhob sich die Dame und fragte ihn nach der Ursache seines sonderbaren Benehmens. Heggelin sagte: er sey zwar gerufen worden, habe es aber nicht gewagt, sie in ihrem gerechten Schmerze zu stören. Diese Antwort gewann ihm das Zutrauen der Baronin. Sie hieß ihn Platz nehmen und knüpfte ein Gespräch mit ihm an. Er ließ ihr Zeit, sich ganz auszuweinen und auszuklagen. Dann erst brachte er seine Trostgründe vor. Unter Anderm sagte er zu ihr: „„Gnädige Frau, wenn Sie sich noch längere Zeit diesem maßlosen Schmerze hingeben, dann leidet ihre Gesundheit und sie nehmen sich selbst die Hoffnung, je wieder von Gott mit Kindern gesegnet zu werden."" Der letztere Grund wirkte am meisten. „Ueber=

---

*) S. Erinnerungen, 2. Bändchen S. 67.

haupt," fuhr Christoph Schmid fort, „muß der Seelsorger, um Traurige zu trösten, nicht bloß an ihr Gemüth, sondern auch an ihren Verstand sich wenden. Verstandsgründe sind bei vielen Menschen gar oft die einzig wirksamen." Er sagte im Verlauf des Gespräches: „Unverstand und Eigensinn haben auf der Welt fast schon mehr Unheil angerichtet als Immoralität." Winkelhofers*) Predigten empfahl er mir, recht oft zu lesen; die klare, einfache Predigtweise dieses ausgezeichneten Redners, sey nach seiner Meinung für die Kanzel die passendste; vor Allem aber sey unausgesetztes Lesen der heiligen Schrift und tägliches Meditiren darüber für den christlichen Kanzelredner unumgänglich nothwendig.

Unter diesen und andern Gesprächen waren wir nach Freudenstadt gekommen, wo wir Mittag speisten. Der Himmel hatte sich indessen aufgehellt und, als wir wieder abfuhren, schien die Sonne warm und freundlich. Christoph Schmid sah bald rechts, bald links zum Wagen hinaus. Die Berge des Schwarzwaldes voll dunkler Tannen, die einsam in grünen Thalschluchten gelegenen Sägemühlen und die rauschenden Waldbäche, welche sich bald da, bald dort silberweiß im Glanze der Sonne über die großen, schwärzlichen Mühlräder stürzten, gefielen ihm ungemein. Er machte mich auf manche wildschöne Wald-

*) S. Erinnerungen, 2. Bändchen S. 63.

partie aufmerksam, indem er sagte: „das gäbe auch ein schönes Landschaftsgemälde für einen Maler.“ Als wir vor einem Wasserfalle vorbeifuhren, der zwischen schwarzgrünen Tannen, weiß wie Schnee, von einem hohen Felsen herabstürzte, sagte ich zu Christoph Schmid, daß er in seiner Erzählung, „der Weihnachts-Abend“, einen Wasserfall ganz so wie diesen geschildert habe. Er sagte: „Das sey auch das Natürlichste; er könne nicht begreifen, wie manche Schriftsteller dazu kämen, die Natur in gesuchten und gespreitzten Ausdrücken und mit vielen prunkenden Worten zu schildern; man solle sie gerade so mit der Feder gleichsam abmalen, wie sie sich darstelle; je ähnlicher die Schilderung sey, desto besser sey sie.“ Solche treue und daher so wahre Naturbilder sind auch durchgehends in Christoph Schmids Schriften zu finden.

Gegen Abend kamen wir in Rippoldsau an. Der Herr Erzbischof war schon da und Christoph Schmid ließ sich sogleich nach dessen Zimmern führen. Während wir durch einen Gang dahingingen, hörten wir auf einmal hinter uns rufen: „Christoph, Christoph!“ Es war der Herr Erzbischof selbst, ein ansehnlicher Mann. Er hatte im Conversationssaale die Ankunft Christoph Schmids erfahren und war ihm nachgeeilt. Beide Freunde umarmten sich auf das Herzlichste. Eine innigere, zärtlichere Freundschaft sah ich zwischen Männern nie, als die Freundschaft zwischen Christoph Schmid und Demeter. Am andern

Morgen besuchten beide Freunde mit einander die Quelle und gingen in den Anlagen spaziren; ich konnte die Bemerkung machen, wie ungemein freundlich und ehrerbietig Christoph Schmid von vielen anwesenden Kurgästen begrüßt wurde, insbesondere von den Damen, welche in ihm den Kinderfreund ehrten. Von Rippoldsau aus begab sich Christoph Schmid nach Vollendung der Badekur mit dem Erzbischofe nach Freiburg. Er schrieb von hier aus am 19. August 1840 an seine Schwestern: „Geliebteste Schwestern! Glücklich und mit neu gestärkter Gesundheit kamen der Hochwürdigste Erzbischof und ich hier an. Die Reise hieher durch das malerische Kinzigthal und bei freundlichem Wetter war überaus schön und ging mit Extrapost sehr schnell und wie im Fluge von statten. Morgens 9 Uhr fuhren wir, nachdem wir noch an der Quelle getrunken, ab und waren Abends 7 Uhr schon hier.

Von Rippoldsau könnte ich so vieles erzählen, daß es einen ganzen Bogen füllen würde. Ich sah sehr viele würdige Männer, auch Frauen aus Würtemberg und Baden, aus der Schweiz und aus Frankreich, denen ich bekannt war und die mir äußerst gütig begegneten. Allein ich verspare Alles auf mündliche Erzählung. Auch bringe ich deutsche, französische und englische Verse mit, mit denen ich beehrt wurde.

Dahier fand ich alle Herren Domkapitulare und Dompräbendare, auch andere Gönner und Freunde

gesund und wohl. Den Herrn Weihbischof und Domdekan von Vikari traf ich eben noch, bevor er seine Erholungsreise antrat, auf der er auch nach Augsburg kommen wird. Dem Herrn Domkapitular Hirscher schlägt das Klima dahier ganz vortrefflich an und er befindet sich gesünder als je. Auch alle Lehrfrauen in den zwei Frauenklöstern dahier sind alle sehr wohl, fröhlich und vergnügt und unermüdet thätig im Unterrichte der weiblichen Jugend. Sie waren sehr erfreut, zu hören, daß eine Nichte von mir Lehrerin in dem englischen Institute zu Augsburg sey.

Ich lebe dahier an der Seite des hochwürdigsten Erzbischofes, seines Herrn Bruders und seiner Fräulein Schwester, die Euch alle freundlich grüßen, selige Tage. Dazu kommt noch das herrliche, bewundernswürdige Münster, in dem der Herr Erzbischof am 15. August*) für mich die heilige Messe las und der Herr Kapellmeister, mich zu erfreuen, eine von Hrn. Drobisch in Augsburg componirte Messe gab, die sich ungemein lieblich ausnahm und in der That lebhafte Gefühle der Andacht erregte und das Gemüth zum Himmel erhob.

Herr Hofrath Müller, Vorstand des Blindeninstituts dahier, besuchte mich und zeigte mir eine Auflage der Ostereier, die zu Philadelphia in Amerika für das Pensylvanische Blindeninstitut mit erhabenen

*) Geburtstag Christoph Schmid's.

Buchstaben gedruckt ist, so daß die Blinden das Buch, das ziemlich groß und dick ist, mit den Fingern lesen können. Das Durchblättern dieses Buches war für mich eben so rührend als erfreulich. —

Da Herr Graf von Stadion so gnädig war, unser Häuschen in Augsburg mit einem Besuche zu beehren, so habe ich zweifache Ursache, über Stadion heimzukehren und ihm daselbst meine Aufwartung zu machen. Dies könnte meine Ankunft vielleicht um einen Tag verzögern und ich halte es für nöthig, Euch dieses zu schreiben, damit Ihr nicht etwa in Sorgen gerathet.

Daß Herr Hurter mich in Augsburg besuchen wollte, freut mich sehr. Eben zu jener Zeit las ich in Rippoldsau seine Reise nach Wien, die mir viel Vergnügen machte und in der von dem Pater Prior Kälin, dem Herrn Domkapitular Stadler und dem Herrn Maler Hundertpfund sehr rühmlich Erwähnung geschieht.

Die Gegend um Freiburg, so oft ich sie auch sah, sehe ich immer mit neuem Entzücken. Sie ist wirklich unbeschreiblich schön, indem wenigstens ich mich nicht getraue, sie zu beschreiben. Wir fahren auch alle Tage aus, wo ich dann immer neue Gelegenheit finde, die herrlichen Weingärten und Weinberge, die Fülle von Blumen und köstlichem Obste, die entfernteren waldigen Berge und das noch weiter entfernte Hochgebirg, die Vogesen, zu bewundern. Auch in

dem erzbischöflichen Garten gibt es kostbares, reifes Obst in Menge, Mirabellen und Pfirsiche; nur die unzähligen Trauben bedürfen noch heißer Tage, um guten Wein zu geben.

So gerne ich übrigens hier bin, so freue ich mich auf das Wiedersehen. Dem Herrn Domdekan, und den Herren Domkapitularen Rieger und Bader die Versicherung meines verehrungs- und liebevollen Andenkens!

An alle die lieben Unsrigen die freundlichsten Grüße! Noch eine besonders herzliche Empfehlung an Herrn Doktor Kolb und sein Haus; die Kunst der Fräulein Amalia zu bewundern, habe ich in dem erzbischöflichen Palaste täglich Gelegenheit.

In der Hoffnung eines baldigen erfreulichen Wiedersehens

Euer
Euch innig liebender Bruder
Christoph."

Da ich im Herbste dieses Jahres die Priesterweihe empfing, lud ich Christoph Schmid zu meiner Primiz ein. Ich schrieb ihm, daß ich am 24. September mein erstes heiliges Meßopfer in der, der heiligen Jungfrau geweihten Wallfahrtskirche auf dem schönen Berge bei Ellwangen stille feiern wolle. Er schrieb mir zurück: „Dein Vorhaben, Dein erstes heiliges Meßopfer am 24. d. M. auf dem schönen

Berge stille zu feiern, leuchtet mir sehr ein. Zu den Gründen, die Du vorbringst, kommt auch der, daß ich jetzt im 73. Jahre meines Lebens und bei einer öfter sehr leidenden Gesundheit nicht sicher bin, eine feierliche Rede vor einem großen Publikum halten zu können, zumal mir erst kürzlich zu den schon früher verlornen noch zwei Zähne ausgefallen sind, was mich an einem deutlichen Vortrage sehr hindern würde.

Zu der Primiz werde ich gewiß kommen, es müßte es mir meine Gesundheit, nur wider Hoffen, unmöglich machen. Am 23. September gedenke ich bei Zeiten in Ellwangen einzutreffen.

Die Mahlzeit muß, um Niemanden beschwerlich zu fallen, in einem Gasthofe gehalten, und in allem geziemend und dem Anstande gemäß, doch nicht zu prächtig angeordnet werden. Schreibe dieses Alles auch Deiner lieben Mutter; ich hoffe, sie werde auch damit einverstanden seyn....

Dem Herrn Regens und seinen Herren Kollegen empfehle ich mich hochachtungsvoll und grüße alle Deine Herren Mitalumnen auf das freundlichste.

Der 16. September, der Tag Deiner Priesterweihe, wird für uns alle dahier ein Tag der Andacht seyn. Besonders wird ihn in der Domkirche dahier am Altare feiern Dein

liebevoller Onkel Christoph."

Augsburg, 12. September 1840.

Sobald Pfarrer Diem auf Schönenberg, der aus der Pfarrei Stadion gebürtig war und den Christoph Schmid einst als Knaben in der lateinischen Sprache unterrichtet und zu studiren aufgemuntert hatte, die Nachricht erhielt, daß Christoph Schmid zu dieser Primizfeier kommen werde, bat er seinen ehemaligen Pfarrer und geliebten Lehrer in seiner geräumigen Wohnung dem ehemaligen Seminargebäud' abzusteigen. Christoph Schmid nahm diese Einladung mit Freuden an. Es war ein fröhliches Wiedersehen. Der erfreute Pfarrer bot Alles auf, seinen verehrten und geliebten ehemaligen Lehrer so ehrenvoll als möglich zu bewirthen. Er hatte sogar über der Thüre des Zimmers, in dem Christoph Schmid logirte, ein gemaltes Füllhorn anbringen lassen, aus dem Ostereier, rothe und weiße Rosen, Vergißmeinnicht, Hopfenblüthen, Margarethenblümchen ꝛc. in Menge herausfielen. Christoph Schmid ward von diesem sinnigen Gedanken sehr gerührt. Der Tag der Feierlichkeit war ein schöner, sonniger Herbsttag. Christoph Schmid war wie gewöhnlich schon frühe aufgestanden und betrachtete von den Fenstern der auf dem schönen Berge gelegenen Pfarrwohnung aus mit Entzücken die weite Fernsicht, welche sich hier dem Auge darbietet. Als die Zeit des Gottesdienstes heranrückte, bemerkte er, daß, obwohl es Werktag war, Scharen andächtiger Landleute und viele theilnehmende Einwohner aus der nahen Stadt der Kirche zuwanderten und den Berg

heraufkamen, um der heiligen Handlung beizuwohnen. Gerührt von diesem frommen Eifer und erfreut über diese freundliche Theilnahme sagte er: „Man kann das Volk nicht hungrig nach Hause gehen lassen,“ und zog sich auf sein Zimmer zurück, um in der kurzen Zwischenzeit vor Beginn des Gottesdienstes noch eine Rede zu studiren. So wurde aus einem stillen Familienfeste ein öffentliches Fest. Die Rede, welche der 73 jährige Greis an die zahlreich versammelte Menge hielt, währte nahezu eine Stunde. Aus der Fülle des Herzens kommend drang sie auch zu den Herzen; sie wurde auf besonderes Verlangen gedruckt und zwar im Verlage der J. Wolffischen Buchhandlung in Augsburg, wo auch die beiden früheren Primizreden Christoph Schmids erschienen waren. Am Nachmittage war Christoph Schmid in Mitte vieler Verehrer und Freunde, die sich theils von Ellwangen, theils von seiner vier Stunden entfernten Vaterstadt Dinkelsbühl eingefunden hatten, sehr heiter. Am andern Tage reiste er wieder ab. Vorher las er die heilige Messe in der Gnadenkapelle und betrachtete noch einmal die schöne Wallfahrtskirche. Beim Herausgehen sagte er: „Es sind nun über sechzig Jahre verflossen, seitdem ich als wallfahrender Knabe*) von Dinkelsbühl das erstemal in diesen schönen Tempel kam. Damals hatte ich frei-

*) S. Erinnerungen 1. Bändchen S. 87.

lich keine Ahnung davon, daß ich als Greis in eben diesem Tempel einem Schwestersohne die Primizrede halten sollte. Wie wundersam sind doch die Führungen Gottes!"

Auf den Wunsch Christoph Schmids kam auch ich als Vikar zu seinem Freunde, dem Prälaten von Kirchbierlingen. Leider starb der edle Prälat schon im nächsten Jahre. Christoph Schmid betrauerte den Tod desselben sehr und setzte dem heimgegangenen Freunde in der zu Augsburg erscheinenden Zeitschrift Sion im Jahre 1841 ein schönes, ehrendes Denkmal. Ein ähnliches schönes Denkmal hatte er dem 1831 in Augsburg verstorbenen Domdekan von Weber in einer besondern Broschüre gewidmet.

Von dieser Zeit an kam ich jedes Jahr bis zum Tode Christoph Schmids nach Augsburg und verweilte immer längere Zeit in seinem geist= und gemüthsvollen Umgange. Er las mir mehrere seiner Erzählungen, ehe er sie in den Druck gab, vor und sprach Manches über Schriftstellerei und Literatur überhaupt; was ich davon im Gedächtnisse behalten habe und in Aufzeichnungen vorfand, will ich möglichst treu hier wieder erzählen.

6. Christoph Schmid als Jugendschriftsteller.

Christoph Schmid antwortete auf die Frage, wie er es angegangen habe, daß seine Schriften den Kindern so willkommen seyen, lächelnd: „Ich ging zu den Kindern selbst in die Schule und lernte von ihnen. Als ich Schule zu halten anfing, fehlte es an brauchbaren Kinderschriften. Ich kam daher auf den Gedanken, selbst kleine für Kinder passende Erzählungen abzufassen, um ihnen die Lehren der Religion dadurch anschaulicher zu machen. Gewöhnlich erzählte ich diese Geschichtchen den Kindern, oder las sie ihnen vor und hieß sie dann dieselben aus dem Gedächtnisse nachschreiben. Aus ihren Aufschreibungen, die ich fleißig durchging, ersah ich, was die Kinder am meisten darin angesprochen und was nicht. So wenn z. B. lange Reden in einer Erzählung vorkamen, wurden sie von den Kindern meist mit den Worten übergangen: „„Hier wurde viel gesprochen."" Daraus erkannte ich, daß längere Gespräche, Monologe sie nicht ansprachen, strich sie aus und arbeitete die Erzählung, indem ich mehr Handlung und kürzere Gespräche darin vorbrachte, noch einmal nach den gemachten Erfahrungen um. Ich fand auch, daß die Kinder nach manchem Umstand und Grund fragten, den zu berühren ich für unnöthig gehalten hatte. Mir war der Grund wohl klar, nicht aber den Kindern; sie fühlten manche Lücke, die ich, geübter im Denken,

nicht fühlte; dagegen machten sie mich auch wieder durch ihre kindlichen Fragen auf Einzelnheiten aufmerksam, die mir bei meiner Darstellung entgangen waren. Auf diese und andere Weise lernte ich von den Kindern, während ich sie lehrte. An den Druck dachte ich damals noch gar nicht, noch auch daran, was ein Kritiker dazu sagen würde. Ich schrieb ganz unbefangen und war nur darauf bedacht, die Sprache der Kinder zu reden."

Den Stoff zu seinen Erzählungen holte Christoph Schmid nicht aus weiter Ferne, er nahm ihn, wie er in der Vorrede zu der Gesammtausgabe seiner Schriften von letzter Hand sagt: „theils aus Erzählungen, die er in seiner Kindheit aus dem Munde seines geliebten, seligen Vaters gehört und sonst nirgends gelesen hatte, theils von Begebenheiten, die er selbst erlebt hat oder, als zu seiner Zeit wirklich geschehen, erzählen hörte, daher denn viele aus dem letzten Kriege vorkommen." Er stellt die Leser mitten in ihre Welt hinein, in der sie sich heimisch finden. Manche Erzählungen, die er irgendwo gelesen hatte, suchte er so zu bearbeiten, daß sie für seine Schüler lehrreich und unterhaltend wurden. So gab ihm die bekannte Sage von dem Raben, der ein kostbares Kleinod in sein Nest getragen und dadurch einen Unschuldigen in schweren Verdacht gebracht hat, den Stoff zu der Erzählung „das Blumenkörbchen". Den Stoff zu der Erzählung „Rosa von Tannenburg" gab ihm die rührende

Erzählung von jener Tochter, die ihren zum Hungertode verurtheilten Vater im Gefängnisse heimlich an ihrer Brust ernährt hat. Auch aus dem christlichen Alterthume schöpfte er Stoff zu Erzählungen. Ein blühender Rosenstock, ein Rothkehlchen, ein Johanniskäferchen, ein Lämmchen konnten seiner reichen Phantasie Veranlassung dazu geben.

Selbst klein und alles Kleine liebend hatte Christoph Schmid ein niedliches Schreibtischchen und schrieb seine Erzählungen auf kleine Blätter. Gewöhnlich entwarf er zuerst eine Skizze, die er dann ausführte. Er schrieb, zumal in jüngern Jahren, die Erzählung, ohne etwas daran zu ändern, ganz nieder. War er damit fertig, dann arbeitete er sie erst sorgfältiger aus, verbesserte, schaltete ein, strich weg, machte Zusätze. Seine Manuscripte sind außerordentlich corrigirt und deßhalb schwer leserlich. Er eilte damit durchaus nicht unter die Presse, ließ nicht selten Erzählungen Jahre lang liegen, ehe er sie herausgab. Er sagte: „Eine Erzählung soll ein Kunstwerk seyn. Wie z. B. in einem gelungenen Gemälde Einheit herrsche und kein Pinselstrich zu viel und keiner zu wenig sey, so soll dieß auch bei einer Erzählung der Fall seyn. Sie soll auf den Leser, wie ein schönes Gemälde auf den Beschauer, einen wohlthuenden, reinen Eindruck machen. Der Leser dürfe darin nichts vermissen, es dürfe ihn nichts stören. Auch müsse man die Menschen reden lassen, wie sie im Leben reden."

In der kleinen Erzählung: „Das Donnerwetter", läßt Christoph Schmid z. B. eine Bäuerin sagen: „„Dich habe ich nicht gemeint, sondern meinen kleinen Franz. Er hütet dort am Bache die Gänse und muß sich hier herum vor dem Wetter versteckt haben."" Ein Kritiker sagte: Der Verfasser hätte diese zwei Sätze in Einen verbinden sollen: Dich habe ich nicht gemeint, sondern meinen kleinen Franz, welcher ꝛc. Christoph Schmid bemerkte: „So redet keine Bäuerin. Für Kinder kann überdies nicht zu oft ein Punktum kommen." In den Ausdrücken war er sehr wählerisch; malerische Eigenschaftswörter liebte er insbesondere. Er bemerkte: „Ein gut gewähltes Eigenschaftswort macht eine längere Schilderung unnöthig. Wenn im Weihnachts-Abende gesagt wird: „„Luise brachte die brennende Kerze sogleich auf einem glänzenden Leuchter von Messing"", so läßt das Eigenschaftswort „glänzend" einen Blick in die ganze Haushaltung der Försterin thun und man braucht nicht mehr zu sagen, daß im Hause Reinlichkeit und Ordnung geherrscht habe. Manche Uebersetzer meiner Schriften haben solche absichtlich gewählten Eigenschaftswörter weggelassen." Er sagte auch: „Es liegt ein großer Reiz darin, eine Erzählung zu schreiben. Man fühlt sich in eine eigene, neue Welt versetzt, geht mit den handelnden Personen um, als ob sie lebten, und nimmt Theil an ihren Schicksalen." Christoph Schmid seufzte oft sehr, wenn an seiner Zimmerthüre angeklopft

wurde und ein Besuch mit Einemmale die lieblichen Gestalten seiner Phantasie verscheuchte.

Sehr fleißig las und studirte Christoph Schmid in der Bibel. Er schrieb in sein Tagebuch: „Unter allen Geschichten sind die biblischen die vortrefflichsten;

1. In Absicht auf Erzählungsart. Ich habe meinen Schülern Geschichten aller Art vorgelesen, die passendsten, anziehendsten von den verschiedensten und besten Volks- und Kinderschriftstellern. Immer aber habe ich gefunden, daß keine einzige den Eindruck machte und die Aufmerksamkeit bewirkte, wie die biblischen. Aller Augen leuchteten, Alles war stille, daß man hätte eine Stecknadel können fallen hören.

Woher kommt nun die Kraft dieser Erzählungen auf die Menschenherzen? Ohne Zweifel von dem Malenden, Lebendigen, Darstellenden der biblischen Erzählungsart.

Da lebt Alles, Alles steht vor Augen. Es ist immer die Welt da, wie wir sie vor Augen haben. Die Fenster in diesem Lehrsaale gehen immer in's wirkliche Leben.

Der Schauplatz der Geschichte ist immer bestimmt. Da in dem schönen Garten des Paradieses, dort unter einem schattigen Baume vor der Hüttenthüre, jetzt bei einem Brunnen, um den Herden liegen, ein andermal in einer Wildniß oder gar in einem Gefängnisse. Man ist überall in der wirklichen Welt, schwebt nicht in den Wolken, steht da fest auf Grund und

Boden, hat Berg und Thal, Baum, Felsen, Quellen und Gebirge um sich.

Es ist die Zeit der Geschichte angegeben. Jetzt ist es Morgen, jetzt Abend, jetzt heißer Mittag. Bald ist es Aerndtezeit, bald Schafschur, bald Weinlese.

Die ganze sichtbare Natur ist in's Interesse gezogen. In diesen Geschichten leuchtet doch auch eine Sonne; es funkeln die Sterne; man sieht den Regenbogen. Da ist ein Kornfeld, dort ein Weinberg, hier ein Oelgarten.

Die Natur ist mit lebendigen Geschöpfen bevölkert. Es gibt da Ochsen und Kühe, Schafe und Ziegen, Raben und Tauben, Schwalben und Sperlinge. Auch diese sind nach der Natur gemalt. Der scheue Rabe flattert wild umher, die freundliche Taube kehrt nach Hause zurück, der Hahn kräht, das Ziegenböcklein mäckert, das Hündlein wedelt mit dem Schweife.

Bei dieser Welt von Bildern ist doch kein Zug — bloße Zierath. Nichts steht ohne Bedeutung da. Bei all dieser Umständlichkeit fällt die biblische Erzählungsart doch nie in's Kleinliche. Nirgends ist eine weitläufige Schilderung vom Sonnenaufgang, von Landschaften ꝛc., welche die Aufmerksamkeit vom Ganzen abzöge. Alle Umstände und Umständchen dienen bloß dazu, das Ganze lieblicher, anziehender und lebendiger zu machen. Ueberall ist die gold'ne

Mittelstraße zwischen magerer Kürze und üppiger Verschwendung sorgfältig beobachtet.

Dieß Alles ist aber noch nichts gegen die handelnden Personen. Da sind keine Schattengestalten, die nicht reden und deuten, sich weder regen noch bewegen. Sie sind Menschen, die reden und handeln wie wir. Man hört da den Geschichtschreiber nicht mehr; er verschwindet ganz, man hört und sieht nur sie. Alle Personen sind aus dem wirklichen Leben genommen, Ackerleute, Hirten, Fischer, Kaufleute; da ein Hirtenknabe, der die Schafe hütet, dort ein Mädchen, das Aehren liest. Und wo auch Könige auftreten, so sind sie keine Theater-Könige. Sie reden und geberden sich so, wie wir andere Menschenkinder. Man fühlt es ihnen an, daß sie auch von unserm Fleisch und Blute sind.

Die Menschen werden in ihren ländlichen und häuslichen Beschäftigungen vorgestellt. Abraham spaltet Holz und sattelt seinen Esel; Jakob kocht. Esau kommt müde von der Jagd nach Hause. Rachel treibt die Schafe zur Tränke, David bringt seinen Brüdern Käse und Brod in's Lager.

Die Personen werden immer redend eingeführt. Sie reden aber nicht die Büchersprache, die Sprache der Gelehrten und Aesthetiker, sondern die Sprache des Herzens und der Natur. „He! Brüder," ruft Jakob den Hirten am Brunnen zu, „wo seyd Ihr her? Kennt Ihr auch den Laban? Den kennen wir

gut. Gehts ihm auch wohl? Es geht ihm wohl und sieh nur dort kommt seine Tochter mit den Schafen u. s. w." Gerade so wie wir unsere Landleute alle Tage reden hören.

Sie empfinden auch wie wir und drücken ihre Empfindungen in den wahrsten Tönen der Natur aus. Da sind keine langen Deklamationen. In zwei, drei Worte ist die ganze Empfindung wie in Einen Brennpunkt gesammelt. Simeon ruft: „Der Knabe ist nicht mehr da; wo soll ich hin?" Jakob: „Mit Herzeleid werde ich zu meinem Sohne hinuntersinken in das Grab." Joseph: „Ich bin Joseph. Lebt mein Vater noch?"

Die Geberden sind oft noch sprechender als die Worte. Agar legt den Ismael unter einen Baum und setzt sich einen Bogenschuß weit davon nieder, weil sie ihr Kind nicht kann verschmachten sehen. Rebekka läßt den Krug eilends von der Schulter auf die Hand herab, um Abrahams Knecht trinken zu lassen. Joseph wendet sich ab und weint.

Jede Person hat ihren scharfbestimmten Charakter. Diese Charakteristik ist unübertrefflich, voll Natur und Wahrheit, Alles wie aus dem Spiegel genommen. In einigen Worten, Geberden oder Handlungen steht der Mann da und lebt. Esau z. B., wo er die Erstgeburt verkauft, schwur, aß und trank, stund auf und ging davon und bekümmerte sich wenig mehr um die Erstgeburt. Ist dieß nicht besser als tausend

Allgemeinheiten: z. B. er war so und so, leichtsinnig 2c.

Die Charakteristik umfaßt auch oft noch die äußerliche Gestalt. Esau, z. B., rauh von Sitten und Gefühl, ist auch von einem rauhen, zottichten Aussehen. Kain, der Neidvolle, trägt die blaße, eingefallene Physiognomie des Neides im Angesicht. Joseph, diese schöne Seele, ist auch schön von Angesicht. Der kleine, unschuldvolle Hirtenknabe David ist mit der Farbe der Unschuld geschmückt.

Auch haben die wichtigsten Personen noch immer etwas eigenes, das sie auszeichnet und die Aufmerksamkeit auf sie heftet: Joseph seinen bunten Rock, Moses sein Binsenkörblein, David die Harfe, Samuel das leinene Priesterkleid, Tobias sein Hündlein.

Was noch mehr Interesse in die Geschichte bringt, das ist das Wundervolle der Begebenheiten, das Auffallende der Situationen, das dramatisch Fortschreitende der Handlung: Der verdürstende Ismael, Isaak auf dem Holzstoße, Joseph in der Zisterne, die Israeliten am rothen Meer. Wie reißt das hin, wie spannt es die ganze Aufmerksamkeit, welchen Ausgang dieß Alles nehmen wird!

2. In Absicht auf Inhalt. Die biblische Geschichte hat einen hohen Werth in Absicht auf Sittenlehre. Sie ist ein hohes, herrliches, lebensvolles Gemälde der Sitten.

Die biblische Geschichte stellt sittliche Charaktere

aller Arten auf. Es ist keine Tugend, kein Laster, die man hier nicht in mehrern Menschen, ganz nach dem Leben gezeichnet, dargestellt fände. Da gibt es Stolze und Demüthige, Zornige und Sanftmüthige, Hartherzige und Freigebige, Lügner und Aufrichtige, in denen kein Falsch ist, Neid= und Eigennutzvolle und reine, uneigennützige Seelen, die kein Hauch des Neides befleckt. Mancher Charakter ist das hellste, reinste Bild dieser oder jener Tugend, mancher das schwärzeste Bild des Lasters. Abraham z. B. ist der personifizirte Glaube in That und Handlung lebendig dargestellt, Kain der eingefleischte Neid. Die unsinnliche Idee der Tugend und des Lasters ist in Fleisch und Blut gekleidet. Diese Charaktere sind noch mehr als jene Geschöpfe der Dichterphantasie Urbilder aller Tugenden und Laster. Die unsichtbare Tugend erscheint in solchen Beispielen in sichtbarer Liebenswürdigkeit und reißt zur Nachahmung hin. So auch das Laster; es erregt Widerwillen, Abscheu, Entsetzen.

Die Charaktere der Bibel sind keine bloßen Ideale, weder Engel noch Satan, sondern Menschen. Bei aller Tugendgröße haben sie noch ihre menschlichen Schwachheiten, bei aller Verworfenheit noch ihre glücklichen Augenblicke, ihr Gutes. Sie stellen uns Tugenden vor Augen, die wir erreichen, Laster, in die auch wir versinken können. Die Tugendbeispiele laden zur Nachahmung ein, und machen zugleich

Muth dazu; die Beispiele von Lastern warnen vor ähnlichen Vergehungen und zeigen durch die Möglichkeit, auch so zu handeln, daß die Warnung nicht überflüßig ist, sie machen behutsam.

Die sittlichen Charaktere sind in allen Situationen des Lebens, in allen Verhältnissen gegen andere Menschen aufgeführt. Wir sehen den Tugendhaften in Armuth und Ueberfluß, in Freud und Leid, zu Haus und auf Reisen, in stiller Ruhe und in den schrecklichsten, schneidensten Aengsten und Verlegenheiten, bei dem Hochzeitmahle und auf dem Sterbebette. Wir sehen, wie er sich gegen Aeltern und Kinder und Geschwister, gegen Schwiegerältern und Verwandte, gegen seinen Herrn oder Knecht, gegen Reiche und Arme, gegen Freunde und Feinde benimmt. Die Tugend ist von dem Wolkenhimmel allgemeiner Begriffe zurückgerufen und in die Hütten des gemeinen Lebens eingeführt. Es ist keine Tugend-Idee aufgestellt, damit die Menschen was zu zanken, zu demonstriren und disputiren hätten. Sie ist ein treuer Spiegel, in dem wir uns selbst sehen, um unser Betragen besser zu ordnen.

Die sittlichen Charaktere erscheinen dadurch in einem noch frappantern Lichte, daß immer entgegengesetzte Charaktere einander gegenüber gestellt sind z. B. Abel und Kain, Noe und seine Zeitgenossen, Cham und seine Brüder, Loth und die Sodomiten, Isaak und Ismael, Jakob und Esau, Joseph und seine Brüder, Samuel und

Helis Söhne, David und Abisai, Elisäus und Giezi, Vasthi und Esther, Mardochäus und Aman u. s. w. Wer möchte da nicht lieber immer dem erstern als dem letztern gleichen!

Auch die seltne Treue in Zeichnung der Charaktere verdient noch bemerkt zu werden. Sie behaupten sich durchaus, sind immer dieselben. Im ersten Augenblick, wo Laban erscheint, blickt schon sein Eigennutz hervor. Er sucht die goldnen Ohrringe und Armbänder und eilt hinaus zu dem Manne am Brunnen und sagt: O Du Gesegneter des Herrn! Abimelech ist im Augenblick des Todes noch der nämliche stolze, hochmüthige Mensch. Erstich mich, sagte er dem Waffenträger, daß man nicht sagen könne: ein Weib hat ihn getödtet.

Was aber diesen Schilderungen den höchsten Werth gibt, sie zeichnen nicht bloß einzelne, gegenwärtige Tugendäußerungen oder Lasterausbrüche, durchhin bei allen Tugendhaften ist es klar und anschaulich, wie alle ihre Tugenden aus Einer Quelle herfließen. Wir sehen nicht bloß das Ziel, wornach wir ringen sollen, sondern auch den Weg dahin. Die Gesinnung des Tugendhaften, die Leidenschaft des Lasterhaften sind sammt all ihren Wurzeln und feinen Zasern, woraus sie entstehen, mit all ihren Aesten und Zweigen, in die sie auslaufen, mit all ihren Früchten gezeichnet; z. B. der Neid der Brüder Josephs. Die ersten Veranlassungen und Keime: ein Glück, das ihrem Bruder

widerfährt, die bunte Farbe seines Rockes. Die ersten sichtbaren Sprossen: Sie können ihm kein freundliches Wort geben, sie nennen ihn den Träumer. Die weitern Folgen: die Mordanschläge gegen den Bruder, das Herabreißen des Rockes, der Verkauf des Bruders, die Lüge gegen den Vater, die Verheerungen in der menschlichen Gesellschaft: des Vaters Todesbetrübniß, des Bruders Sclaverei; dann die innere Angst und Gewissensunruhe, die sich bei jeder Gelegenheit nach vielen Jahren immer neu zeigt: das haben wir an unserm Bruder verschuldet; ihr Todesschrecken bei den Worten: Ich bin Joseph — wie psychologisch tief und wahr ist die Schilderung der Verheerungen der über die Ufer getretenen Leidenschaft! Sie erregt eine Scheu davor. Die Zeichnung der ersten Anfänge ist eine Anleitung, was zu fliehen, wie man sich dagegen sicher stellen könne. Man darf diese einzelnen Sätze nur in allgemeine verwandeln, so hat man das Treffendste, was die Sittenlehre im Capitel vom Neide nur immer abhandeln kann.

So ist es mit Kain, Saul, Achab; ihre kurze Schilderung stellt immer ein ganzes Menschenleben dar, treuer und wahrer vielleicht als Shakespears und Göthes gepriesene Charaktere."

Christoph Schmids Jugendschriften sind die Früchte dieser feinen Beobachtungsgabe verbunden mit dem ihm angebornen Talente, für Kinder zu schreiben. Es ist nicht nöthig, hier eine Charakteristik derselben zu

geben, die Leser kennen sie bereits aus jener Zeit, welche man die schönste des Lebens nennt. Die Erinnerung „an die Winterabende, wo ihnen Aeltern oder Geschwister diese harmlosen Novellen vorlasen" gehören wohl zu den liebsten Erinnerungen aus ihrer Kindheit. Ja sie nehmen vielleicht jetzt noch gerne ein solches Büchlein vom Verfasser der Ostereier zur Hand und lesen darin. Sie theilen die Ansicht eines Rezensenten, welcher, indem er in der 1824 von Friedrich von Kerz herausgebene katholischen Literaturzeitung das Blumenkörbchen und Rosa von Tannenburg bespricht, sich also äußert: „Die angezeigten beiden Werke des liebenswürdigen Jugend- und Volksschriftstellers Christoph Schmid, Pfarrers in Oberstadion, sind dem blühenden Alter gewidmet. Rezensent muß hingegen gestehen, daß er, obgleich er nicht mehr im blühenden Alter steht, diese beiden Schriften ebenfalls mit Vergnügen oder vielmehr mit Erbauung und Rührung gelesen habe, und er darf hoffen, daß er noch dann, wenn er einst zum zweitenmale blüht, die Werklein des lieben, ehrwürdigen Mannes mit gleicher Gemüthsstimmung lesen werde. Es gilt von ihnen beinahe, was ein bekannter Redner von Homer, dem ältesten Volksschriftsteller, rühmt, „„dem die Jünglinge mit Freuden zuhören und die Greise mit Andacht."" „Wer doch nur so schreiben könnte," fährt er fort, „möchte mancher unter uns wünschen, so geistreich und einfach wie weiland der Wandsbecker

Bote; so aus dem frohen, heitern Gemüthe des Volkes heraus wie Claudius, so im evangelischen Sinne und Worte, in so lieblich, innig frommer Weise wie unser Schmid. Es liest sich da Alles so natürlich und leicht, daß man beinahe glauben möchte, man könne es selbst so machen, wie es denn manche geglaubt haben, die das Publikum mit Seitenstücken zur Genovefa, zum Heinrich von Eichenfels 2c. regalirten. Wenn man aber die Feder ansetzt, so fühlt man sogleich, falls man Demuth mit Geschmack verbindet, daß ein solches Unternehmen nicht so leicht und natürlich sey. Denn man verfällt gar zu gerne entweder in den faden, matten Ton der gewöhnlichen Fibel- und Jugendschriftsteller oder in den noch ungeziemenderen, mit Worten prunkenden, an Sinn und Geist armen Ton alltäglicher Romanen- und Fabrikarbeiter. Kurz: Wer für Kinder kindlich, für das Volk volksthümlich schreiben möchte, wie die oben genannten Männer, der muß dazu geboren, muß Genie seyn, wie das alte Sprichwort sagt: „Orator fit, poeta nascitur."

Nicht bloß in Deutschland fanden Christoph Schmids Schriften deshalb Beifall, auch andere Nationen fanden Geschmack daran und sie sind in alle gebildeten Sprachen Europas übersetzt worden. Es wurden Christoph Schmid sehr niedliche Ausgaben von Paris, London und Mailand zugesandt. Der berühmte Journalist J. Janin übersetzte sie im Auftrage der Herzogin

von Orleans für den Grafen von Paris. Diese Ausgabe ist sehr schön ausgestattet, in großem Format und mit Holzschnitten geziert. Die gegenwärtige Königin von Schweden, eine Prinzeß Leuchtenberg, übersetzte selbst einige dieser Schriften ins Schwedische. Ein Professor der französischen Sprache aus Berlin, der sich 45 Jahre in Frankreich aufhielt und ebenfalls die Werke Christoph Schmids ins Französische übersetzte, schrieb ihm im Jahre 1837: „Obwohl ich nicht die Ehre habe, Ihnen persönlich bekannt zu seyn, so bitte ich dennoch um Erlaubniß, Ihnen meinen herzlichsten Dank und meine achtungsvolle Bewunderung für Ihre unschätzbaren Jugendschriften zu bezeugen, Bewunderung, die Ihnen nicht allein bei Ihren Landsleuten, sondern auch in allen gebildeten Staaten vornehmlich aber hier in Frankreich ganz allgemein zu Theil wird. Wie glücklich fühle ich mich, einer der ersten gewesen zu seyn, die den Gedanken faßten und ausführten, eine vollständige französische Uebersetzung derselben zu liefern! Zwar ists nicht an mir, zu entscheiden, ob es meiner Uebersetzung gelungen ist, den reitzend einfachen Ton Ihrer anmuthigen Erzählungen so ganz getreu abzuspiegeln. Wenigstens bin ich mir bewußt, so viel es mir möglich war, diesem so schönen als edeln Zwecke nachgestrebt zu haben und ich wage es mir zu schmeicheln, daß meine Anstrengungen nicht ohne Frucht geblieben sind, da ich schon jetzt die Freude erlebe, mehrere sehr

starke Auflagen meiner Uebersetzungen Ihrer vortrefflichen Werke nicht nur in allen Städten und Flecken, sondern auch selbst in den geringsten Hütten des ganzen französischen Reiches verbreitet zu sehen. Von Tag zu Tag wird dem Publiko die Wahrheit der Worte eines französischen Journals einleuchtender, das, von der außerordentlichen Vorliebe des Volkes zu Ihren Kinderschriften sprechend, sich folgendermaßen ausdrückte: „Les pères et les mères de famille, curieux de connaître le plaisir qû' éprouvent leurs enfans en lisant les charmans petits Contes du Chanoine Schmid, sont souvent surpris de se voir eux-mêmes prendre goût a une lecture qui semble n'appartenir qu' au jeune âge.“ Diese Behauptung des Pariser Rezensenten hat sich auch an mir bewährt."

Auch in Amerika haben Christoph Schmids Schriften Eingang gefunden. Der Leibarzt der Kaiserin von Brasilien Dr. J. G. Stephan schrieb im Jahre 1848 an Christoph Schmid: „Ich hatte bei meinem letzten Aufenthalte in Südamerika die Freude, in den Wäldern Brasiliens den Namen Euer Hochwürden als den so wohlthätig wirkenden Kinderschriftsteller wiederklingen zu hören, und dachte, es würde gewiß auch Ihnen ein angenehmes Gefühl gewähren, wenn Sie den Samen zur Menschenveredlung, welchen Sie mit so lohnendem Erfolge im deutschen Vaterlande ausgestreut, auch jenseits des Aequators schöne Früchte tragen

sehen. Ich nehme mir die Freiheit, E. H. beiliegende Bändchen zu überschicken, welche Ihnen als Beweis dienen mögen, daß auch in so großer Entfernung ein aufwachendes Volk sich an Ihrem Worte erfreue."

Zu der großen Verbreitung, welche die Schriften Christoph Schmids fanden, halfen auch die Nachdrucker getreulich mit. Sie verursachten Christoph Schmid viel Unannehmlichkeit und Plage. Ihre Unverschämtheit ging so weit, seine sämmtlichen Werke herauszugeben und unter seinem Namen Schriften zu verkaufen, von denen Christoph Schmid gar nichts wußte. Schon im Jahre 1824 sah er sich genöthigt, folgende literarische Rüge in die Zeitungen einrücken zu lassen: „In einer literarischen Anzeige zum Schwäbischen Merkur werden von dem Buchdrucker B...... in Reutlingen und dem Buchdrucker B... in Rottenburg Christoph Schmids sämmtliche Werke für Kinder und Kinderfreunde auf Subscription angekündigt. Diese Ankündigung setzt mich in die unangenehme Nothwendigkeit öffentlich zu erklären: daß diese Herausgabe meiner Werke ohne mein Wissen unternommen werde, und daß ich an dieser sogar meiner Ehre nachtheiligen Beeinträchtigung meiner rechtmäßigen Verleger durchaus keinen Theil habe; daß die Fortsetzung des Heinrichs von Eichenfels: Heinrich von Eichenfels Leben und Schicksale, zweites Bändchen, nicht von mir sey und dieses elende Machwerk mir fälschlich aufgebürdet werde; daß ich das dritte Bänd-

chen dieser angeblichen Fortsetzung: Kurze Geschichten für Kinder und Kinderfreunde, gar nicht kenne und es eben so wenig verfaßt habe, daß ich auch keineswegs der Verfasser der Gräfin Ida von Toggenburg sey und daß sie irrig unter meinem Namen verkauft werde ꝛc."

Weit mehr noch als der Nachdruck betrübten Christoph Schmid die ungerechten Angriffe, welche seine Schriften von einzelnen, jedoch nur wenigen und unbedeutenden Blättern zu erleiden hatten. Ich bringe ungern diesen Mißklang in den friedlichen Ton dieser Erinnerungen, doch glaube ich diese Ausstellungen nicht übergehen zu dürfen. Einzelne Kritiker nämlich machten Christoph Schmid den Vorwurf, daß seine Schriften nicht für die katholische Jugend bearbeitet seyen, indem nichts Katholisches darin vorkomme. Die letztere Ausstellung ist offenbar nicht wahr. In der Genovefa kommt sogleich anfangs ein frommer Bischof vor, der ihre Ehe mit Siegfried einsegnet; als Genovefa zu sterben glaubt, bezeichnet sie ihrem Sohne Stirne, Mund und Brust mit dem Kreuze. In der Rosa von Tannenburg kommt ein Abt vor, der als ein sehr frommer und weiser Klostermann dargestellt wird; er ist zugleich Weihbischof und weiht am Ende der Erzählung eine Kapelle ein, was doch wohl auch katholischer Gebrauch ist. In dem verlornen Kinde dreht sich die ganze Geschichte um ein Muttergottesbild, das Bildniß der schmerzhaften Mutter, die mit

dem Schwerte in der Brust abgemalt ist. Ein frommer Pfarrer schenkt es einer über den Verlust ihres Kindes trauernden Mutter und macht so schöne Bemerkungen über Geduld und Vertrauen, daß sie viele ihrer Verehrer gewiß mit großer Rührung gelesen haben. Im Kanarienvogel hört Frau von Erlau in der nahen Kapelle das kleine Glöcklein läuten. Die gute, fromme Tyrolerin kommt eilig herein und sagt, der Herr Pfarrer aus dem Dorfe jenseits des Berges werde heute die heilige Messe lesen, worauf Frau von Erlau sich sogleich mit ihrem Karl in die Kapelle begibt. In dem Weihnachtsabende wird eine Weihnachtskrippe sehr schön und lieblich beschrieben; der Gebrauch, solche Krippen zu errichten, ist ein ausschließlich katholischer Gebrauch. Die Erzählung, das hölzerne Kreuz, bewegt sich ganz auf katholischem Grund und Boden; das Demantkreuz eines Prälaten bildet den Hauptgegenstand der Erzählung und Frau von L. stirbt mit dem Sterbekreuze in der Hand. Die Erzählung, Timotheus und Philemon, endet mit einer kurzen Beschreibung des heiligen Meßopfers und in der Geschichte, Adelheid von Thalheim, wird die Bekehrung einer Sünderin in der berühmten Wallfahrtskirche zu Maria Einsiedeln erzählt; anderer Erzählungen nicht zu gedenken. Es ist also eine unwahre Behauptung, daß nichts Katholisches in den Schriften Christoph Schmids vorkomme. Christoph Schmid wollte keine eigentliche katholische Erbau=

ungs= und Religions=Handbücher, sondern harmlose Erzählungen schreiben. Auch hat er es mit Recht unterlassen, in seinen Kinderschriften zu polemisiren und von einem religiösen Zwiespalt zu reden, von dem Kinder doch noch keinen Begriff haben. Man könnte nur etwa einwenden, daß seine Erzählungen nicht ausschließlich das Leben nach der kirchlichen Seite hin abspiegeln, wie dieß bei einzelnen neuern, namentlich in England erschienenen Jugendschriften der Fall ist. Man vergesse aber nicht, in welcher Zeit Christoph Schmid als Jugendschriftsteller auftrat. Es war der Anfang dieses Jahrhunderts, in dem sich der Unglaube von Frankreich aus nach Deutschland verbreitet und die deutsche Literatur und Pädagogik angesteckt hatte. Da galt es, vor Allem das christliche Prinzip gegen das unchristliche zu vertheidigen und zu retten. Sailer hat dieß als Theologe gethan, Christoph Schmid als Jugendschriftsteller. Jener hat das himmlische Kleinod der geoffenbarten Religion aus der bessern Vergangenheit durch eine glaubenslose Zeit hinübergetragen in eine Zeit, in der man wieder nach dem Glauben der Kirche fragte, dieser hat mitten unter den Stürmen der französischen Revolution und in einer glaubenslosen Zeit die zarte Pflanze christlicher Jugendbildung gehütet, gepflegt und für bessere Zeiten gerettet. Wenn man dem Gange der schriftstellerischen Thätigkeit Christoph Schmids mit Aufmerksamkeit folgt, so kann man

wahrnehmen, daß in seinen frühesten Erzählungen mehr nur von den Grundlehren unserer heiligen Religion die Rede ist und daß fortschreitend mit der Entwicklung des kirchlichen Bewußtseyns seine Erzählungen dieses spezielle Gepräge annehmen. Jeder Schriftsteller ist nach der Zeit, in welcher er lebte, zu beurtheilen und es ist ungerecht an einen Autor, der im Anfange des Jahrhunderts geschrieben hat, den Maßstab der geistigen Entwicklung der Mitte des Jahrhunderts zu legen.

Männer von streng katholischen Grundsätzen, hohen kirchlichen Würden und auf der Höhe der Zeitbildung stehend, wußten Christoph Schmids Verdienst um die Jugendbildung gar wohl zu schätzen und urtheilten gerechter als die oben erwähnten, unbekannten Kritiker. Sie besuchten ihn, um ihn persönlich kennen zu lernen und ihm selbst die Anerkennung auszudrücken, die sie seinen Schriften zollten. So erfreute ihn Erzbischof Ladislaus Pyrker, der Dichter der Perlen der christlichen Vorzeit und des Rudolph von Habsburg, im Jahre 1840 auf einer Reise, die er nach Gastein machte, in Augsburg noch Abends spät mit einem Besuche. Christoph Schmid sandte ihm seine eben damals herausgegebenen Schriftchen: Josaphat, Geistliches Vergißmeinnicht und der Fremde im englischen Garten, nach Gastein. Pyrker schrieb ihm am 15. August 1840 von da zurück: „Wie werth mir Ihre allgemein hochgeschätzten Werke von jeher waren, hatte

ich die Ehre, Ihnen in Augsburg mündlich zu sagen und nun sind mir diese letzteren, die ich bisher noch nicht kannte, um so werther, da Sie aus Ihren Händen kommen; — empfangen Sie meinen herzlichsten Dank dafür!"

Ebenso besuchten ihn aus diesen Gründen die Erzbischöfe Vicari von Freiburg, Urban von Bamberg, Milde von Wien, die Bischöfe von Linz, Dresden, Trier, Rottenburg, Johann Martin Henni, Bischof von Milwauki in Nordamerika; der Fürstbischof Diepenbrock von Breslau und der Erzbischof Geißel von Köln kamen noch als Domherren öfter zu ihm; ebenso die berühmten katholischen Gelehrten Möhler, Hefele, Hurter u. a.

Der um die kirchliche Kunst so sehr verdiente Sulpiz Boisseree schickte Christoph Schmid zum Weihnachtsfeste 1843 eine Abbildung des heiligen Christophorus und begleitete das Geschenk mit folgenden Worten: „Sie haben, lieber, verehrter Mann, durch Ihre segensreichen Schriften Kindern und Aeltern so viele Freude gemacht; da möchten wir an dem heiligen Weihnachtsfeste auch Ihnen eine kleine Freude machen. Wir haben dazu das Bild Ihres Namenspatrons gewählt, der ein Kind in Sturm und Wetter durch die wilden Fluthen getragen und in der Gestalt des Kindes unsern Herrn erkannt hat. Der Gedanke, daß der Maler den Augenblick der Erkenntniß durch den Aufgang der Sonne bezeichnet, gibt diesem Bilde

in unsern Augen einen ganz besondern Werth und ist uns auch sonst nirgends vorgekommen.

Die leider nur zu kurze Begegnung mit Ihnen vor drei Jahren in Ulm hat mir und meiner Frau einen so tiefen als wohlthuenden Eindruck zurückgelassen, und darum haben wir geglaubt, Ihnen ein Zeichen von dieser frohen Erinnerung geben zu müssen. Wir thun es mit herzlichsten Segenswünschen und in der Hoffnung, daß es uns gewährt werde, Sie in diesem Leben noch einmal und auf längere Zeit wiederzusehen und dann auch meinem sehr lieben Bruder Ihre höchst wünschenswerthe Bekanntschaft zu verschaffen."

Der oben genannte Uebersetzer der Christoph Schmid'schen Schriften ins Französische sagt in einem andern Schreiben an den Verfasser: „Die H. H. Erzbischöfe und Bischöfe von Lyon, Tours, Nantes, Bordeaux, Angouleme, Bourges, Nevers, St. Claude ꝛc. ertheilten in authentischen Hirtenbriefen Ihren frommen und gemüthlichen Erzählungen und Geschichten für Kinder das gebührende Lob und verordneten demzufolge die Einführung meiner französischen Uebersetzung in allen Schulen und Erziehungs-Anstalten."

Das Gesagte dürfte die Bedenken genannter Kritiker heben. Ich erinnere nur noch an Fenelons Telemach. Bischof Fenelon hat den Stoff zu seinem Telemach sogar aus der heidnischen Fabelwelt geschöpft. Das Buch fand großen Beifall und wurde in alle

Sprachen Europas übersetzt. In Deutschland wurde das Buch in adeligen, strengkatholischen Familien das allgemeine Lesebuch der Jugend, um die französische Sprache daraus zu erlernen; man übersetzte es sogar in die lateinische Sprache und las es mit den Studirenden anstatt des Cornelius und Curtius. Keinem Menschen fiel es ein, den Bischof verdächtig zu machen, er achte die katholische Religion nicht, weil er solche Erzählungen vorbringe, in denen kein Wort davon vorkomme; niemand war so unbillig, zu behaupten, die äußerst reizende, blühende und malerische Darstellung werde dem Prinzen den Geschmack an ernsten Studien verderben, oder die Jugend werde nun die Religionslehre nicht mehr anhören mögen.

Christoph Schmids Erzählungen werden, so lange es eine deutsche Sprache gibt, ihren Werth behalten und auch unsere Enkel noch ansprechen und ihre Herzen bilden und veredeln. Deutschland hat berühmte Schriftsteller in allen Fächern der Literatur und edle Dichter und rühmt sich derselben und ehrt ihr Andenken, es darf sich auch freuen, in Christoph Schmid einen Volks= und Jugendschriftsteller zu besitzen, der wie Kenner behaupten, bisher in dieser Eigenschaft unübertroffen dasteht, und dessen kindlicher Muse nicht bloß die Deutschen, sondern auch die Völker jenseits des Rheins und der Alpen, ja jenseits des Oceans mit Freude und frommer Rührung lauschen.

7. Einige Urtheile Christoph Schmids über Schriftsteller.

Unter allen deutschen Classikern liebte Christoph Schmid den Wandsbecker Boten, Claudius, am meisten. Immer lag ein Bändchen der Werke dieses ächt poetischen, tief christlichen und doch so heitern Schriftstellers auf seinem Arbeitstischchen. Gar oft sagte er Abends: „Nun müssen wir noch etwas von Claudius hören," holte das Buch herbei und las daraus vor. Die Audienz beim Kaiser von Japan, die Briefe an Andres und das schöne Lied: „Der Mond ist aufgegangen, die goldnen Sternlein prangen," las er besonders gerne. Er sagte: „Ein frühverstorbener Freund von mir, Settele,*) der Hofmeister der jungen Grafen von Fugger-Glött war, und mit ihnen Deutschland bereiste, besuchte Claudius in Wandsbeck selbst und hielt sich längere Zeit dort auf. Claudius gewann den jungen, talentvollen Mann so lieb, daß er in Briefwechsel mit ihm trat. Ich habe für Sailer die schönsten Stellen aus den Briefen, die Claudius an den Hofmeister schrieb, ausgezogen. Sie sind leider wohl verloren gegangen. Hätte ich doch eine Abschrift davon genommen!"

Zwei solcher Briefe von Claudius fanden sich unter den hinterlassenen Papieren Christoph Schmids. Der erste ist von Wandsbeck aus den 12. Januar 1791 geschrieben. Er lautet:

---

*) S. Erinnerungen 2. Bändchen S. 50.

„Fröhlich Neujahr, lieber Herr Settele, und willkommen in Karlsruhe, wo der berühmte Schwärmer Schlosser sich aufhält, wie der Professor in Marburg sagt und meint.

Sehr oft befindet man sich bei dem Ketzer selbst besser, als bei denen, die vor ihm warnen, und ich denke, so wird es Ihnen itzo fast wohl auch gehen. Ich habe große Lust gehabt, Ihnen ein Stück von dem weltbeliebten Hamburger Rauchfleisch zu einem fête bei Schlosser zu schicken, um mich bei ihm wegen der Deismusfeten, die er dem seidnen Theologen in Braunschweig gegeben hat, einiger Maßen zu revangiren. Aber das Karlsruhe liegt so weit hin, und, die Wahrheit zu sagen, ich scheute das Porto.

Dank für die Nachrichten von ihrer Wallfahrt und von dem, was Sie hie und da Neues unter der Sonne angetroffen haben. Hier stehts noch beim Alten. Fritz hat seine Zähne bis auf die Augzähne, Gottlob, alle groß und befindet sich wohl und so alle wir andern auch. Ich soll Sie von allen vielmal grüßen. Item von Wirthsleuten. Grüßen Sie Schlosser und leben und reisen Sie wohl!

Ich befehle Sie in Gottes Hand

M. C.

Was hat der Mensch, der keine große, ewige Angelegenheit hat?"

In dem zweiten Briefe heißt es: „Der gute Buchholz, daß er immer noch so hypochondrisch ist! Wir

haben gehört, es habe sich mit ihm gebessert. Unser Körper ist ein übler, unverschämter Nachbar, er nimmt sich gleich eine Handbreit nach der andern; darum thut man sehr wohl, wenn man ihm nie einen Finger breit einräumt, — in keinem Stücke. Ich befehle Sie in Gottes Hand und fahren Sie fort und lassen Sie sich nicht irre machen auf dem guten Wege, weil er gut ist.

Wir grüßen Sie alle, namentlich meine Frau, Carolina, Christiana, Anna, Augusta, Trinetta, Johannes, Rebekka und Fritz, denn sie wollen bis auf den letzten namentlich gegrüßt haben. Dito, dito, dito aus Ihrem Quartier.

Mathias Claudius."

Christoph Schmid erzählte auch einen schönen Zug von Claudius. Doch erinnere ich mich nur mehr im Allgemeinen daran. Es war, ich glaube in Hamburg, eine einträgliche Organistenstelle vakant geworden. Viele Bewerber meldeten sich, unter ihnen auch Claudius. Sämmtliche Candidaten mußten sich einer Prüfung im Orgelspiel unterziehen. Claudius, der meisterhaft spielte, erhielt die Stelle. Während die Anwesenden ihm dazu Glück wünschten, bemerkte Claudius einen der Bewerber, welcher sehr betrübt in der Entfernung stand und zu weinen schien. Claudius ging zu ihm und fragte ihn nach der Ursache seiner Traurigkeit. Der Mann sagte, er sey der Sohn des verstorbenen Organisten, habe Familie und eine alte

Mutter und hätte die Stelle erhalten, wenn er, Claudius, nicht als Bewerber aufgetreten wäre. Sogleich erklärte Claudius, daß er unter keiner Bedingung die Stelle annehme und verzichtete zu Gunsten des Sohnes des verstorbenen Organisten auf dieselbe.

Zu Schiller zog Christoph Schmid das Hohe, Erhabene und der Adel der Gesinnung hin, der in den Dichtungen dieses Meisters sich kund gibt. Er folgte ihm gerne aus der alltäglichen Wirklichkeit auf jene Höhe des höchsten Sittlichen und Schönen, zu der die Begeisterung dieses Dichters den Leser unwillkührlich wie im Fluge emporträgt. Er liebte seine Helden=Ideale. Besonders las er gerne Maria Stuart und Wallenstein; das Lied von der Glocke und Graf von Habsburg. Gerade was ihn zu Schiller so hinzog, stieß ihn vielfach von Göthe ab. Es ist dieses bei der ganzen Geistesrichtung Christoph Schmids sehr begreiflich. So mißfiel ihm der Charakter Egmonts durchaus; er sagte, Göthe habe einen ganz andern Egmont, als der geschichtliche sey, gedichtet. Der geschichtliche Egmont sey ein sittlich=ernster Charakter gewesen, der Egmont Göthes aber sey ein leichtsinniger Bonvivant, der die ernsten Zwecke des Lebens als Bagatelle behandle und Abends zum Liebchen eile. Die Vergiftung und Verklärung Klärchens waren ihm ganz und gar zuwider. Ueber Werthers Leiden sagte er, daß darin das stille Emporkeimen, die tiefe Glut und das Sichselbst=Verzehren der Leidenschaft der Liebe

mit Meisterhand geschildert sey, daß aber Göthe diesen Roman nicht hätte ohne eine Schlußbemerkung in die Welt hinaus schicken sollen. Lessing habe ganz Recht gehabt, wenn er in einem Briefe an Eschenburg sage: „Wenn ein so warmes Produkt nicht mehr Unheil als Gutes stiften soll, meinen Sie nicht, daß es noch eine kleine, kalte Schlußrede haben müßte? Ein paar Winke hinterher, wie Werther zu einem so abenteuerlichen Charakter gekommen, wie ein anderer Jüngling, dem die Natur eine ähnliche Anlage gegeben, sich davor zu bewahren habe." Viele Jünglinge, bemerkte Christoph Schmid, hätten die poetische Schönheit dieses Romans für die moralische hingenommen und geglaubt, daß der gut gewesen seyn müsse, der ihre Theilnahme so sehr in Anspruch nehme. Auch Claudius habe diesen Roman, der damals so großes Aufsehen erregte, kurz und meisterhaft beurtheilt, und er stimme ganz seinen Worten bei: „man solle unter der Linde an der Kirchhofmauer neben Werthers Grabhügel eine Grasbank machen, daß man sich drauf hinsetze und den Kopf in die Hand lege und über die menschliche Schwachheit weine."

Unter den kleinen Gedichten Göthes las er den Zauberlehrling, den Recensenten und Künstlers Erdenwallen mit besonderm Vergnügen. Hermann und Dorothea nannte er ein vollendetes Meisterstück. Faust behagte ihm nicht, so sehr er die einzelnen Schönheiten dieser Tragödie und das tief psychologisch

Wahre darin anerkannte. Er stimmte mit Görres Ansicht überein: „Göthe habe sich aus dem Becher der Natur einen Rausch angetrunken und bedürfe Licht, noch mehr Licht." Er erzählte, Göthe habe einmal Boisserée gebeten, ihm das schöne Gemälde: der heilige Christoph, auf einige Zeit zu leihen und der Dichter habe dasselbe über seinem Schreibpulte aufgehängt. Als Boisserée später zu Göthe kam und nach dem Bilde fragte, habe der Dichter zu ihm gesagt: er habe das Bild von seinem Schreibpulte hinweg an einen andern Ort gehängt, denn der ernste Kopf des heiligen Christoph schaue ihn immer an, als wolle er sagen: „Alter Heide, bekehrst du dich noch nicht?"

Den blinden Fabeldichter Pfeffel *) lernte Christoph Schmid noch als Student in Dillingen persönlich kennen. Er rühmte den leichten Versbau und die kräftige, kurze Sprache seiner Dichtungen. Ganz besonders gefiel ihm das Gedicht: „die Türkenpfeife," welches er auswendig kannte. Er sagte: Pfeffel habe darin eine Begebenheit, aus der sich eine größere, sehr anziehende Erzählung machen ließe, mit meisterhafter Kürze und trefflicher Zeichnung der Charaktere dargestellt. Gerne las er auch Gellerts Fabeln. Wenn von Philosophie gesprochen wurde, pflegte Christoph Schmid an „die Geschichte mit dem Hut" und wenn die Rede auf Schriftstellerei kam, an

*) S. Erinnerungen, 2. Bändchen S. 15.

die Gedichte: „Hans Nord und der Maler von Athen" zu erinnern.

Lessings Prosa bewunderte Christoph Schmid; dessen Trauerspiel, Emilia Galotti, las er oft und rühmte die meisterhafte Zeichnung der handelnden Personen darin. Zuweilen ergötzte er sich auch an den witzigen Einfällen Abraham a Sancta Claras; er bediente sich aber stets einer alten Ausgabe, indem er bemerkte, wie es ein unglücklicher Gedanke gewesen, Hebels allemannische Gedichte in die hochdeutsche Sprache zu übertragen, so habe man auch den gleichen Fehler gemacht, dieß bei Abrahams Schriften zu thun; aller ursprüngliche Reiz sey dadurch verloren gegangen.

Die meisten neuern Dichter behagten Christoph Schmid wenig. Das beständige Reflectiren in ihren Poesien, das Hadern mit Gott und das Grollen mit dem König, „die Brust voll Wehmuth und das Haupt voll Zweifel," auch das immerwährende „ich, mein, mir, mich," darin, war ihm höchst zuwider. Als Christoph Schmid in seinem Greisenalter vielfach gebeten wurde, Erinnerungen aus seinem Leben aufzuzeichnen, konnte er sich lange nicht dazu entschließen und als er es endlich doch gethan hatte, bemerkte er: „Es war mir zuwider, so oft: „Ich, mir, mich" sagen zu müssen. Mir lag immer das Wort eines frommen, demüthigen Mannes, der, wiewohl drei Klassen vor mir, zu meiner Zeit Theologie studirte, im Sinne. Dieser Mann hatte in dieser Welt Vieles gewirkt,

Vieles gelitten und es wurde von ihm Vieles gesprochen. Als ich nach langer Zeit ihn wieder traf und über das Aufsehen, das er erregte, mit ihm redete, sprach er: „„Ach, Gott weiß es, daß ich dem Regentropfen gleichen möchte, der das Seinige, so klein und winzig er auch ist, zum Segen der Erde beiträgt und unbeachtet und unbemerkt in die Erde verschwindet.““

Auch in den überschwänglichen Beifallssturm, welcher dem Redwitzschen Gedichte „Amaranth“ zurauschte, konnte er nicht einstimmen. Er anerkannte wohl die christliche Tendenz des Dichters, sein Talent und seine schöne Sprache, bemerkte aber, daß diesem Gedichte noch sehr viel fehle, um den Anforderungen zu entsprechen, die man an ein Werk von klassischem Werthe zu machen pflege.

Unter den ausländischen Dichtern liebte Christoph Schmid vor allen Shakspeare. Er las ihn im Original und rühmte ganz vorzüglich das Dramatische in Shakspeares Werken, unter denen er Hamlet und Macbeth besonders oft las. Er sagte: „Dieser wahrhaft große Dichter will nicht bloß gelesen, er will studirt, gründlich studirt seyn. Ein paar Worte in seinen Dialogen anscheinend gleichgültig hingeworfen, zeugen von dem tiefen, psychologischen Blicke dieses Dichters. Macduff z. B. erhält die Nachricht, daß Macbeth sein Weib und seine Kinder getödtet habe. Er steht lange, den Hut tief ins Gesicht gedrückt, wie betäubt, schwei-

gend da. Dann wiederholt er bereits Gefragtes und versinkt wieder in stummen Schmerz. Endlich ruft er aus: „Er hat keine Kinder!“ — Macduff hat inzwischen nachgesonnen, wie er an Macbeth den Tod der Seinigen am empfindlichsten rächen könnte. Die empfindlichste Rache an Macbeth scheint ihm, auch diesem seine Kinder zu tödten. Da aber Macbeth kinderlos war, ruft Macduff schmerzlich aus: „Er hat keine Kinder!“

„Mancher Leser,“ bemerkte Christoph Schmid weiter, „geht gleichgültig an solchen Stellen vorüber. Vieles, das mit großer Kunst auf das Theater berechnet ist, tritt auch auf der Bühne erst ins helle Licht. Man kann die Schauspiele in drei Abtheilungen bringen, in solche, die sich gut lesen und nicht gut sehen, dann in solche, die sich gut sehen und nicht gut lesen und endlich in solche, die sich gut lesen und gut sehen lassen. Man sollte Shakspeares Dramen von einem Garrik aufführen sehen.“ Ein liebes Buch war Christoph Schmid auch der Landprediger von Wakefield.

Unter den alten Klassikern liebte Christoph Schmid besonders Homer und Plutarch. Schon als Student trug er die Ilias und Odyssee in der Tasche bei sich. Ueber die homerischen Gedichte äußerte er sich ungefähr also: „So unrichtig und kindisch darin die Göttervorstellungen sind, so wahr und natürlich sind die Menschen aufgefaßt und dargestellt mit ihren Tugen-

den und Fehlern. Es ist nichts Todtes in diesen herrlichen Dichtungen, Alles ist Leben. Selbst den Thieren verleiht der Dichter menschliches Gefühl; die Rosse Achills trauern um ihren Wagenlenker Patroklus, den Hektor getödtet. Sie wollen nicht mehr gehen, weder heim nach den Schiffen noch in die Schlacht. Die Köpfe auf den Boden gesenkt stehen sie traurig vor dem prangenden Sessel des Wagens. Das herrliche Mähnenhaar wallt aus dem Ringe des Joches hervor und ist mit Staub bedeckt. Ja, sogar das Leblose weiß Homer zu beleben. Der Held wird nicht fertig beschrieben, sondern wie er sich rüstet; er nimmt ein Stück der funkelnden Waffenrüstung um das andere und gürtet sich damit. Die todte Schönheit erhält so den Reiz der Bewegung. Bei Göthe können wir in Hermann und Dorothea Aehnliches bemerken. Die Mutter durchwanderte den Sohn suchend, Ställe, Scheunen, Garten und Weinberge, stellt im Gehen die Stützen der Bäume zurecht und nimmt einige Raupen vom kräftig strotzenden Kohl hinweg."

Gar oft las Christoph Schmid den Abschied Hektors von Andromache. Unvergleichlich schön nannte der Kinderfreund die Scene, in der Hektor die Arme nach seinem Söhnlein ausstreckt, dieses aber, den wallenden Helmbusch des Vaters scheuend, sich weinend an den Busen der Amme anschmiegt. Vater und Mutter lächeln, Hektor nimmt schleunig den Helm

vom Haupte, stellt ihn auf die Erde und nun erst läßt sich das Kind von ihm küssen und auf die Arme nehmen."

„Solche Stellen," sagte Christoph Schmid, „sind Perlen der Poesie; Voß hat Homers Gedichte meisterhaft übersetzt."

---

8. Christoph Schmid's Priesterjubiläum.

Im August 1841 wurden es fünfzig Jahre, daß Christoph Schmid zum Priester geweiht worden war. Er besuchte auch im Sommer dieses Jahres mit Erzbischof Demeter das Bad Rippoldsau. Von hier aus wollte er sich mit seinem Freunde nach Freiburg begeben, um in dem herrlichen Münster sein Priesterjubiläum zu feiern. Es war Christoph Schmids ausdrücklicher Wunsch, diese Feier stille zu begehen; es sollte im Publikum nichts davon laut werden. Das Einzige, was diese Festlichkeit auszeichnen sollte, war der immerhin seltene Fall, daß sich drei Domherren von Freiburg, die gleichfalls Jubilare waren, darunter der berühmte Professor Hug, erboten hatten, Christoph Schmid am Altare zu assistiren. Da erhielt Christoph Schmid am 2. August einen Brief von seiner Schwester in Augsburg, in dem sie ihm schrieb, daß eine Deputation aus Dinkelsbühl, der Bürgermeister Raab an ihrer Spitze, nach Augsburg ge-

kommen sey und ihn im Namen der Bürgerschaft habe einladen wollen, seine Jubelfeier in seiner Vaterstadt Dinkelsbühl zu begehen. Dem Briefe lag ein Schreiben der Deputirten bei, worin es unter Anderm heißt: „es möge ihm in Liebe gefallen, seine Vaterstadt wieder mit seiner Gegenwart zu beglücken und seine Jubelfeier zu ihrem Feste zu machen.“

Christoph Schmid schrieb an die Deputirten: „Die Einladung, meine Sekundiz in meiner geliebten, mir unvergeßlichen Vaterstadt zu feiern, ist für mich so ehrenvoll und erfüllt mich mit so tiefer Rührung, daß ich dieselbe, ohngeachtet meines hohen Alters und meiner nicht festen Gesundheit, mit großer Freude annehme.“

Er reiste über Freiburg nach Augsburg zurück. Hier fand er ein Schreiben des Stadtpfarrers Fuchs von Dinkelsbühl, worin dieser Christoph Schmid einlud, in seinem Hause während seines Aufenthaltes daselbst zu wohnen, auch war in dem Schreiben bemerkt, daß ihn die städtischen Behörden an der Grenze des Dinkelsbühler Stadtgebietes, in Willburgstetten, empfangen wollten.

Christoph Schmid schrieb an den Stadtpfarrer: „Ihr freundliches Anerbieten, während meines Aufenthaltes in meiner Vaterstadt in Ihrem Pfarrhause zu wohnen, nehme ich dankbar und mit Freude an; mit diesem Danke muß ich jedoch noch die Bitte vereinen, meine Schwester mitbringen zu dürfen, die mir

zu meiner Bedienung unentbehrlich ist. Von dem ehrenvollen Wunsche, daß eine Deputation mich an der Grenze des Stadtgebietes empfangen will, bin ich sehr gerührt. Obwohl ich mich dieser Ehrenbezeugung nicht für würdig erachte, so getraue ich mir ein so gütiges Anerbieten dennoch nicht abzulehnen. Ich werde also darauf antragen, am Freitag den 27. dieses Monats Abends 6 Uhr in Dinkelsbühl einzutreffen und bitte Sie, den verehrungswerthen Vorständen des Magistrates und der Kirchenverwaltung dieses zu melden."

Als Christoph Schmid am Freitag den 27. August in Willburgstetten ankam, wurde er von der genannten Deputation empfangen und von ihr in mehreren Kutschen nach seiner Vaterstadt begleitet. Am Wörnitzthore begrüßte ihn die festlich gekleidete Schuljugend beider Confessionen mit Kränzen und Liedern. Selbst das alterthümliche Thor war geschmückt. Ueber dem Portale prangte zwischen dem Schmidschen Familienwappen mit drei Hufeisen und dem Wappen der Stadt mit drei Dinkelähren und drei grünen Bühlen (Hügeln) Christoph Schmids Namenszug mit Eichenlaub umwunden. Darüber standen die Worte: „Willkommen."

Innig gerührt von diesem herzlichen Empfang stieg er aus dem Wagen, begrüßte liebevoll die Kinder und empfing freundlich dankend die dargebrachten Blumen und Gedichte aus den Händen der Kleinen. Hier-

auf ging der Kinderfreund in ihrer Mitte zu Fuß durch die Stadt nach dem altehrwürdigen, festlich geschmückten Gotteshaus. Hier, wo er einst vor drei und siebenzig Jahren die heilige Taufe empfangen und als Knabe oft und andächtig gebetet hatte, kniete der Greis vor dem Hochaltare nieder und flehte eine Zeit lang stille zu Gott, dem Lenker der menschlichen Schicksale.

Dann begab er sich in das Pfarrhaus, welches der über den lieben Besuch hocherfreute, gastfreundliche Bewohner in eine blumenreiche Villa hatte umwandeln lassen.

Am nächsten Sonntagsmorgen wurde der Jubelgreis von der Geistlichkeit, dem Magistrate und den Gemeindebevollmächtigten in feierlichem Zuge unter dem Geläute aller Glocken und dem Donner der Geschütze in die Kirche begleitet. Die Bevölkerung der ganzen Stadt und eine Menge Landvolk strömten mit dahin. Auch aus dem benachbarten Württemberg hatten sich viele theilnehmende Freunde eingefunden, um der Festfeier anzuwohnen.

Christoph Schmid bestieg die Kanzel und begann mit dem, dem Sonntags-Evangelinm entnommenen Vorspruche: „Er kehrte zurück und lobte Gott mit lauter Stimme und fiel auf sein Angesicht zu den Füßen Jesu nieder und dankte Ihm" (Lukas 17, 15—16). Nachdem er die Versammlung gegrüßt, fuhr er fort: „Mit tief gerührtem Herzen betrete ich

heute diese geheiligte Stätte; mächtige Empfindungen bewegen mein Innerstes.

Anbetung und Dank gegen Gott sey das Erste, was ich aussprechen möchte! Wenn ich in dieser Kirche, diesem ehrwürdigen, alterthümlichen Tempel, dem herrlichen Denkmale von der Gottesfurcht und Frömmigkeit unserer Voraltern umherblicke; wenn ich hinsehe auf den Taufstein, wo ich vor drei und siebenzig Jahren getauft wurde, auf den Altar, an dem ich vor fünfzig Jahren das erste Mal das heiligste Opfer darbrachte; wenn ich bedenke, wie viele, wie unzählige Wohlthaten der gütige, barmherzige Gott mir diese lange Zeit her erwiesen hat, — so ist es mir zu Muthe, wie dem Manne im heutigen Evangelium, welchem Jesus eine große Wohlthat erwiesen hatte, und der mit lauter Stimme Gott lobte, sich zu den Füßen Jesu auf sein Angesicht niederwarf und Ihm dankte!

So viele Ursache ich habe, Gott zu danken und mich zu freuen, so kann ich mich dennoch einer wehmüthigen Empfindung nicht erwehren! Als ich vor fünfzig Jahren in jener ebenso zahlreichen Versammlung umherblickte, ach wie viele ehrwürdige Männer und Frauen sah ich gegenwärtig — die jetzt nicht mehr auf Erden wandeln! Die damalige gesammte Geistlichkeit an dieser Pfarrkirche, der Magistrat dieser Stadt, der Prediger, der auf dieser Kanzel stand — damals mein Lehrer und nachmals Bischof — sie sind

nicht mehr am Leben! Andere nehmen ihre Stellen ein. Ein neues Menschengeschlecht ist herangewachsen; Kinder, damals erst zehn Jahre alt, zählen nun sechszig Jahre. Ein ganzes Menschengeschlecht ist gleichsam unter die Erde versunken; alle, die damals fünfzig Jahre zählten, ruhen nun in den Gräbern! Wie mächtig prägt sich uns da die alte Wahrheit ein, daß wir hier auf Erden nur Pilger sind und keine bleibende Stätte haben! . . . ."

Christoph Schmid schloß diese ergreifende Rede*) mit den Worten: „Am Schlusse möchte ich noch einmal Gott, dem Allmächtigen, für alle mir seit fünfzig, ja seit drei und siebenzig Jahren erwiesene Wohlthaten hier öffentlich danken! Ich kann aber bloß ausrufen wie der Patriarch Jakob, als er von Gott reichlich gesegnet in sein Vaterland zurückkehrte: „Ich bin viel zu gering all der Barmherzigkeit und all der Treue, die Du an mir erwiesen hast!"

Aber auch allen Denjenigen, durch die Gott mir und den Meinigen so viele Wohlthaten zukommen ließ, möchte ich hier meinen Dank öffentlich bezeigen.

Mit Rührung denke ich daran, wie ich dort in den Knabenstühlen dieser Kirche kniete, wie ich hier

---

*) Predigt bei der Jubelfeier des H. H. Herrn Christoph von Schmid, Domkapitular zu Augsburg rc. Von ihm selbst gehalten in seiner Vaterstadt Dinkelsbühl, den 29. August 1841. Fr. Walthr'sche Buchhandlung.

Dinkelsbühl

den ersten Unterricht in der Religion Jesu vernahm und in dieser Kirche das erste Mal bei dem Tische des Herrn dem göttlichen Kinderfreunde zugeführt wurde; wie ich in der schon damals wohlbestellten deutschen Schule zuerst im Lesen und Schreiben und dann in der kleinen Lehranstalt dahier, von einem trefflichen Lehrer im Latein unterrichtet und für eine größere Studienanstalt vorbereitet wurde. Dank sey den treuen Lehrern für ihren Unterricht, Dank den geliebten Aeltern, daß sie uns Kinder so eifrig in Kirche und Schule schickten!

Mein seliger Vater starb frühe; meine selige Mutter stand da, in Mitte von neun lebendigen, vaterlosen Waisen, mit Thränen überronnen, hülflos, ohne Vermögen! Sie konnte nichts als beten, arbeiten, ihre Kinder gut zu erziehen suchen — und auf die Barmherzigkeit Gottes vertrauen. Und Er hat sich an ihr als den Vater der Wittwen und Waisen bewährt. Er hat in dieser Stadt viele mildthätige Herzen erweckt, die sich ihrer Kinder liebreich angenommen haben. Der damalige Magistrat dieser Stadt, die Verwaltung dieser Kirche haben sie, so viel möglich, unterstützt. Auch auswärts ließ der gütige Gott uns viele theilnehmende Gönner und Freunde finden. Ihnen allen — Gönnern und Freunden und den theueren Anverwandten — die alle längst schon diese Welt verlassen haben, wolle Gott in jener Welt vergelten, was sie hier auf Erden an uns gethan haben!

Ich führe dieses Beispiel an, wie Gottes heilige Vorsehung einer bedrängten Wittwe und ihren unmündigen Waisen so augenscheinlich geholfen hat, weil jeder Mensch in eine ähnliche Bedrängniß kommen kann. Gott hat für jedes dieser armen Kinder auf das Liebreichste gesorgt. Zwei Brüder hat Er schon in ihrer frühen Jugend zu sich genommen; ein geistlicher Bruder, an dieser Kirche angestellt, starb dahier. Allen noch lebenden hat Gott eine ehrende Stellung und hinreichenden Lebensunterhalt verschafft. Wer auf Gott vertraut, den verläßt Er nicht!

Auch allen hier Gegenwärtigen, dem Magistrate und den Gemeindebevollmächtigten, der Geistlichkeit, der Kirchenverwaltung, der sämmtlichen Bürgerschaft, die eben die wohlwollenden Gesinnungen, wie ihre Aeltern und Voraltern, gegen mich und meine Geschwister an den Tag legen, sey hier mein inniger Dank dargebracht ......

Wie ich vor fünfzig Jahren als neugeweihter Priester, von dieser Stelle aus, meine Hände segnend über die christliche Versammlung jener Zeit ausstreckte, so ertheile ich als Greis allen Anwesenden den priesterlichen Segen auch jetzt und empfehle sie Gott und dem Gnadenworte Dessen, der da mächtig ist zu erbauen und ihnen unter allen, die geheiliget werden, ein Erbtheil zu geben.

Es segne Euch der allmächtige Gott, der Vater, Sohn und heilige Geist. Amen."

Kein Herz blieb während dieser Rede unbewegt, ja wohl kein Auge trocken. Der Jubelgreis trat, gleichfalls sichtlich ergriffen, hierauf an den Altar, um Gott dem Allmächtigen das große Opfer der Versöhnung, der Anbetung und des Dankes darzubringen. Zwei geistliche Bruders-Söhne, deren Väter gegenwärtig waren, dienten ihm, der ältere als Diakon, der jüngere als Subdiakon.

Es war eine seltene, rührende, heilige Festfeier, welche den Bewohnern der Stadt Dinkelsbühl unvergeßlich bleiben wird.

Am Abende nach diesem schönen Morgen wurde das Haus, in dem Christoph Schmid einst das Licht der Welt erblickt hatte, glänzend beleuchtet; ebenso das Haus, in dem er erzogen worden war.

Am andern Tage fuhr Christoph Schmid mit seinen Geschwistern auf den Gottesacker vor die Stadt hinaus, um die Ruhestätten seiner Aeltern und seines Bruders zu besuchen. Er fand die drei Gräber reich mit Blumen geschmückt. Lange Zeit stand der fromme Greis stille betend an den theuern Ruhestätten der geliebten Aeltern, welche er während ihres Lebens geehrt hatte, wie nur ein guter Sohn Vater und Mutter ehren kann. Wer gestern der ehrenvollen Festfeier des Jubelgreises beiwohnte und heute ihn am Grabe seiner Aeltern stehen sah, der konnte sich mit eigenen Augen davon überzeugen, daß an Christoph Schmid buchstäblich die Verheißung

Gottes in Erfüllung ging: „Wer Vater und Mutter ehrt, dem wird es wohl gehen und er wird lange leben auf Erden."

Mit gerührtem Danke für das ihm von den Bürgern Dinkelsbühls bereitete schöne Jubelfest schied Christoph Schmid von seiner geliebten Vaterstadt. Sein Reisewagen war reich mit Kränzen und Blumen verziert. Dieselbe Deputation, welche ihn an der Gränze des Stadtgebietes abgeholt hatte, gab ihm das Geleite wieder dahin.

Von Augsburg aus ließ Christoph Schmid der zu Dinkelsbühl neu errichteten Kleinkinderbewahranstalt die Summe von 500 fl. zustellen; auch die übrigen Kinder, welche ihm einen so freundlichen Empfang bereitet hatten, vergaß er nicht; er schickte ihnen 945 Exemplare seiner Jugendschriften. Es mag ein großer Jubel unter den Kindern gewesen seyn, als man die lieben Büchlein an sie vertheilte!

Der Magistrat ließ zum Andenken an diese Feier auf einem freien Platze vor der Stadt eine Eiche pflanzen, welche den Namen Christoph Schmids-Eiche führen sollte. Diese frisch grünende Eiche wird noch die späten Enkel an Christoph Schmid und sein Jubelfest erinnern.

Unter den Beglückwünschungsschreiben, welche dem Jubilar von vielen Seiten her zugingen, mögen zwei eine Stelle hier finden. Das eine ist von dem Domkapitel zu Augsburg. Es wurde ihm unterm 9. August

nach Freiburg gesandt und lautet: „Die fünfzig Jahre ehrenvollen und ruhmreichen Wirkens im Dienste der Kirche, welche der Herr Domkapitular, Ritter von Schmid mit dem 17. August h. Js. zurücklegen wird, sind für uns ein so freudiges Ereigniß, daß wir nicht umhin können, unserm vielgeliebten und innigverehrten Herrn Mitbruder die lebhaftesten Glückswünsche desfalls darzubringen, wenn wir auch wissen, wie sehr der Herr Domkapitular gemeint ist, den merkwürdigen Lebenstag in stiller und anspruchloser Zurückgezogenheit zuzubringen.

Stets nur bemüht, den priesterlichen Beruf in der vollkommensten Weise zu erfüllen, hat der verehrte Herr Jubelgreis von der frühesten Zeit seiner amtlichen Wirksamkeit an das Augenmerk dahin gewendet, wo die Hülfe am dringendsten war, auf eine wahrhaft christliche Jugendbildung, und wie sehr dem gefeierten Jugendschriftsteller die Lösung dieser Aufgabe gelungen ist, davon sprechen jene meisterhaften Erzeugnisse christlicher Romantik, auf welche nicht nur Bayern und das übrige Deutschland, selbst das entfernte Ausland mit Bewunderung hinblicken. Möge der reiche Saame, den der Herr Domkapitular darin niederlegte, auf die entferntesten Geschlechter hin unter dem allbelebenden Einflusse des göttlichen Kinderfreundes eben so reiche Früchte bringen; möge der Herr Jubelgreis lange noch hienieden diese Früchte schauen und möge uns, die wir mit Stolz den Herrn

Domkapitular den Unsrigen nennen, viele Jahre noch vergönnt seyn in brüderlicher Liebe und collegialer Freundschaft mit einem Manne zu wandeln, den wir als eine Zierde unserer Genossenschaft und des Bisthumsklerus erkennen und verehren!

Dr. Allioli, Dompropst."

Das andere Schreiben ist von dem verewigten Bischofe Peter Richarz von Augsburg, und wurde Christoph Schmid gleichfalls nach Freiburg gesandt. Es lautet: „Wir nahen dem Tage, an welchem vor fünfzig Jahren Ihr schönes Wirken im priesterlichen Berufe begonnen hat. Was Sie in diesen fünfzig Jahren gewirkt als Seelsorger und Kinderfreund, das haben Engel eingetragen ins Buch des Lebens und der göttliche Kinderfreund wird es belohnen am Tage der Vergeltung. Mir, dessen Diöcese den Segen Ihrer Wirksamkeit zunächst erfahren hat, wird es an dem bevorstehenden Jubeltage eine angenehme Pflicht seyn, Gott zu danken für all' das Gute, was Er durch Sie gewirkt, und Ihn zu bitten, daß Er einen milden, heitern Lebensabend im Reflexe des Lichtes und der Wärme, die von Ihren Schriften ausgingen, Ihnen schenken und denselben zur Freude aller Guten recht weit hinaus verlängern wolle.

In Seeg, wo ich am 3. d. M. firmte, fand ich noch dankbare Erinnerungen an die Zeiten, wo Sie

und der edle, hochwürdige Herr Pfarrer Bayr als Kapläne unter Feneberg daselbst gewirkt hatten.

Leben Sie wohl, hochwürdiger, vielgeliebter Herr Jubiläus, und empfangen Sie nebst meinen besten Glückswünschen die Versicherung der aufrichtigsten Hochachtung, mit welcher ich die Ehre habe zu seyn

Euer Hochwürden

ergebenster Diener und Freund

Augsburg, am 12. August 1841.

P. Richarz, Bischof von Augsburg.

---

9. Fernere Erlebnisse und schriftstellerische Thätigkeit Christoph Schmids.

Nicht lange nach diesem fröhlichen Feste hatte Christoph Schmid den Tod seines theuersten Freundes, des Erzbischofes Demeter, zu beklagen. Er ging daher im Sommer des nächsten Jahres nicht mehr nach Rippoldsau, sondern besuchte mit dem geistlichen Rathe Engel von Vehringendorf, einem alten Freund und Bekannten, das Bad Imnau. Von Imnau reiste er über Rottenburg und Tübingen nach Kannstadt. Er schrieb von hier aus seinen Schwestern: „In dem kleinen aber freundlichen Imnau verfloß mir die Zeit sehr angenehm und die Kur schlägt mir sehr gut an. Alle Kurgäste, hohe und niedere, begrüßten mich, obwohl die meisten mich nie von Angesicht gesehen hatten, als einen alten Hausfreund. Alle

Geistlichen aus der Nachbarschaft besuchten den Herrn geistlichen Rath und mich, so daß wir fast alle Tage Besuche hatten. Ich lernte darunter sehr würdige Männer kennen. Besonders erfreulich war es mir, die Bekanntschaft des Herrn Ober=Medizinal=Rathes von Köstlin aus Stuttgart zu machen, der ein sehr kenntnißreicher, gebildeter und überaus edler und anspruchloser Mann ist. Er begegnete mir mit ganz ausnehmender Güte und Achtung und wir unterhielten uns manchen Abend sehr gut, auch bezeigte er mir seine Freude, daß ich im verflossenen Jahre um diese Zeit mit seinem Bruder, dem Herrn Prälaten von Köstlin, einen ähnlichen vergnügten Abend zugebracht habe.

Der Herr geistliche Rath und ich kamen indeß, so gut es uns auch in Imnau gefiel, mit einander überein, unsere Kurzeit zwischen Imnau und Kannstadt zu theilen, was man für die Gesundheit sehr zuträglich hält. Ein Kaufmann aus Ebingen, Herr Häckle, ein sehr biederer, menschenfreundlicher Mann, bereits 78 Jahre alt, aber noch rüstig und voll Kraft, bot uns seinen ganz vortrefflichen Reisewagen an, indem er auch nach Kannstadt ging. Wir fuhren also mit ihm über Rottenburg und Tübingen dahin. Der hochwürdigste Bischof, den wir besuchten, ist vollkommen gesund und heiter und war überaus gnädig; er wollte uns mit aller Gewalt über Mittag behalten, was wir aber nicht annehmen konnten.

Auch alle übrigen Domherren besuchten wir; nur Herrn Domdekan trafen wir nicht zu Hause. Alle diese Besuche wurden, wie es sich von selbst versteht, nur im Fluge gemacht.

In Tübingen besuchten wir die Herren Professoren Drey, Hefele &c. &c. Wir speisten in dem sehr trefflichen Gasthofe zur Post zu Nacht und fuhren am nächsten Morgen hieher nach Kannstadt.

In Kannstadt, wohin unser Reisegefährte, Herr Häckle, schon einige Tage vor unserer Ankunft geschrieben hatte, fanden wir schon drei Zimmer für uns in Bereitschaft. Sie sind schön tapezirt und möblirt, sonnig und haben die Aussicht in eine herrliche Landschaft, die der hier bereits schiffbare Neckar durchströmt. Die großartigen, prächtigen Gebäude und Anlagen, die seit meiner letzten Anwesenheit dahier entstanden, werde ich Euch bei meiner Zurückkunft beschreiben.

Als wir gestern in dem großen Frößnerschen Garten, der als ein öffentlicher Vergnügungsort für Jedermann offen steht und besonders von den höhern Ständen sehr zahlreich besucht wird, umherwandelten, eilte mir ein Herr nach; es war Herr Staatsrath von Soden, grüßte mich freundlichst und sagte, seine Frau und deren Mutter, die in einiger Entfernung unter Bäumen an einem Tische saßen, möchten mich gerne sprechen. Beide, sowohl die Frau Gräfin von Drexel, Gemahlin unsers seligen Präsidenten von

Drexel, als ihre Tochter, waren sehr erfreut, mich so unerwartet dahier zu sehen. Beide Damen und auch Herr von Soden luden mich dringend ein, mit dem Herrn geistlichen Rathe am künftigen Sonntag bei Ihnen zu Mittag zu speisen und nach Tisch mit ihnen auf das königl. Lustschloß Rosenstein zu fahren. Da ich zu Augsburg so oft bei dem seligen Präsidenten zu Gast gewesen und als ein Hausfreund betrachtet worden, so konnte ich diese Einladung nicht ablehnen, obwohl es auffallen dürfte, daß ich die Einladung des Bischofs nicht angenommen habe. Ich konnte es nicht anders machen.

Wahrscheinlich werden wir vor dem 11. August von hier nicht abreisen und dann aber ein paar Tage in Vehringendorf verweilen und nach einem Ausflug nach Schaffhausen wieder dahin zurückkehren. Ich überlasse es Dir, liebe Franzy, wenn Du mir etwa einen Correcturbogen zu senden oder etwas Besonderes zu schreiben hast, ob Du den Brief hieher nach Kannstadt, abzugeben in dem Gasthofe zum Ochsen, oder nach Vehringendorf bei Sigmaringen, abzugeben bei Titl. Herrn geistlichen Rath Engel, schicken willst.

Grüße an Freund Rieger, an Bruder Alois rc. rc.

Lebt wohl, liebste Schwestern! Da mir die Kur sehr gut anschlägt, so hoffe ich, Euch mit der Hülfe Gottes gesund und neu gestärkt wieder zu sehen.

Euer liebevoller Bruder Christoph.

Kannstadt, den 6. August 1842.

In diesem Jahre und den folgenden gab Christoph Schmid auf den Wunsch seiner Freunde, namentlich Diepenbrocks, seine gesammelten Schriften in der J. Wolffischen Buchhandlung zu Augsburg heraus. Er verwandte viele Mühe und Zeit auf diese Arbeit, brachte manche Verbesserungen an, änderte einige nicht allgemein verständliche Redensarten ab und nahm zugleich auf eine zweckmäßige Anordnung der ganzen Sammlung Bedacht. Er spricht sich darüber in der Vorrede zu dem ersten der achtzehn Bändchen der gesammelten Schriften näher aus.

Unter den vielen Freunden, denen Christoph Schmid die Gesammtausgabe seiner Schriften zum Geschenke machte, war auch der berühmte Naturforscher von Schubert in München. Dieser schrieb ihm zurück: „Als ich meiner lieben, treuen Hausfrau, welche schon in drei Welttheilen Kaffe getrunken hat, Ihre Schriften als Gabe ihrer eigenen theuern Hand überreichte, da war sie innig hoch erfreut. Sie hat diese Erzählungen, in denen sich wie das Bild der Sonne in Thautropfen, der Himmel eines Gottesfürchtigen, mit Liebe zu dem Herrn und den Brüdern erfüllten, reinen Herzens abspiegelt, mit mancher Thräne der Rührung gelesen und dankt Ihnen mit mir auf das Innigste für die herrliche Gabe."

Auch das schon früher versprochene Handbuch zu seinem Katechismus übergab er dem Drucke und widmete es dem hochwürdigsten Bischofe Peter Richarz.

Endlich bearbeitete der fleißige Schriftsteller das Werkchen, die Apostel Deutschlands; eine Geschichte der Einführung und Verbreitung der Religion Jesu Christi in Deutschland aus glaubwürdigen Lebensbeschreibungen der Heiligen zusammengestellt. Diese treffliche Schrift umfaßt drei Bändchen. Christoph Schmid leitet sie mit folgenden das Nationalgefühl der Deutschen erweckenden Worten ein: „Jedem Deutschen, der sein Vaterland liebt, jedem Christen, dem seine heilige Religion das Beste ist, was er auf Erden hat, kann es nicht gleichgültig seyn, wie unsere Voraltern, die alten Deutschen, zur Erkenntniß der christlichen Religion gekommen sind, und welches die Männer waren, die ihnen die göttliche Lehre Jesu zuerst verkündet haben. Diese Männer, von großen natürlichen Geistesgaben, starker Willenskraft, rastloser Thätigkeit und überdieß von Gottes Geiste erleuchtet, sind unserer Bewunderung, unsers innigen Dankes werth. Sie haben mit aufopfernder Liebe sich unbeschreiblichen Mühseligkeiten unterzogen, in unserm Vaterlande das Christenthum zu verbreiten. Es wäre eine Schmach für einen Deutschen, für einen Christen, sie nicht zu kennen." Bemerkenswerth ist auch, wie sich der Verfasser in dieser Vorrede über das Verhältniß der Sage oder Legende zur Geschichte und ihre Behandlungsart ausspricht.

Im Jahre 1845 beabsichtigte Christoph Schmid

nach Kremsmünster zu reisen, wohin er von dem Herrn Prälaten des Stiftes, Thomas, freundlich eingeladen worden war. Herr Butsch in Augsburg sollte ihn dahin und vielleicht bis Wien begleiten. Allein wegen Alter und Kränklichkeit mußte er auf diese Erholungsreise verzichten. Dagegen wurde ihm in diesem Jahre eine andere Freude zu Theil. Sein vieljähriger Freund Domdekan Diepenbrock in Regensburg wurde zum Fürstbischofe von Breslau erwählt. Bevor Diepenbrock dahin abreiste, sandte er Christoph Schmid seine Uebersetzung des Flämmischen Stilllebens und schrieb ihm dazu: „Es heißt zwar Wasser in die Donau oder Honig auf den Hymettus tragen, wenn man dem Verfasser der Ostereier neugelegte Erzählungseier schickt. Da indessen die beikommenden drei Eier unter dem feindlichen Gekräh des wälschen Gockels und gegen seinen Dank gelegt sind, so wird unser alter Freund und Erzählungs-Meister diese drei kleinen, den Flämmischen nacherzählten nützlichen Geschichtchen doch wohl auch seiner Aufmerksamkeit würdigen wollen, zumal wenn dieses Büchlein sich noch als ein kleines Andenken an den demnächst in weite Ferne leider Verschlagenen in seine Hände legt. Den merkwürdigen, sichtbar aus der Höhe kommenden Windstößen, die das stille, einsame Schifflein Ihres armen Freundes so in die hohe See hinausgetrieben haben, sind Sie sicher nicht ohne einige Theilnahme gefolgt. Steuer und Ruder des

Widerstrebenden vermochten nichts gegen die höhere Gewalt und so läßt er sich denn in Gottes Namen treiben, vertrauend auf Den, der den Winden und Wellen zu gebieten und den schwanken Kahn in den Hafen zu geleiten allein vermag. Ihr Gebet, theurer Freund, folge dem Scheidenden nach wie sein herzliches Andenken bei Ihnen verweilt.

M. Diepenbrock.

Regensburg, den 10. April 1845.

Christoph Schmid schickte Diepenbrock ein Exemplar seiner gesammelten Schriften, sein Handbuch zu seinem Katechismus und das erste Bändchen seiner Geschichte der Apostel Deutschlands, und schrieb dazu:

Verehrungswürdiger Freund!

Ihr gütiges Andenken an mich macht mir die herzlichste Freude. Sie sind mir zuvorgekommen, denn ich hatte fest im Sinne, bevor Sie Bayern verließen, Ihnen noch die Empfindung meiner Ehrfurcht und Liebe schriftlich zu bezeugen. Von dem Augenblicke an, da ich las, daß Sie zum Fürstbischof von Breslau erwählt seyen, waren Sie mein täglicher Gedanke. So sehr es mich freute, daß Sie zu dieser hohen Würde berufen wurden, so gut erkannte ich auch, wie schwer diese Bürde sey. Die Wahl war nicht leicht. Doch Gott hat entschieden. Er, der Sie so hoch begabt, der Sie dahin führt,

wird auch ferner mit Ihnen seyn. Es fehlte dem Bisthum Breslau schon seit langer Zeit her an einer Hand, die den Hirtenstab mit Kraft geführt hätte. Sie sind nach meiner innigsten Ueberzeugung aus Allen, die mir bekannt sind, der Geeignetste, dieses hohe Amt zu übernehmen.

Das Flämmische Stillleben las ich mit großem Vergnügen. Die Erzählungen sind aus dem Leben gegriffen und in das Leben eingreifend. Was darin über Erziehung nicht bloß gesagt, sondern in Beispielen vor Augen gestellt wird, ist mir ganz aus dem Herzen genommen. Die Darstellung ist unübertrefflich.

Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen ein Exemplar von meinen gesammelten Schriften für die Kinder und die Jugend zu senden. Sie haben mir einen mächtigen Impuls gegeben, diese Schriften zu sammeln, zu ordnen und noch einmal durchzusehen. Ihnen gebührt also vor allen Andern ein Exemplar davon.

Noch lege ich eine Erklärung meines Katechismus bei, die ich nicht bloß wegen meines Versprechens, sondern der Sache wegen nothwendig fand. Es ist mir mit diesem Diöcesan-Katechismus etwas hinderlich gegangen. Gründliche Theologen, die aber durchaus keine Pädagogen sind, haben ihn verbessert, ohne daß er nach meiner einfältigen Meinung dadurch besser geworden. Dieser große Katechismus soll den kleinen, so viel es noch möglich, in das rechte Licht stellen.

Endlich lege ich das erste Bändchen meiner Geschichte der Apostel Deutschlands bei, die ich schon vor vielen Jahren anfing, aber in einen andern Geschäftskreis eingewiesen, liegen ließ. Es fiel mir da ein Wort von Jean Paul auf: „Ausbauen kann man im Alter nicht mehr, was die kühnere Jugend aufzuführen begann, sondern nur ausflicken." Was ich in meinem Nachsommer noch leisten konnte, that ich.

Nehmen Sie zum Schlusse noch die heiligste Versicherung, daß meine innigsten Wünsche und Gebete Sie nach Breslau begleiten, und daß ich bis zum letzten Hauche meines Lebens und will's Gott auch noch weiter hin mit innigster Verehrung und Liebe seyn werde Ihr

aufrichtiger Freund
Christoph von Schmid.

Diepenbrock dankte ihm kurz vor seiner Abreise nach Breslau für die übersandten Schriften in einem herzlichen Schreiben, in dem er unter Anderm sagt, „ebenso hat mich Ihre Versicherung mit Freude erfüllt, daß ich wirklich beigetragen habe, Sie zur Handanlegung an die Herausgabe Ihrer sämmtlichen Schriften zu vermögen, wodurch Sie sich ein monumentum aere perennius in den Herzen aller Kinder und Kinderfreunde also gewiß des besten und edelsten Theiles der Menschheit gesetzt haben." Von Breslau aus schrieb er ihm unterm 28. Dezember 1845:

Lieber, verehrter Freund!

Gestatten Sie mir, Ihnen, bevor das für mich ominöse Jahr 1845 abläuft, aus weiter Ferne einen herzlichen Gruß und Segenswunsch zuzurufen als Einer, dem Ihre Persönlichkeit und Freundschaft stets werth und theuer war, und nun mit zu den glänzenden Sternen gehört, die ihm am blauen bayerischen Erinnerungshimmel so lieblich in die dunkle Gegenwart herüberleuchten. Wie es mir hier geht, brauche ich Ihnen kaum zu sagen, da Ihre klare Beobachtung der öffentlichen und kirchlichen Zustände Ihnen schon selbst sagt, daß meine Stellung eine schwierige, dornenvolle sey. Indeß hat sie doch auch einzelne Lichtseiten, namentlich in der entschiedenen Gesinnung, die unter den Katholiken durch die jüngsten Ereignisse geweckt worden, und die nicht bloß eine leidenschaftliche Parteianschauung, sondern wirklich eine ernste, religiöse Gesinnung ist, in welcher dann wieder eine große Liebe, Achtung und Anhänglichkeit an und für meine Person wurzelt in einem Grade von Lebendigkeit, wie man dieß in Bayern nicht kennt. So fügt Gott überall Tröstliches zum Betrübenden. Uebrigens hat das Sektenwesen offenbar seinen Höhepunkt überschritten; der Reiz der Neuheit läßt nach, der Spaß wird auch allmählig zu kostspielig, die Führer kompromittiren sich immer mehr und ohne so manche wahlverwandtschaftliche Unterstützung wäre die Sache schon todt. Die Gefahr ist vorüber.

Dies Brieflein sendet Ihnen Freund Zech; möge er mir auch ein Blättchen von Ihrer Hand zusenden! Mit Liebe und Verehrung Ihr alter, treuer Freund.

M. v. D.
Fürstbischof.

Die Jahre 1846 und 47 waren harte Theurungsjahre. Christoph Schmid's Wohlthätigkeitssinn wurde außerordentlich in Anspruch genommen; den ganzen Tag läutete das Hausglöcklein; Arme aller Art wandten sich mündlich und schriftlich an ihn, ja bestürmten ihn förmlich. Er übte die Liebe und Menschenfreundlichkeit, welche er in seinen Schriften den Lesern ans Herz legt, wie überhaupt in seinem Leben, so insbesondere in diesen harten Zeiten überreichlich. Bei Sammlungen aller Art zeichnete er namhafte Beiträge und die Sammler kamen in der Regel zuerst zu ihm. Vielen Familienvätern half er aus der Noth, viele Waisen fanden bei ihm Unterstützung, eine Menge Studirender hatten Monatgelder in seinem Hause, tüchtigen aber mittellosen Künstlern verschaffte er Arbeit und manchem aufstrebenden Talente durch seine Empfehlung eine Stelle.

Seinen Verwandten war er ein Vater. Gott wird sie gezählt haben die unzähligen Thränen, die seine milde Hand getrocknet hat!

Von vielen Beispielen seines Wohlthuns hier nur ein einziges, das ich auch deshalb mittheile, weil es

geeignet ist, zu zeigen, daß die jüngst von Stuttgart aus angeregte Schillerstiftung für bedürftige Literaten ein sehr beachtenswerther Gedanke ist. Der schon oben erwähnte Uebersetzer der Christoph Schmid'schen Schriften ins Französische war in spätern Jahren in Folge von Zerwürfnissen mit seinem Verleger und andern Schicksalsschlägen in große Noth gerathen. Er klagte Christoph Schmid seine Lage, indem er von Berlin aus an ihn schrieb: „Einige Freunde haben mir den Rath gegeben, mein Unternehmen nach Amerika zu verpflanzen. Ich folgte leider diesem Rathe und das wurde für mich die Quelle des grenzenlosesten Unglücks. Kaum waren wir in Amerika angelangt, da erkrankte mein liebes, gutes Weib, mit welchem ich 24 Jahre in der glücklichsten Ehe gelebt hatte; auf der Ueberfahrt von Neu-Orleans nach Philadelphia starb sie und wurde vor meinen Augen ins Meer gesenkt. Mein Herz war gebrochen, alle Freudigkeit, Muth und Hoffnung schwanden; nichts gelang mir mehr; meine Umstände verschlechterten sich zusehends; meine Geistes- und Körperkräfte waren vernichtet. Amerika war mir zum Gräuel geworden. Ich benützte das erste beste Retourschiff nach Europa. Arm und krank kam ich in meiner Geburtsstadt Berlin an. Da ich während meines 45-jährigen Aufenthaltes in Frankreich sehr viele Jugendschriften, welche sämmtlich das Glück hatten, mit Beifall aufgenommen zu werden, dem Drucke übergeben habe, so glaubte ich

hier in Berlin einen Verleger für meine gesammelten französischen Manuscripte zu finden. Aber auch dießmal habe ich mich getäuscht. Meine jetzige Lage ist also sehr, sehr unglücklich! Nach so vielen, ich darf mir wohl schmeicheln, der Gesellschaft nützlichen Arbeiten, stehe ich nun im Alter am Rande des Elendes; Gram und Noth haben meine Kräfte zerstört. Mein Gehör und mein Gesicht nehmen immer mehr ab; meine Gedanken verwirren sich. Ich vermag nichts mehr zu arbeiten; ach und arbeiten war doch sonst immer meine Lust und meine Freude! Einsam und verlassen von aller Welt stehe ich nun da und weiß nicht, wohin ich mich wenden soll. Doch ich will nicht verzagen, nicht undankbar seyn. Bis hieher hat Gott der Herr geholfen, ja Er hat schon manche Wunder der Errettung an mir gethan. Der Herr bleibt meine Zuversicht. Er hat, indem ich in meiner Betrübniß meine Augen auf Ihr liebes, in goldnen Rahmen eingefaßtes und meinem Schreibtisch gegenüber hängendes Portrait richtete, mir plötzlich den Gedanken eingeflößt, an Euer Hochwürden zu schreiben, Ihnen mein Herz und meinen Kummer zu eröffnen und es zu wagen, mir von Ihnen Trost, Rath und Hülfe zu erbitten . . .

Christoph Schmid sandte dem bedrängten Schriftsteller sogleich eine ansehnliche Unterstützung und schrieb ihm: „Ihr verehrtes, gemüthvolles Schreiben hat mich innigst gerührt! So sehr ich mich freue, in

Ihnen eine verwandte Seele zu erkennen, so tief betrübt es mich, Sie nach so vielen edeln Bemühungen und glücklichen Arbeiten in so unglücklicher Lage zu wissen.

Wie gerne möchte ich Ihr so herzliches Schreiben auch recht ausführlich beantworten! Allein meine Umstände sind, was Alter und Kränklichkeit betrifft, den Ihrigen sehr ähnlich; ich bin gegenwärtig sehr leidend. Doch ist unter den vielen Briefen an mich, die auf Antwort warten, der Ihrige der erste, den ich beantworte. Was ich Ihnen sagen könnte, sagen Sie in Ihrem frommen, christlichen Briefe sich selbst. Ja, vertrauen Sie felsenfest auf Gott und Er wird Sie nicht verlassen. Wir wollen das, was uns Gott auferlegt, willig aus Seiner Hand annehmen, im festen Glauben, daß Seine Weisheit und Liebe uns Alles zum Besten dienen läßt. Unsre Pilgerschaft auf Erden ist ja bald zu Ende. Wir wollen uns bestreben, durch Vertrauen auf Gott und Geduld den Himmel zu erreichen. Die Leiden der Erde bringen Himmelsfreuden. Mußte Christus nicht selbst durch Leiden in seine Herrlichkeit eingehen?

Ich bin so frei, Ihnen hier einiges Wenige zur Erquickung zu senden. Lassen Sie mich ferner hören, wie es Ihnen geht. Beten Sie für mich, wie ich für Sie! Mit herzlicher Verehrung und Liebe Ihr aufrichtiger Freund Christoph v. Schmid.

Bald kam ein Schreiben, das mit den Worten

beginnt: „Gott sey gelobt und gedankt für Seine Güte und Barmherzigkeit! So rufte ich aus in der innigsten Fülle meines Herzens, als ich Ihren lieben, freundlichen Brief erhielt; denn so eben hatten meine Noth und Bedrängniß fast den höchsten Grad erreicht. Seit vierzehn Tagen oder drei Wochen der bittersten Kälte kein Spänchen Holz im Hause, keine warme Winterkleidung — doch was soll ich Ihr gefühlvolles Herz allzusehr betrüben mit der Schilderung meines ganzen Elendes? Genug, die heilige Weihnachtszeit rückte heran: die Zeit frommer kindlicher Freude ob der himmlischen Verheißungen — und ich armer Erdenwurm lieg da, von Allem entblößt, von allem menschlichen Beistande verlassen und flehte zu Gott um baldige Erlösung von allen irdischen Leiden.

Und sieh da, gerade im Augenblicke der höchsten Noth, trat der Briefträger herein und brachte mir ein sorgfältig versiegeltes, von Augsburg kommendes Geldpacket, sammt Ihrem lieben Brief. Sie erschienen mir um die heilige Weihnachtszeit wie ein Bote vom Himmel herabgesandt, mir Trost und Hülfe zu bringen und meine bereits verzagende Seele wieder aufzurichten und mit neuem Gottvertrauen zu beleben. Ja großer, gütiger, wunderbarer Gott! Vater der Gnade und Barmherzigkeit, aufs Neue hast Du an mir armen, sündigen Menschenkinde Wunder der Errettung gethan, als ich meine thränenfeuchten Augen und meine vor Angst zitternden Hände trostlos jammernd

zu Dir emporhob! Dir sey Lob, Preis und Anbetung von Ewigkeit zu Ewigkeit! Aber auch Ihnen, Hochwürdigster Herr, den der liebe Gott zum Werkzeug seiner Gnade, zum Spender seiner väterlichen Wohlthaten erkoren, gebührt mein innigster Dank! Sie nennen das, was Sie mir schickten, einiges Wenige zur Erquickung. Hören Sie, lieber Herr, welch großen Nutzen Sie mit diesem einigem Wenigen gestiftet haben! Ich konnte mir den nöthigen Holzvorrath anschaffen, so wie die mangelnde Fuß- und Winterbekleidung. Ich konnte meiner guten, braven Wirthin, die selbst unbemittelt ist, ihre seit sechs bis acht Wochen ziemlich stark aufgelaufenen Auslagen und Vorschüsse, für welche sie mit christlicher Liebe, ja sogar mit eigenen Aufopferungen gesorgt hatte, dankbar bezahlen. Summa summarum, ich sehe mich jetzt warm und anständig bekleidet und beschuhet, bin, Gott sey Dank, wieder schuldenfrei und es bleibt mir noch auf längere Zeit Geld übrig . . . Darum kann ich nicht oft genug wiederholen: Lob, Preis dem allerhöchsten Lenker unserer Schicksale! Dank, innigsten Dank Ihnen, den der liebe Gott zum Werkzeug und Verkündiger seiner ewigen Barmherzigkeit erkoren! . . . . . .

Es ist nicht wahrscheinlich, daß ich noch lange leben werde, Gram und Sorgen haben meine Kräfte zu sehr mitgenommen und ein gefährliches Brustleiden führt mich unter fast täglichen Schmerzen rasch dem

Ende aller irdischen Leiden zu. Und da möchte ich Ihnen nach meinem Tode ein liebes Andenken hinterlassen. Es ist ein Crucifix, welches der Erzbischof von Tours einige Tage vor meiner Vermählung feierlich eingeweiht hat und vor welchem meine selige Frau ihre häuslichen Andachten verrichtete. Ich habe es mit dem großen, schwarzen Schleier geziert, worin sie ihr Angesicht verhüllte, wenn sie zum Beichtstuhle ging und sich dem heiligen Abendmahle nahete. Da die Leiche meiner theuern Margarita ins Meer versenkt wurde, also nicht in geweihter Erde ruht, wo ich an ihrem Grabhügel beten und weinen könnte, so habe ich ihr dieses Trauermonument auf meinem Schreibpulte errichtet. Es soll Ihnen nebst den beiden dazu gehörigen Leuchtern zum Andenken übersandt werden, sobald ich die Stunde herannahen fühle, in der es der Barmherzigkeit Gottes gefallen wird, mich aus diesem Jammerthale abzurufen, um in ein besseres Leben einzugehen".

Man sieht aus diesem rührenden Briefwechsel, wie zart Christoph Schmid wohlzuthun wußte; aber auch, wie nothwendig die Unterstützung armer, verdienstvoller Schriftsteller in den Tagen ihres Alters ist.

Daß auch Unwürdige die Güte und Arglosigkeit Christoph Schmids mißbrauchten, läßt sich denken. Auch davon ein Beispiel:

An einem Nachmittag kurz nach Beginn eines neuen Jahres kam ein stattlich gekleideter, junger

Mann von gutem, gesunden Aussehen in Christoph Schmids Wohnung. Er sagte zu dessen Schwester, er habe dem Herrn Domkapitular von seinem Onkel, Domprobst Friedrich in Bamberg, viele Empfehlungen mündlich auszurichten; er sey als Assessor nach Bamberg versetzt worden und hole hier seine Frau ab; er logire mit ihr in dem Gasthof zu den drei Mohren. Christoph Schmids Schwester gab ihm zur Antwort, ihr Herr Bruder sey von seinem Nachmittagsschlafe noch nicht erwacht, es könne vier Uhr werden. Der Fremde sagte, er könne schon warten. Als Christoph Schmid erwacht war, empfing er den Fremden, welcher die Empfehlungen ausrichtete und sich dann wieder empfahl.

Am andern Tage kam er wieder und sagte höchst bestürzt unter Thränen, seine Frau sey heute Nacht unverhofft von einem gesunden Knaben entbunden worden; sie habe sich aber dabei verkältet und der Friesel, den sie hatte, sey zurückgetreten und sie sey heute Vormittag unerwartet schnell gestorben. Er sey mit ihr fünf Vierteljahre verheirathat und sie sey erst zwei und zwanzig Jahre alt. Christoph Schmid fragte, welchen Arzt er gebraucht habe. Der Fremde sagte, den Herrn Doctor Düval; dieser wolle ihm auch eine Kindswärterin empfehlen, denn er nehme das Kind mit sich. Nun jammerte er eine Zeit lang und sagte, er habe nur dreißig Gulden Geld bei sich. Er sey in die Nothwendigkeit gerathen, seinen Mantel zu ver-

setzen, denn der Doctor, die Hebamme, das Begräbniß 2c. werde viel und weit mehr kosten. Er bat Christoph Schmid dringend, er möchte ihm doch einiges Geld vorstrecken; mit dem größten Danke wolle er es wieder zurücksenden. Christoph Schmid machte, von Mitleid bewegt, den Pult auf und sagte: „Die Weihnachts- und Neujahrsgeschenke und meine vielen Contos, die ich bezahlte, haben mich Vieles gekostet; ich habe wenig Geld mehr." Es lagen im Pulte noch mehrere Kronenthaler und etwas Münze. Christoph Schmid gab dem Fremden die Kronenthaler und dieser sagte: vor seiner Abreise werde er so frei seyn, noch einmal zu kommen.

Es vergingen indeß einige Tage; er kam nicht. Man zog Erkundigungen ein. Weder Doctor Düval noch der Gastgeber zu den drei Mohren wußte etwas von dem Fremden. Es stellte sich heraus, daß derselbe ein listiger Betrüger war.

„Wir können," schrieb Christoph Schmids Schwester über diesen Vorfall, „dem lieben Gotte nicht genug danken, daß Er, der liebevolle, treue Beschützer, unsern guten, mitleidigen Bruder so gnädig bewahrt hat. Wenn eine Rolle Geld in dem Pulte gelegen wäre; — ganz gewiß hätte der schändliche Lügner seinem theilnehmenden Wohlthäter einen Schlag versetzt, daß er zu Boden gefallen wäre, hätte das Geld genommen und wäre damit fortgelaufen. Aber der Gerechte wohnt sicher unter dem Schirme des Allerhöchsten!"

Während dieser Zeit kam Gräfin Therese von Brunswick, die Gründerin der ersten Kleinkinderschule in Ofen und sehr vieler solcher Anstalten in Ungarn und Oesterreich nach Augsburg und besuchte auch Christoph Schmid. Er führte sie in die hier bestehende Kleinkinderschule, und die geistreiche und edelmüthige Gräfin redete mit ihm während ihres Aufenthaltes manche Stunde über Erziehung und Bildung der Jugend überhaupt und die Bewahrung kleiner Kinder insbesondere. Die Frucht dieser Unterredung war die Herausgabe der Erzählung Christoph Schmids: „Pauline oder die Kleinkinderschule." Er widmete sie der Gräfin von Brunswick. Die Vorrede schließt mit den Worten: „Möchte Ihr Wunsch, daß überall, auch in kleinern Städten und auf dem Lande solche Anstalten zum Heile vieler Kinder aufblühen möchten, in Erfüllung gehen und möchten diese Anstalten reichliche Früchte bringen für Zeit und Ewigkeit!"

---

10. Christoph Schmids achtzigster Geburtstag.

Am 15. August 1847 trat Christoph Schmid in sein achtzigstes Lebensjahr. Die Stadt Augsburg, wo er so lange Zeit als Mitglied des Domkapitels, Kreisscholarch und Schriftsteller gelebt und gewirkt

hatte, bereitete ihm an diesem Tage ein schönes, seine Verdienste ehrendes Fest. Ein Correspondent der Allgemeinen Zeitung schrieb im Eingange seines Berichtes über diese Festfeier: „Augsburg hat ein doppeltes Erntefest begangen. Zuerst am Sonntag Nachmittags unter der herrlichsten Augustsonne, welche den Getreidesegen des Sommers mit gleicher Fülle des Herbstes zu krönen verspricht nach der nun wohl großentheils überstandenen Drangsal einer schweren Theurungszeit ein Dankfest unter frommen Reden und Gesängen dem Geber alles Guten. Auf solche Dankesfeier für den Gottessegen der Fluren folgte am Montag ein Fest anderer und doch verwandter Art — ein Erntejubeltag des Geistes und des Herzens, eine Feierstunde der Ehren für einen treuen Arbeiter nach langem und wohlvollbrachtem Tagewerk. Die Städte Augsburg und Dinkelsbühl, vor Jahrhunderten schon als deutsche Reichsstädte in freundlicher Wechselbeziehung, begingen gemeinsam und öffentlich den achtzigsten Geburtstag des Jugendschriftstellers Christoph von Schmid, Verfasser der Ostereier".

Schon am Vorabende dieser Festfeier versammelten sich die Mitglieder der Augsburger Liedertafel, eine Gesellschaft von Männern aus allen Ständen und über hundert an der Zahl, vor dem Häuschen Christoph Schmids und überraschten den Greis auf einmal durch ihren schönen Gesang. Sie sangen drei Lieder, darunter ein Huldigungsgedicht von einem

Augsburger Bürger, Ludwig Scharrer, verfaßt. Dieses schöne Gedicht, das der Ausschuß der Liedertafel prächtig gedruckt dem Gefeierten überreichte, lautet:

Was Du gelehrt mit liebevollem Worte,
Tönt in die Brust wie himmlische Accorde
Und baut dem Höchsten eine Stätte dort:
Drum wollen wir mit frohem deutschem Singen
Den heißen Dank dem lieben Lehrer bringen
Für deutsches Wort!

Es mag im Drang der Zeiten viel zersplittern,
Was trotzen sollte vor des Herrn Gewittern,
Die Sitte bleibt des deutschen Volkes Hort.
Du pflanztest sie in unsrer Jugend Seelen,
Drum preisen wir mit frisch-belebten Kehlen
Dein sittig Wort.

Des Ruhmes Kranz wird Deutschlands Volk Dir winden,
Uns sey vergönnt ein Blatt darein zu binden,
Das zeige unsre Liebe immerfort.
Denn, wenn nach Jahren unsre Lippen schweigen,
Lehrt Lieb und Tugend unter deutschen Eichen
Dein liebend Wort.

Am andern Morgen holte der damalige Regierungspräsident Dr. von Fischer Christoph Schmid in seiner Wohnung ab und fuhr mit ihm nach dem alterthümlichen Rathhause, das zur Festfeier ausersehen war. Unter dem Portale empfing ihn der erste Bürgermeister Forndran mit den Vorständen der Lokalschulkommission; auch der Hochwürdigste Bischof Peter von Richarz hatte sich eingefunden. Von diesen Herren

wurde Christoph Schmid über die dicht mit Menschen besetzten Treppen, die den Jubelgreis wenigstens vorübergehen sehen wollten, in den goldenen Saal, dieser Prachthalle des berühmten Augsburger Rathhauses, begleitet. Zwölf weiß gekleidete Mädchen gingen voraus und bestreuten den Weg mit Blumen. Als Christoph Schmid die hohen und weiten Hallen des goldenen Saales betrat, erhob sich die ganze ungemein zahlreiche Versammlung herzlich theilnehmender Menschen, worunter besonders viele Frauen waren.

Christoph Schmid nahm den ihm bestimmten Sitz zwischen dem Herrn Bischofe und Regierungs-Präsidenten ein, worauf Bürgermeister Forndran zuerst über die veranstaltete Festfeier herzliche Worte an Christoph Schmid richtete. Dann überreichte ihm eine aus Dinkelsbühl abgesandte Deputation auf einem rothsammtnen Kissen einen silbernen Kranz von Lorbeer- und Eichenblättern mit goldnen Eicheln. Es war ein Huldigungsgeschenk seiner Vaterstadt. Auf dem silbernen Bande, das die Enden des Kranzes umwindet, sind die Worte eingravirt: „Dem hochverehrten Landsmanne Christoph von Schmid am 15. August 1847 die Stadtgemeinde Dinkelsbühl". Der Bürgermeister der Stadt Dinkelsbühl begleitete die Ueberreichung mit einer herzlichen Ansprache und einem Festgedichte, das mit den Worten schloß:

Von der Heimath nimm den Kranz, wo immer
Hin der Greis sich sehnt, wenn fern von entschlafenen
Aeltern und Geschwistern
Einsam in stillen Nächten ihn ein süßeres Heimweh
Nach den himmlischen Hallen des wahren Vaterhauses leise
Beschleicht!

Auch eine Deputation Geistlicher Württembergs aus der Gegend, wo Christoph Schmid früher Pfarrer war, hatte sich eingefunden und überreichte dem Jubelgreise ebenfalls eine Glückwunsch- und Dankes-Adresse.

Nun traten die Kinder handelnd in den Vordergrund des Festes. Zuerst sangen alle ein gemeinsames Lied, dann sprach ein Knabe ein Bewillkommungs-Gedicht. Bei den Worten des schönen Prologs:

Befangen pochen unsrer Herzen Schläge,
Wir reichen heiliger Liebe schwachen Sold.
Nimm gütig Deines Bildes treu Gepräge,
Strahlts schöner auch in Deiner Spenden Gold!

überreichte ein Mädchen, die Tochter des Präsidenten, dem Jubelgreise eine auf diese Festfeier geprägte, große, goldene Denkmünze. Auf der einen Seite derselben ist das Brustbild Christoph Schmids sehr kenntlich ausgeprägt mit der Umschrift: „Dem Freunde der Jugend Christoph von Schmid. Geboren den 15. August 1768 zum 80. Geburtstage". Auf der andern Seite der Denkmünze ist ein Engel abgebildet, der zwei schlummernde Kinder beschützt; mit der einen

Hand hält er ein Tuch vor den nahen Abgrund, mit der andern wehrt er eine zischende Schlange ab. Die Umschrift um dieses sinnige Bild ist aus Christoph Schmids Heinrich von Eichenfels und heißt: „Kinder bewahren ist ein Engelsgeschäft".

Hierauf stellten besonders dazu auserlesene Kinder in entsprechenden Trachten sechs lebende Bilder aus sechs der schönsten Erzählungen Christoph Schmids dar. Da erblickte man im Kleinen Genovefa mit ihrem Schmerzenreich, Rosa von Tannenburg, die Kerkerschlüssel jubelnd emporhaltend und den Ritter Edelbert, beide in reichem alterthümlichen Kostüme; den kleinen Kaminfeger, Rosalinde, die Köhlerkinder mit Ostereiern beschenkend 2c. Man konnte nichts Niedlicheres sehen, als die Gruppen dieser allerliebsten Kinder in ihren verschiedenen Trachten und mit ihren heitern, blühenden Gesichtchen. Während der Darstellung dieser Tableaux sangen geübtere Mädchen und Lehrer das von Kapellmeister Drobisch vierstimmig mit Chor in Musik gesetzte Schlußlied aus Christoph Schmids Schauspiel, die kleine Lautenspielerin: „die Menschenfreundlichkeit Gottes".

Nach diesen plastischen Darstellungen überreichten abwechselnd jetzt ein Knabe, jetzt ein Mädchen, dem Jubelgreise je eine Blume und sprachen dazu ein kurzes, passendes Gedicht, z. B.

Nimm hin die Lilie, der Unschuld holdes Bild,
Wie strahlt ihr Silberkelch so rein und mild!

Im Unschuldsglanz uns Kinder zu erziehn,
War, Preis sey Dir, in Schrift und That Dein Mühn!

Oder: Die Veilchen laß Dir auch gefallen
Und das Gelübde von uns allen:
Wir wollen blühn dem Veilchen gleich,
An Anmuth und an Demuth reich.

Zuletzt sammelte ein Knabe alle diese kunstvoll gefertigten Blumen in eine prachtvolle Porzellan-Vase und überreichte sie dem Jubelgreis mit den Worten:

Ein schwaches Bild ists, was wir geben,
Vom Blumenkörbchen, das so lieb,
So lehr- und trostreich für das Leben
Uns Deine Meisterhand beschrieb.
Der Sinn nur gebe Werth der Gabe,
Ihn kröne Deine Huld, o Greis!
Heil Dir! einst singt noch überm Grabe
Dir Deutschlands Jugend Ruhm und Preis!

Am Schlusse der schönen Feier sangen die Kinder ein von Studienlehrer P. Th. Loe gedichtetes Lied, das mit der Strophe schloß:

So sey gegrüßt! sey froh von uns umschlungen,
Und bleib uns treu! Wir lieben Dich so sehr;
Das Jubellied, das heute wir gesungen,
Hallt freudig weithin über Berg und Meer.
Wenn kindlich Alle Segen Dir erflehen,
Wenn guter Aeltern Dankesthräne fließt,
So wirst die leise Deutung Du verstehen:
Sey Jubelgreis, sey Kinderfreund, gegrüßt!

Umdrängt von den heitern Kindern und den glückwünschenden Aeltern verließ tiefgerührt und freundlich

demüthig dankend der gefeierte Greis den Festsaal und der Wagen, in welchem er mit dem Präsidenten und dessen lieblichen Kindern saß, konnte sich nur langsam durch die ihn umwogende Menge bewegen. Dieses Wiegenfest Christoph Schmids war ein Fest wahrer Freude und heiliger Unschuld. Gibt es einen lieblicheren Anblick, als einen achtzigjährigen Kinderfreund wie Christoph Schmid, mit Silberhaaren und mit noch jugendlich rothen Wangen in Mitte blühender braun- und blondgelockter, fröhlicher Kinder zu sehen? Da paarte sich die erste Blüthe der Jugend mit der letzten Blüthe des Alters und die unschuldige Freude mit der frommen Rührung des Greises.

Mittags gab der Hochw. Bischof von Augsburg ein großes Mahl zu Ehren des Jubilars und überraschte ihn dabei auf eine sehr sinnige Weise. Als nämlich Christoph Schmid in den Speisesaal trat, erblickte er ein Gemälde, welches eine getreue Abbildung seines Studirzimmers vorstellte. Christoph Schmid ist an seinem Arbeitstischchen stehend abgebildet, wie er sich eben zu zwei Kindern, einem Mädchen und einem Knaben, herabneigt. Das Mädchen überreicht ihm einen Blumenstrauß, der Knabe hält eine Erzählung von Christoph Schmid in der Hand. Dieses schöne Bild, das in Stahl gestochen als Titelbild dieses 4. Bändchen ziert, ließ der Hochw. Bischof von dem trefflichen Maler Hundertpfund für sich malen. Jetzt ist es im Besitze des einzig noch leben-

den Bruders Christoph Schmids, des quiesc. Herrschaftsrichters Alois Schmid in Augsburg.

Die katholische Studienanstalt zu St. Stephan veranstaltete zur Nachfeier des achtzigsten Geburtstages Christoph Schmids am 18. August ein Concert, und die protestantische Studienanstalt ließ ihm durch eine Deputation eine sehr geistreich abgefaßte Adresse überreichen. Ein Bürger von Augsburg, ein ehemaliger Schüler Christoph Schmids, übergab an dessen achtzigsten Geburtstage dem Stadtmagistrate zu Augsburg 150 fl. zur Vertheilung an katholische Hausarme, und die J. Wolffische Buchhandlung, in deren Verlag die Gesammt-Ausgabe der Werke Christoph Schmids erschienen ist, machte den beiden Waisenhäusern in Augsburg eben diese Gesammtausgabe, sehr schön gebunden, zum Geschenke.

Christoph Schmid selbst übersandte in dankbarer Anerkennung der Festlichkeiten, die ihm von Seite des Magistrates der Stadt Augsburg und der deutschen Schuljugend beider Confessionen bereitet worden war, dem Stadt-Magistrate zu wohlthätigen Zwecken eine Summe von 1200 fl. und dazu folgendes Schreiben:

Hochlöblicher Stadt-Magistrat!

Der hohe Magistrat und die verehrten Bewohner der Stadt Augsburg haben mir bei meinem Eintritte in das achtzigste Lebensjahr ein so schönes und herr-

liches, ein so reich und sinnig angeordnetes Fest bereitet, und mich so hoch geehrt, ja mit solchen Ehrenbezeugungen überhäuft, daß mein Innerstes von den lebhaftesten Gefühlen des Dankes durchdrungen ist, die auszusprechen ich mich vergebens bemühen werde.

Um jedoch nicht ganz undankbar zu erscheinen, so bitte ich, die auf beiliegendem Blatte verzeichneten kleinen Gaben für die Wohlthätigkeits-Anstalten und die Armen der Stadt Augsburg als einen schwachen Beweis meiner Erkenntlichkeit nicht ungütig aufzunehmen.

So lange ich noch lebe, werde ich täglich zu Gott, Dem allein alle Ehre gebührt, für die Wohlfahrt Augsburgs flehen und mit inniger Verehrung und Dankbarkeit seyn

des hohen Magistrates
unterthäniger
Christoph v. Schmid, Domkapitular.

An den Magistrat der Stadt Dinkelsbühl richtete er folgende Zuschrift:

Hochlöblicher Stadt-Magistrat!

Meine geliebte Vaterstadt Dinkelsbühl hat bei dem Antritte meines achtzigsten Lebensjahres eine solche, mich herzlichst erfreuende Theilnahme gezeigt, durch eigens hieher gesendete Abgeordnete mir Glück gewünscht und mich mit einem in jeder Hinsicht so

werthvollen Geschenke erfreut, daß es mir eine eben so heilige als angenehme Pflicht ist, dem Hochlöblichen Magistrate und der sämmtlichen Bürgerschaft meinen innigsten Herzensdank auch schriftlich zu bezeigen.

Ich wähle dazu den heutigen Tag, den 29. August 1847, da es eben heute seit dem 29. August 1841 sechs Jahre sind, daß meine mir ewig theuere Vaterstadt an meinem fünfzigjährigen Priesterjubiläum mir ein ähnliches, höchst feierliches Fest veranstaltet hat, das mir unvergeßlich bleibt, wofür ich meinen innigen Dank erneuern und hiemit also zweifach danke.

Als einen kleinen Beweis meines Dankes vorerst gegen Gott, der mich dieses hohe Alter hat erleben lassen und meine Bemühungen für die Bildung der Jugend so reichlich gesegnet hat, — und dann aus Dankbarkeit gegen meine mich so wohlwollend ehrende Vaterstadt, lege ich eine Staatsobligation der Schuldentilgungskasse zu Augsburg zu 500 fl. bei, welche der hochlöbliche Magistrat zur Hälfte für die Klein-Kinder-Bewahranstalt und zur Hälfte für die dürftigsten und beachtenswerthesten Armen beider Confessionen der Stadt gütigst verwenden wolle.

Indem ich dem verehrten Herrn Bürgermeister und dem sämmtlichen Magistrate noch einmal danke und mir vornehme, für das Wohl aller Einwohner

der Stadt täglich zu Gott zu flehen, verbleibe ich mit aufrichtiger Verehrung des hochlöbl. Magistrates

ergebenster Diener
Chr. v. Schmid.

Augsburg, den 29. August 1847.

Nachschrift. Von der eben mir zugesandten Beschreibung des Festes dahier (der achtzigste Geburtstag des Jugendfreundes und Schriftstellers Christoph von Schmid; Augsburg 1847 Schmidsche Buchhandlung), übersende ich vier Exemplare für die vier verehrten Herren Deputirte und die zwei übrigen Exemplare für den Verfasser der vortrefflichen Poesie L. W. R. und des schönen Gedichtes des Herrn Benefiziaten Konrad Sinner.

Regierungspräsident Dr. v. Fischer, der die erste Anregung zu diesem Feste gegeben hat, berichtete darüber an Se. Majestät König Ludwig. Er erhielt folgendes Handschreiben:

Herr Regierungspräsident &c. v. Fischer!

Angenehm war Mir's, aus Ihrem Berichte zu vernehmen, wie, in angemessener Weise, der achtzigste Geburtstag des Domkapitulars von Schmid, dieses würdigen, namentlich um das Schulwesen und die Bildung der Jugend gar sehr verdienten Priesters gefeiert worden. Sagen Sie dem von mir geschätzten Greise Meine besten Wünsche und empfangen Sie hie-

bey Meinen Dank für das Mir geschickte Festprogramm, nebst Denkmünze, der Ich mit bekannten Gesinnungen bin

Ihr wohlgewogener König
Ludwig.

Aschaffenburg, den 21. August 1847.

Christoph Schmid dankte dem König für die ihm ausgedrückten Wünsche in einem besondern Schreiben, das der König mit folgenden huldvollen Zeilen beantwortete:

Herr geistlicher Rath, Domkapitular Christoph von Schmid! Was Ich Meinem Regierungs-Präsidenten von Schwaben und Neuburg jüngst in Bezug Ihrer geschrieben, wiederhole Ich hier, nämlich, wie sehr Mich gefreut, daß Ihr 80. Geburtstag so schön und sinnig gefeyert worden. Mein aufrichtiger Wunsch ist es, daß die göttliche Vorsehung, Sie, den würdigen, verdienstvollen Priester, noch mehrere solche Tage in demselben Gefühle geistiger und leiblicher Kräftigkeit begehen lassen möge, der Ich anbey für den wiederholten Ausdruck Ihrer treuen Anhänglichkeit an Mich danke und mit gnädigen Gesinnungen bin

Ihr
wohlgewogener König
Ludwig.

Aschaffenburg, den 2. September 1847.

Fürstbischof Diepenbrock von Breslau sandte Christoph Schmid von Schloß Johannesberg aus folgenden Glückwunsch zu:

Hochwürdiger, theurer Freund!

Ich kann nicht unterlassen, mich in die Reihe der Glückwünschenden zu stellen, die von nah und fern zu Ihrem Jubelfeste mit Herzen voll der besten Segenswünsche sich leiblich oder geistig um Sie schaaren. Sie feiern in einer Zeit heiß ersehnter, reicher Ernte Ihr geistiges Erntefest; der Same, den Sie ein halbes Jahrhundert hindurch mit fleißiger Hand ausgestreut, ist in Tausenden von Herzen aufgegangen und hat reiche Frucht getragen für Gottes Scheune! Das rechte Erntefest der Ewigkeit harrt noch Ihrer. Möge der Herr, damit der Kranz für Ihr Haupt noch reicher werde, Sie noch eine Reihe von Jahren Ihren Freunden erhalten, unter welche sich gezählt wünscht Ihr ergebenster Melchior, Fürstbischof.

Christoph Schmid dankte in einem Schreiben dem Fürstbischofe für seinen ebenso geistreichen als gemüthvollen Glückwunsch, schickte ihm die Festbeschreibung und schrieb an ihn: „Welches Jugendfest dahier in Augsburg an diesem Tage stattfand, können Sie aus anliegendem Hefte ersehen; nur muß ich bemerken, daß ich weit — weit über mein Verdienst geehrt wurde. Ganz besonders freut mich jedoch, daß unsers seligen Sailers milder Sinn zu siegen anfängt. Als

ich hierher reiste und die Stadt Augsburg in der Ferne erblickte, war es mir sehr bange um das Herz. Ich wußte, daß Sailers Schriften und auch meine Büchlein, als seines Schülers, aus dem damals hier noch einzeln bestehenden Erziehungs-Institut verwiesen waren. Und wie hat sich dieses Alles nun geändert! Auch das freut mich, daß beide Confessionen sich gegenseitig näher kennen, achten und lieben lernen. Bei dem ewigen, gehässigen Polemisiren kam doch nichts Erfreuliches heraus. Ich hoffe, was ich freilich nicht mehr erlebe, es werde noch Einmal Ein Hirt und Eine Heerde werden!"

Diepenbrock schrieb ihm zurück: „Ich benütze, theurer Freund, die letzten ruhigen Augenblicke vor meinem Abzuge von der alten Burg da oben, um Ihnen herzlichst zu danken für Ihre lieben Zeilen vom 6. Sept. und das beigelegte interessante Büchlein Ihrer schönen Festfeier. Es ist dasselbe ein erfreulicher Beweis, daß in unserer materiellen und frivolen Zeit doch auch noch andere Verdienste als die der Eisenbahnkönige und liberalen und antikirchlichen Maulhelden Anerkennung und Würdigung finden. Welche Freude würde Sailer empfunden haben, hätte er dieses schöne Fest seines Lieblingsschülers noch miterlebt! Doch er hat es miterlebt dort, wo alle wahrhaft Gott ehrenden Feste in Eines und in ein ununterbrochenes zusammenfließen. Möchten wir dieses bald mitfeiern dürfen! Ich sehne mich darnach . . . . . ."

Außer diesen und vielen andern Glückwunschschreiben erhielt Christoph Schmid auch eine Menge Brieflein von Kindern voll der naivsten Bemerkungen über seine Erzählungen. Aus einem Institute zu Wiesbaden kamen achtzehn Briefe von Zöglingen, darunter von Knaben aus England, Irland, Frankreich und den Rheingegenden.

Auch die blinden Kinder zu Linz sandten dem Jugendfreund ihre frommen Wünsche zu. Christoph Schmid schickte dem Institute einen Geldbeitrag, den Kindern aber ein Exemplar seiner gesammelten Schriften und folgendes Gedicht:

Ihr guten Kinder, trauert nicht,
Daß ihr nicht seht das Sonnenlicht,
Denn Gott, der Alles weislich macht,
Hat dennoch euch recht gut bedacht.

Er gab euch helleren Verstand,
Und feineres Gefühl der Hand,
Gab euch für alles Gute Sinn
Und Lehrer und die Lehrerin.

Die nehmen freundlich an euch Theil
Und führen liebreich euch zum Heil;
Sie lehren euch Religion,
Ihr kennet Gott und seinen Sohn!

Ihr wißt, daß Gott euch zärtlich liebt
Und euch gar Viel des Guten gibt,
Ihr kennet Jesum unsern Herrn
Und liebet Ihn und folgt Ihm gern!

O bleibet ferner fromm und gut,
Und Alles, was Er lehrt, das thut,
Dann führt Er euch wie an der Hand
Hin in das bessere Vaterland!

Und dort im schönen Himmelreich,
Dort öffnet Er die Augen euch;
Umstrahlt vom hellsten, reinsten Licht,
Seht ihr dort Gottes Angesicht.

---

11. Die Jahre 1848—1853; Briefwechsel mit Diepenbrock, Familienereignisse.

Auf das für Christoph Schmid an Ehren und Freuden so reiche Jahr 1847 folgten die Stürme des Jahres 1848. In Augsburg war es zwar in dieser Zeit fast ganz ruhig; eine einzige Nacht hindurch wurde die Karmelitenstraße, an deren Eingang Christoph Schmid wohnte, militärisch besetzt, da man ein Attentat auf die in dieser Straße gelegene Frohnfeste befürchtete. Christoph Schmid bemerkte jedoch hierüber, er habe noch in keiner Nacht so ruhig geschlafen als in jener; sie sey, da Niemand die Straße passiren durfte, die stillste Nacht gewesen, so lange er in Augsburg sich aufhalte. Dagegen machten die von allen Seiten einlaufenden Nachrichten von Aufruhr, Mord und Zerstörung auf sein sanftes, friedliebendes Herz den betrübendsten Eindruck. Er mochte

keine Zeitung mehr lesen; er sagte, er hätte nimmer geglaubt, daß unter dem deutschen Volke solche Gräuelscenen wie die Ermordung Latours in Wien und die Lichnovskys und Auerwalds in Frankfurt vorkommen könnten. Er bemerkte aber auch, daß mancher bisherige Staatsmann die Worte, welche Göthe dem Zauberlehrling in den Mund lege:

Herr, die Noth ist groß!
Die ich rief, die Geister,
Werd' ich nicht mehr los:

auf sich anwenden könne. Als während jener Tage einmal ein Bekannter zu ihm sagte: „Es gibt jetzt zwei Parteien, von denen die eine immer vorwärts, die andere immer rückwärts will," entgegnete Christoph Schmid lächelnd: „Es gibt noch eine dritte Partei, die aufwärts will; ich denke, wir wollen es mit dieser halten."

Ein großer Kummer war es für Christoph Schmid, daß seine Schwester Franziska im Anfang dieses Jahres lebensgefährlich erkrankte. Doch Gott erhörte sein Gebet und schenkte ihm seine treue Pflegerin wieder; dagegen hatte Er ein anderes Opfer von ihm gefordert. Es war am 28. Dezember 1847 sein vieljähriger, treuer Freund, Domkapitular Rieger, der jeden Tag ihn zu besuchen pflegte, gestorben. In jener Zeit herrschte die Grippe in Augsburg. Rieger

wurde auch von dieser Krankheit ergriffen. Christoph Schmid ließ des Tags über öfter fragen, wie es Riegern gehe; erhielt aber immer eine beruhigende Antwort. Allein am dritten Tag meldete man ihm schon Morgens sechs Uhr, daß Rieger in der Nacht gefährlich erkrankt sey und sehnsuchtsvoll seinen Christoph noch einmal zu sehen verlange. Der achtzigjährige Greis eilte sogleich zu ihm, hörte seine Beichte, worauf demselben feierlich das heilige Abendmahl gereicht wurde. Abends besuchte ihn Christoph Schmid noch einmal, und fand ihn nicht gefährlich. Aber Rieger starb am 28. Dezember Mittags unerwartet schnell.

Es war eine harte Aufgabe für die Schwester Christoph Schmids, ihrem Bruder die Nachricht dieses unersetzlichen Verlustes beizubringen. Er wollte sie anfangs gar nicht glauben. Der gute Greis, welcher sich jetzt recht einsam und verlassen fühlte, trauerte sehr, doch wie ein Christ voll Ergebung in die ewigen Rathschlüsse des Herrn über Leben und Tod. Einige Monate darauf starb Christoph Schmids Bruder Martin, der kurze Zeit erst von Stadion als quiescirter gräflicher Rentmeister nach Augsburg gezogen war, um hier die Tage seines Alters zu verleben. Noch um 3 Uhr Nachmittags war er im Hause Christoph Schmids, und fünf Uhr Abends in Folge eines Schlaganfalls eine Leiche. Auch dieser Verlust ging Christoph Schmid sehr nahe.

Endlich berührte ihn eine andere Trennung sehr schmerzlich. Drei Nichten von ihm, Töchter des eben genannten Bruders, welche in den Orden der armen Schulschwestern getreten waren, wurden als Lehrerinen nach Amerika geschickt. Ihr Bruder August hatte sich entschlossen, sie als Ordensbeichtvater und Missionär dahin zu begleiten. Der Abschied, den Christoph Schmid von diesen noch in der Blüthe der Jahre stehenden Mädchen nahm, war sehr rührend. Er stellte ihnen den schwierigen aber schönen Beruf der Jugendbildung noch einmal vor Augen und sagte: „In diesem Leben werde ich Euch nicht mehr sehen, denn ich bin alt und meine Pilgerschaft ist bald vollendet, aber im Himmel hoffe ich Euch mit der Gnade Gottes wieder zu sehen. Gott führe Euch glücklich über das Meer, erhalte Euch gesund und gebe Euch Gnade, die Kinder, welche Eurer Pflege und Erziehung anvertraut werden, seinem göttlichen Sohne zuzuführen. Betet für mich, Euren alten Onkel, ich will auch für Euch beten und Euch noch meinen Segen mitgeben". Darauf knieten die Schwestern nieder, um seinen Segen zu empfangen und traten die weite und gefahrvolle Reise an.

Da es die Verhältnisse nicht mehr gestatteten, daß sein Neffe August vor seiner Abreise noch einmal nach Augsburg kam, um persönlich von Christoph Schmid Abschied zu nehmen, schrieb dieser an denselben: „Liebster August! Ich habe ein herzliches Verlangen gehabt,

Dich, bevor Du Deine Reise antratest, noch einmal zu sehen und mit Dir über Dein großes Vorhaben ausführlich zu reden. Gott hat es anders und besser gefügt und ich denke, in den Filial=Anstalten des Ordens der armen Schulschwestern, die Du mit der Frau Oberin besucht hast, konntest Du mehr lernen, als ich Dir sagen könnte.

Ueber Alles aber wird der allmächtige und allgütige Gott, der Dich zu dem großen Entschlusse ermuthigte, Dich ganz Ihm zu opfern und in Seinem Dienste in einen andern Welttheil zu gehen, Dich lehren, Dir Weisheit und Kraft geben, diesen Entschluß auszuführen.

Nimm Dir vor Allen Jesus Christus, den guten Hirten, der die verirrten Schäflein aufsuchte und auf seinen Schultern zu seiner Heerde brachte, zum Vorbild! Und dann den Apostel Paulus, wie ihn die Geschichte der Apostel so trefflich darstellt.

Erst diesen Morgen habe ich seine gefahrvolle Schifffahrt wieder gelesen. Der Herr, der ihn erhielt und errettete, wolle auch Dich in seinen heiligen Schutz nehmen; Er wolle Dich von seinen schützenden Engeln begleiten lassen!

Grüße mir Deine lieben Schwestern freundlich. Alles, was ich und meine liebe Schwester für Euch gegenwärtig thun können, ist, für Euch beten, was wir auch täglich von Herzen thun wollen. Lebe wohl,

Gott sey mit Dir und Deinem Dich liebenden Onkel Christoph".

Der gute Greis war sehr in Sorgen, bis ein Brief aus Amerika ankam. Endlich meldeten die Auswanderer, daß sie glücklich in Baltimore angekommen seyen, aber auf der Ueberfahrt einen fürchterlichen Seesturm zu bestehen gehabt hätten.

Nach Ablauf dieses Jahres schrieb Christoph Schmid über diese Ereignisse am Drei-Königstage 1849 an Diepenbrock: „Es sind in dem verflossenen Jahre wohl wenige Tage vergangen, an denen ich nicht öfter Ihrer gedacht habe. Heute Morgen aber waren Sie mein erster Gedanke und es war mir nicht anders, als ginge mir ein heller Stern auf, der mir das heutige Fest, ihr Namensfest, ankündigte.

Ihnen meine innigsten Glück- und Segenswünsche ausführlich darzubringen, Sie meiner Ehrfurcht und Liebe zu versichern, wäre wohl überflüssig. Sie sind davon überzeugt!

O, wie oft war ich bei Ihnen im Geiste zu Breslau, auf Ihrem schönen Schlosse und — zu Frankfurt!! Wie bedauerte ich Ihr Uebelbefinden, das Ihnen nicht gestattete, nach Würzburg zu kommen! Wie oft erinnerten mich die Stürme der Zeit, denen alle Hochgestellte mehr als andere ausgesetzt sind, an Sie, der Sie ohnehin mit Geschäften und Arbeiten schwer überladen sind!

Seit ich Ihren schönen, inhaltreichen Brief aus

Schloß Johannesberg erhalten habe, ist Vieles über mich gekommen. In unsrer Stadt war und ist, Gott Lob, Alles ruhig. Allein der Tod des vertrautesten meiner Freunde dahier, meines Mitschülers und Collegas, des seligen, geliebten Eustach Rieger, geht mir noch immer sehr nahe und ich vermisse ihn, der mich alle Abend besucht hat, sehr, sehr hart. Meine liebe Schwester, welche viele Lasten, die sonst mich drücken würden, mir ab und auf sich nimmt, war lange Zeit bedenklich krank und erholte sich nur sehr langsam, aber, Gott Lob, vollkommen. Mein Bruder, quiesc. Rentmeister von Stadion, starb dahier, nachdem seine Frau kurz vorher gestorben war, unerwartet schnell, doch hatte er schon eine Zeit lang sehr abgenommen. Drei seiner Töchter traten in den Orden der armen Schulschwestern und wurden als Lehrerinen nach Nord-Amerika geschickt; sein Sohn August, der zu Rottenburg in einem schönen Wirkungskreise angestellt und sehr geachtet war, ging kürzlich dahin als Ordens-Beichtvater und Missionär. Was mich betrifft, so erfahre ich nun wohl auch die Wahrheit des Spruches: „Das Leben des Menschen währt siebzig, wenns hoch kommt achtzig Jahre und was darüber hinaus geht, ist Krankheit und Plage," doch kann ich Gott nicht genug danken, daß ich bei allen Mühen und Schmerzen nicht darniederliege.

Verzeihen Sie, daß ich so Vieles und von mir und meinem engen Kreise rede! Wenn ich in der

weiten Welt umher, auf das vergangene Jahr zurück und auf das künftige hinausblicke, so möchte ich von solchen Angelegenheiten mit Ihnen reden, um aus Ihrem Munde Beruhigung zu erhalten.

Unser einziger Trost ist, daß Gott noch lebt und regiert und auch das Schlimmste zum Besten zu leiten weiß, wie Er nach schweren Ungewittern die Sonne wieder scheinen und uns leichter athmen läßt. Ich werde diese bessern Zeiten nicht mehr erleben, aber mein herzlichster Wunsch ist, daß Sie Sich derselben noch recht lange erfreuen mögen! Meine Schwester empfiehlt sich Ihnen Ehrerbietigst. Mit inniger Ehrfurcht und Liebe

Ihr

Verehrer und Freund

Christoph v. Schmid.

Diepenbrock schrieb ihm von Breslau am 14. Januar 1849: „Verehrtester Freund! Eine große Freude machte mir schon der Anblick Ihrer werthen, noch so festen und sichern Handschrift auf dem heute erhaltenen, lieben Briefe, um wie vielmehr erst sein freundlicher Inhalt. Er beweist mir, daß unter dem Schneedruck des Alters und seinen begleitenden Uebeln Herz und Geist noch frisch und warm sind, und daß auch das Pflänzlein meines Andenkens in Ihnen noch grünt. Herzlichen Dank dafür und auch für das schöne Andenken an unsern dahingegangenen würdigen Eustachius, der nun schon hoch über den irdischen Stürmen

und Wettern, in denen er an seinem Theile treu mitgekämpft, an sicherer Stätte wohnt unter den Flügeln Dessen, zu Dem er so oft das Sursum corda gebetet. Wohl ihm! Ich möchte ihn darum beneiden, wenns gestattet wäre, anderes zu wünschen als des göttlichen Rathschlusses Erfüllung. — Doch liegt mir der Gedanke des Todes so nahe, da ja die Cholera gerade jetzt in unserer Stadt so fürchterlich wüthet und täglich Hunderte mit raschem Hyänengriffe dahinrafft; aber nein, ich nehme diesen Ausdruck zurück; der Würgengel des Herrn ist ja auch ein Engel, ein Bote Seiner Liebe, auch wenn sie zürnt. Ich fürchte ihn, Gott Lob, nicht; ich habe mein Haus bestellt, mein Testament gemacht und deponirt, — schon im November, als mir der Strang der Jakobiner vielleicht näher war, als jetzt die Cholera und so bin ich ruhig in der Hoffnung, daß das neue und ewige Testament auch für mich mitgemacht und blutig besiegelt ist.

Wohl habe ich im abgelaufenen Jahre schwere Tage durchgemacht; keine Stadt ist vielleicht von den Märzstürmen so aufgewühlt worden wie Breslau, keine Provinz so wie Schlesien. Daß es hier nicht zum furchtbaren, verwüstenden Kampfe gekommen ist, gleicht einem wahren Wunder; alle Elemente dazu waren stündlich vorhanden vom März bis zu Ende Novembers. Ich habe meine Pflicht gethan und sowohl gegen die revolutionäre Steuerverweigerung,

als jetzt wieder für die nahen Wahlen ein ernstes, bischöfliches Wort gesprochen und jemehr die Wühler darüber geflucht, desto mehr hat Gott es gesegnet. Von allen Seiten ward mir von Wohlgesinnten dankbare Anerkennung dafür; Offiziere lasen meine Hirtenworte den Soldaten in den Kasernen, protestantische Prediger sie ihren Gemeinden auf der Kanzel vor. Erst heute wieder gleichzeitig mit Ihrem Briefe schreibt mir dies mit rührendem Danke ein Landprediger Schulze aus Lochau bei Halle und entschuldigt sich im Eingange, daß der Brief eines evangelischen Landgeistlichen mich ja nicht unangenehm berühren möge. Ich antwortete ihm: „„wie kann dies der trauliche Händedruck eines Biedermannes?““ . . . Ich theile Ihnen dies im Vertrauen mit, theurer Freund, wahrlich nicht aus Ruhmredigkeit, sondern weil ich weiß, daß es Sie interessirt und freut.

Dafür fehlt es dann leider auch nicht an Sorgen und Kümmernissen aller Art zeitlich und geistlich. Meine schönen Wälder im Oesterreichischen wurden von gesetzlosen Horden verwüstet und jeden Tag Hunderte von Klaftern geraubt; alle Einkünfte dort stocken, während hier die Noth so entsetzlich ist, daß man nicht genug geben kann.

Unsere neue Verfassung macht auch viele Sorgen; die rein kirchliche Frage ist darin sehr befriedigend gelöst und uns alle Freiheit zugesichert, aber sie will erst aus den Händen der zähen Büreaukratie erkämpft

seyn; die Schulangelegenheiten dagegen, die hier bis jetzt so günstig standen, da die Schule in Schlesien vertragsmäßig als vorwiegend kirchliche Anstalt betrachtet ward, und mir der größte Einfluß darauf rechtlich zustand, — sind nach den modernen Emancipations-Ansichten geregelt und wie die Sache in praxi zu gestalten, daß die Kirche beim Dorfe d. h. ihr Einfluß in der Schule bleibe, ist noch nicht abzusehen. — Auch die Diöcesansynoden, die in Würzburg weislich beschlossen wurden, machen mir zwar keine Sorge, da mein Clerus sehr wohlgesinnt und mir persönlich sehr anhänglich und ergeben ist, — Gottlob, aber sie machen große Arbeit, da die Stoffe doch vorher vorbereitet werden müssen, und wir sind in dieser ungeheuern Diöcese (mit ihren 2 Nationalitäten und Sprachen mit dem österreichischen Antheile von circa 300,000 Seelen und dem märkisch-pommerischen Delegaturbezirke) schon mit den laufenden Geschäften so überladen, daß diese neue große Zuthat der allerwichtigsten Geschäfte und Arbeiten mich oft muthlos machen kann. Doch der Herr wird gnädig durchhelfen wie bisher. Daß ich aber Ihrer treuen Fürbitte mehr als je bedarf und daher auch dringend darum bitte, werden Sie verstehen.

Freund Zech erhält sich wacker und erfreut mich öfter mit seinen lieben Briefen. Ach, wie wenige sind noch übrig aus dem theuern Sailerschen Kreise! Bleiben Sie, Verehrter, noch recht lange unter uns und

Gott erhalte Ihnen Ihre liebe Schwester, die ich herzlich grüße und tröste Sie über die Verluste theurer Familienmitglieder! Vale, ama et ora, Ihr M."

Diesen trüben Tagen folgten im Jahre 1850 wieder freundliche. Se. Maj. König Max von Bayern verlieh Christoph Schmid das Commenthurkreuz vom heiligen Michael. Der König wollte bei einer Reise durch Augsburg dem verdienten Schriftsteller diese Auszeichnung selbst überreichen, Christoph Schmid war aber damals zu seinem großen Leidwesen nicht in Augsburg, sondern im Bade Wemding, das er, da dessen Heilquelle ihm zusagte und er in einem Tage von Augsburg aus dorthin kommen konnte, noch in seinem hohen Alter einige Sommer nach einander besuchte.

Schon früher hatte Christoph Schmid von der Karl-Ferdinands Universität zu Prag aus Veranlassung der fünfhundertjährigen Jubelfeier dieser berühmten Hochschule die Würde eines Doctors der Theologie erhalten. Das kalligraphisch sehr schön ausgestattete Diplom war gerade an dem Tage ausgestellt, an dem Christoph Schmid als neugeweihter Priester einst den Altar betreten hatte.

Endlich erlebte Christoph Schmid in diesem Jahre auch die Freude, daß sein ihm so theurer Freund Diepenbrock von Sr. Heiligkeit Pabst Pius IX. zum Cardinal erhoben wurde. Noch ehe er demselben Glück wünschen konnte, erhielt er in den letzten Tagen des

Jahres 1850 folgendes herzliche Schreiben von dem Cardinal: „Mein verehrter, alter Freund! Heute am heiligen Christtage, den Sie durch Ihre lieben Schriften für Tausende von Kindern schon von Thannhausen aus mit glänzenden Tannenbäumen aus der Fülle Ihres liebenden Herzens und Ihrer reichen Phantasie geschmückt haben und jährlich bis auf diese Stunde neu schmücken mit immer frischen Gaben, die Ihnen wie die Alpenrosen am Rande der Gletscher auch aus dem Schnee des Alters noch immer gleich duftig erwachsen, heute möchte ich mir selbst eine Christfest-Freude bescheeren, indem ich bei Ihnen anklopfe und mich traulich zu Ihnen in das stille Kämmerchen setze und ein Viertelstündchen mit Ihnen plaudere. Sind Sie ja nun, nachdem Freund Zech unserm guten Eustach auch schon in die Grube oder vielmehr in den seligen Frieden der Heimath gefolgt ist, der Einzige aus jenem seltenen Freundes-Kreise, in den ich vor 30 Jahren als Sailers Amanuensis einzutreten das Glück hatte, und in welchem ich so viele Tugend und Weisheit kennen gelernt! Zimmer, Weber, Gügler, Widmer, Eustach, Ruosch, Imhof, Zech, Seitz und wie sie alle heißen, deren Namen neben Sailer in das Buch des Lebens eingeschrieben sind, feiern das heutige Fest mit ihm im Himmel. Sie, theurer Greis, feiern es noch mit Ihrer lieben Kinderwelt hier auf Erden. Mögen Sie es noch oft hier feiern; denn sollten die Kleinen es ohne Sie be-

gehen, so wäre es ihnen ja durch eine schmerzliche Lücke verkümmert!

Und ich feiere es hier an der fernen Oder im rothen Purpurkleide, das mir der heilige Vater unlängst umgehangen all meines Widerstrebens ungeachtet, da ich der Ehren und der Lasten schon zu viele auf mir zu haben fühlte. Es half nichts; ich mußte, wie vor sechs Jahren bei der Annahme dieses Bisthums, mein Haupt in Gehorsam beugen; neben dem Vertrauen des h. Vaters sind es die vielfachen Beweise freundlicher Theilnahme und Anerkennung, die ich bei diesem Anlasse von allen Seiten erhalten habe und insbesondere die Freude meiner Diöcesanen, die sich in ihrem Bischofe geehrt fühlen, was mich selbst bei der Sache auch freuen mußte, die sonst auch ihre lästigen Seiten hat.

Ich war in voriger Woche in Berlin, um dem Könige in meiner neuen Würde meine Aufwartung zu machen. Wissen Sie, wer mich dort lebhaft an Sie erinnerte? Es war mein Tischnachbar an der königl. Tafel, Alexander von Humboldt, der ungefähr gleichen Alters mit Ihnen, zweiundachtzigjährig, seine geistige Kraft und Lebendigkeit in einem seltenen Grade bewahrt hat. Sein Gedächtniß ist noch jugendlich frisch und sein seltner Schatz von Kenntnissen aller Art liegt so klar vor seinem innern Blicke ausgebreitet, daß er auf jede wissenschaftliche Frage, zumal aus dem unermeßlichen Gebiete der Naturkunde, die

bestimmteste Antwort, über jedes dahin einschlägige Problem in der gewähltesten und klarsten Sprache Aufschluß zu geben weiß. Seine Werke schreibt er in der Nacht; ich fand ihn seit fünf Jahren ganz unverändert und sein klarer Blick unter dem schneeweißen Haar erinnerte mich lebhaft an Sie.

Und nun, verehrter Freund, will ich Sie auch nicht länger belästigen. Auch mit dem Antwortschreiben möchte ich Sie nicht plagen, falls es Ihnen lästig wird. Lassen Sie mir durch irgend einen Freund einmal gelegentlich melden, wie es Ihnen geht und daß Sie meiner fürbittend gedenken. Das genügt mir. Gott segne Sie mit der Fülle Seines Friedens und heiliger Freude! Mit herzlicher Verehrung

Ihr

ergebenster Freund

Melchior. C. u. F. B.

Breslau, am h. Christfeste 1850.

Christoph Schmid antwortete:

Euer Eminenz!

Hochwürdigster Cardinal-Fürstbischof!

Verehrungswürdigster Freund!

Welche unbeschreibliche Freude Ihr so gütiges, höchst liebevolles Schreiben mir gebracht hat, mit Worten auszudrücken, würde ich mich vergebens bemühen.

Ich wollte unter so vielen hohen Glückwünschenden

mich nicht vordrängen; ich dachte, meine herzlichsten Glückwünsche etwas später darzubringen. Da erhielt ich höchst unerwartet Ihren Brief. Schon über den Anblick Ihrer Adresse von Ihrer lieben verehrten Hand war ich entzückt. Aber erst der Inhalt der Zeilen! Am h. Weihnachtsfeste dachten Sie nicht nur meiner, sondern schrieben sogar — und wie liebevoll an mich!

Ihr Schreiben erneuerte mir jene seligen Stunden, die ich zu Regensburg auf Ihrem Zimmer in Sailers Wohnung zugebracht habe, wo Sie eben mit Uebersetzungen aus Calderon beschäftigt waren, die ich mit Freude las. Es war damals schon der Antrag, Sie sollten Domherr werden. Sie zeigten aber ganz und gar keine Neigung dazu. Sie waren entschlossen, in Ihr Vaterland zurückzukehren. Wer von uns beiden hätte damals gedacht, daß Sie Fürstbischof, ja sogar mit dem Purpur bekleidet würden! Das ist von Gott! Gott, der Sie zu so hohen Würden erhob, wird Ihnen auch Kraft geben, diese Bürden zu tragen. Das ist auch mein tägliches Gebet! Ihre Predigt am Sylvester-Abend zu Regensburg habe ich am Neujahrsabend wieder gelesen. Nachdrücklicher, gründlicher und geistreicher könnte es nicht dargestellt werden, daß der Mensch nicht in den Gütern, Lüsten und Ehren der Welt, sondern nur in Gott Ruhe und Seligkeit finden könne.

Auch Sailers Predigt am letzten Abende des Jah=

res 1786 habe ich wieder gelesen. Ich muß Ihnen da doch eine Anekdote erzählen, die Ihnen vielleicht noch unbekannt ist, Ihnen aber gewiß interessant seyn wird.“ Hier erzählt Christoph Schmid die Veranlassung, wie diese Rede Sailers entstanden ist; er führt sie im 2. Bändchen seiner Erinnerungen S. 99 an. Dann fährt er fort: „Was nun mich betrifft, so kann ich Gott nicht genug danken, daß Er mich noch so bei Kräften erhielt. Meine Augen sind noch so helle, daß ich den kleinsten Druck ohne Augenglas bei Licht lesen kann. Auch mein Gedächtniß ist an Alles aus früherer Jugend sehr getreu; was aber die jüngste Vergangenheit betrifft, so ist es etwas träge. Doch nach einiger Zeit wird mir auch Dieses klar. Meine Nerven gleichen den Saiten einer Harfe, die bei nasser Witterung schlaff sind, doch bei besserer Witterung werden sie straff.

Eine sehr große Wohlthat hat mir der gute Gott erwiesen, daß er meine liebe Schwester zu mir geführt hat. Sie besorgt mir nicht nur meinen Briefwechsel mit meinen vielen Verwandten, meine Einnahmen und Ausgaben sehr getreu, sondern weiß auch meine Manuscripte der vielen Verkürzungen &c. ungeachtet sehr richtig für den Druck abzuschreiben. Sie empfiehlt sich Ihnen ehrfurchtsvollst. Doch nun genug von mir alten Eremiten, den sein Alter und schlechte Witterung seit einiger Zeit in seine Zelle einschließen.

Von dem Ehrentage des Cardinal-Erzbischofes v. Geißel, in dessen Umgange ich mich ehemals dahier manche Stunde erfreute, ist mir ein gedruckter Bericht durch dritte Hand zugegangen. Von der Feierlichkeit in Breslau ist gewiß ein ähnlicher Bericht im Drucke erschienen. Dürfte ich bitten, mir denselben gütigst senden zu lassen? Mit tiefer Ehrfurcht und inniger Liebe Ihr alter Verehrer und Freund Christoph von Schmid."

Der Cardinal schickte Christoph Schmid die erbetene Festbeschreibung zu und am 26. Januar 1851 folgendes Schreiben: „Verehrter Freund! Daß ich Ihr liebes Schreiben vom 6. d. richtig erhalten habe, wird Ihnen die Sendung der gewünschten Festbeschreibung unter Kreuzband bewiesen haben. Möge auch Ihre theilnahmvolle Wißbegier dadurch befriedigt worden seyn! Etwas, das sich daran knüpft und Sie freuen wird, muß ich Ihnen doch im Vertrauen mittheilen. Am 9. Oktober v. J. schrieb mir König Ludwig zu meiner freudigen Ueberraschung folgenden Brief: (folgt der Brief des Königs in Abschrift, vergl. 2. Bändchen der Erinnerungen S. 196). Der Cardinal fährt fort: „dieser Brief hat mich tief erfreut; ich habe dem König darauf geantwortet: ich betrachtete mich als Sailers Ehren- und Stellvertreter: die Anerkennung und Auszeichnung, die er, der Meister, verdient und nicht erhalten, müsse ich nun an seiner Stelle, wie unwürdig auch, für ihn

tragen, als sein Schleppträger gleichsam, er sey hinübergegangen und den Saum seines Ehrenkleides trüge ich ihm jetzt nach; hoffentlich werde es mir zu Theil werden, ihm auch wie der Schleppträger dem Bischof ins Allerheiligste nachzufolgen u. s. w.

Die Predigt-Anekdote, die Sie mir erzählten, hat mich sehr gefreut; ich kannte sie noch nicht und habe in „Sailers Predigten bei verschiedenen Anlässen" die schöne Sylvester-Predigt gleich nachgelesen und mich daran erbaut. Ich danke Ihnen für die Mittheilungen. — Und nun Gott befohlen! Bleiben Sie gesund und jung und setzen Sie sich in kräftigen Besitz des neuen Halbjahrhunderts. An Ihre gute Schwester meinen freundlichen Gruß! Ihrem frommen Andenken empfiehlt sich herzlich

Ihr
aufrichtiger Freund M."

Christoph Schmid antwortete:

Euer Eminenz!
Hochwürdigster Cardinal-Fürst-Bischof!
Ehrfurchtswürdiger Freund!

Seit dem Empfange Ihres mir höchst erfreulichen, inhaltreichen Schreibens war ich im Geiste stets in Breslau. Ihre Güte hat mich in den Stand gesetzt, die Feierlichkeiten Ihrer Erhebung zur Cardinalswürde noch einmal mitzufeiern. Allein beständig wartete ich auf einen leidensfreien Tag, Ihnen recht aus-

führlich zu schreiben. Mein Gesundheitszustand bei der schlechten Witterung und meinem Alter ließ mich vergebens warten. Ich hoffte auf den Mai; allein in diesem Jahre war der Wonnemonat kalt, naß und schauerlich. Kein mildes, freundliches Lüftchen wehte uns an. So ging es vom ersten bis heute zum letzten Monatstage. Nur an einem einzigen Tage war der Himmel ganz heiter und ohne Wolken. Ich dachte, nun wieder neu aufzuleben; allein noch in der Nacht stellte sich heftiger Regen ein. Doch will ich es versuchen, über Ihr liebes Schreiben, das ich seitdem oft gelesen habe, einige Worte vorzubringen. Ihr Hirtenbrief, am Tage Ihrer Erhebung geschrieben, hat mich innigst ergriffen. Wie schön wußten Sie die Ihnen vom heiligen Vater ertheilte Auszeichnung Ihrer Heerde zuzuschreiben! Dieser Hirtenbrief wird für künftige Zeiten ein merkwürdiges, kirchenhistorisches Denkmal bleiben. Man erstaunt, welch' mächtige Wirkungen unsere heilige katholische Religion, wo sie geübt wird, auf die Völker hervorbringen könne. Ich habe dieses herrliche Sendschreiben dem Redakteur des hiesigen Sonntagblattes, das im Verlage der Augsburger Postzeitung erscheint, mitgetheilt, und er rückte es mit Freuden ein. Auf alle, mit denen ich sprach, machte es tiefen Eindruck. Erst vor ein paar Tagen hat mir unser sehr würdiger, neuer Domherr Gratz, vorhin Professor der Theologie in Dillingen, gesagt: „„Dieser Hirtenbrief ist in

jeder Hinsicht ein bewundernswerthes Meisterstück.""
Das Schreiben von König Ludwig an Sie, in welchem Höchstderselbe Ihnen zur Kardinalswürde alsobald und ehe, nach erhaltener Nachricht, eine Viertelstunde vergangen war, Glück wünschte, hat auch mich tief erfreut. Besonders freute mich Seine darin ausgedrückte Verehrung für Sailer, den mißkannten wahrhaft großen Mann, dem ich unendlich viel zu danken habe. Es macht dem Könige so viel Ehre als Ihnen. Was Sie in Ihrer Antwort von Sailer sagten, hat mich innig gerührt.

Auch ich erhielt ein Schreiben von Sr. Majestät König Max. Er wollte mir dahier Höchsteigenhändig die mir gnädigst zugedachte Auszeichnung des Commenthurkreuzes vom h. Michael ertheilen. Unglücklicher Weise befand ich mich aber eben nicht in Augsburg, es wurde mir daher von dem Hrn. Regierungspräsidenten Freiherrn von Welden überreicht. Ich bezeugte Sr. Majestät meinen ehrfurchtsvollsten Dank schriftlich und erhielt folgende Antwort:

Lieber Herr Domkapitular von Schmid!

Mit großem Vergnügen las Ich Ihr Schreiben vom 17. dieses, da Ich aus selbem ersah, wie sehr Sie die jüngste Auszeichnung erfreute, die Ich so gerne Ihrem Verdienste gezollt. Auch Sie haben Mir in jener Zeit Meiner Jugend, wo Ich Ihre schönen Erzählungen gelesen, viele angenehme Stun-

den bereitet. Mit freudiger Empfindung gedenke Ich dessen. Dankend für Ihren wiederholten Ausdruck „Ihrer treuesten Liebe und Anhänglichkeit," wünsche Ich, daß die göttliche Vorsehung Sie noch lange hin mit einem recht gesegneten, heitern Alter beglücke und verbleibe mit stets gnädigen Gesinnungen

Ihr

wohlgewogener König

Max.

München, den 24. Oktober 1850.

„Die unterstrichenen Zeilen hat König Max höchstselbst unterzogen. Diese huldreichsten Zeilen freuten mich so sehr als die Dekoration und gibt ihr, wiewohl sie meine geringen Verdienste weit übersteigt, einen noch höhern Werth."

Diepenbrock an Christoph Schmid:

Breslau, Pfingstabend 1851.

Hochwürdiger, Verehrter Freund!

Ihr lieber Brief, im Mai begonnen und im Juni vollendet, ist mir gestern als eine erfreuliche Pfingstgabe zugekommen und ich will nicht säumen, Ihnen für seinen interessanten, freundlichen Inhalt herzlich zu danken.

Die schöne, reine, feste, jugendliche Handschrift, vor der die meinige sich beschämt verkriechen muß, ist mir ein lieber Beweis, daß Ihr Auge und Ihre Hand — der Inhalt zeugt ebenso für Geist und Herz — ihre Dienste noch nicht versagen, und noch

lebensfrisch die 81 Jahre auf den Kopf stellen d. h. als 18 erscheinen lassen. Möge sich dieses Kunststück auch in die Neunzig fortsetzen! Wäre der Weg zu mir nicht gar zu weit, ich würde wagen, Sie zu einem Besuche bei mir, auf meinem Johannesberger Tuskulum einzuladen, wo es Ihnen gewiß gefallen und Ihnen beim Rundblick von der Terrasse des Schlosses nicht einfallen würde, daß Sie um 80 Meilen nordöstlich und an den Rand der großen polnisch-russischen Ebene gerückt seyen. Reifen mir doch an dieser Terrasse die schönsten Trauben! Diese Traube aber, nämlich die Freude, Sie dort bei mir zu sehen, wird mir leider wohl nicht reifen!

Zu dem sehr freundlichen, das Herz des Königs ehrenden Briefe und dem Commenthur-Kreuze wünsche ich herzlich Glück und freue mich, daß ich auf solche Weise nicht der alleinige Ehrenschleppträger unsers lieben Vaters Sailers bin, (wie ich in meinem letzten Briefe erwähnte) sondern an Ihnen einen so würdigen Genossen in diesem Geschäfte habe. Halten Sie mich nur auch fest an der Hand, wenn es einmal den Salto mortale gilt, damit ich mit Ihnen festen Boden jenseits erreiche und nicht ins Vacuum falle, wo Heulen und Zähneklappern ist! Ich verlasse mich recht auf Ihre Unterstützung.

Zu dem Prager Doctordiplom, das Ihnen, wie ich erfahren, die Prager theol. Fakultät ertheilt hat, wünsche ich Ihnen um so herzlicher Glück, als ich

Sie in dieser Würde als einen speciellen Collegen begrüßen darf; denn auch mir hat die Prager theologische Fakultät vor einem Jahre das Ehrendiplom überraschend zugeschickt; da finden wir uns also an Sailers Schleppe wieder recht nahe zusammen! Und nun, Gott befohlen, theurer Freund! Möge die in unsern Herzen aufs neue ausgegossene Liebe des heil. Geistes uns innig verbunden halten in Theilnahme und Fürbitte, bis wir uns einmal wieder sehen hier oder drüben in der Heimath! Mit herzlichster Verehrung und Ergebenheit

Ihr alter Freund

Melchior C. u. F. B.

Christoph Schmid hatte inzwischen die Geschichte seiner Apostel Deutschlands vollendet, auch einzelne kleinere Erzählungen dem Drucke übergeben. Er sandte diese Schriften an Diepenbrock und schrieb ihm unterm 17. November 1851 dazu: „Heute vor 100 Jahren am 17. November 1751 wurde Sailer geboren. Ich weiß diesen Festtag des Herzens nicht schöner zu feiern, als daß ich mir die Freude mache, an Sie zu schreiben. Sie wußten diesen wahrhaft großen Mann zu würdigen, wie sonst vielleicht keiner.... (Hier folgen einige Erzählungen aus Sailers Leben und aus dem Umgange Christoph Schmids mit ihm, welche in das zweite Bändchen der Erinnerungen aufgenommen sind.) „Ich habe wirklich angefangen,

fährt Christoph Schmid fort, „Erinnerungen aus meinem Leben zu schreiben, wobei ich vorzüglich Sailers Wirksamkeit im Auge habe. Seine Erscheinung war mir eine aufgehende Frühlingssonne, die Alles neu belebt. Niemand aber weiß mehr als Augen- und Ohrenzeuge davon zu erzählen, denn alle meine Mitschüler, die damals mit mir in Dillingen Theologie gehört haben, sind gestorben. Ich werde daher diese Erinnerungen von heute an wieder vornehmen und zu vollenden suchen.

Ihrer, verehrter Freund, gedenke ich wohl alle Tage. Auch werde ich oft an Sie erinnert. Die Nachricht hat mich hocherfreut, daß der Mäßigkeits-Verein in Schlesien durch Ihre Bemühungen vom heiligen Vater zu einer Bruderschaft erhoben worden und so um so wohlthätiger, da er die kirchliche Weihe erhielt, nun ins menschliche Leben einwirkt. Ebenso sehr freute mich die Nachricht von dem Melchiorsfond. Wo die herrlichen Worte des Bischofs von solchen Thaten begleitet werden, da müssen sie um so tiefer eindringen und Ihm alle Herzen gewinnen, und die reichlichsten Früchte für Zeit und Ewigkeit bringen.

Hie und da treffe ich zu meiner Freude mit Ihnen ganz unerwartet zusammen. So ist in The Metropolitan Catholic Almanac Baltimore 1850 eine in das Englische übersetzte Erzählung, die Sie aus dem Flämmischen in das Deutsche übersetzt haben, angezeigt. Die sehr rühmliche Anzeige schließt mit den

Worten: We know nothing of the sort to be preferred to the moral tales of Canon von Schmid and Hendrik Conscience.

Ihren geistreichen, liebevollen Brief vom heiligen Pfingstabende d. J. habe ich seither oft gelesen. Sie nennen sich darin Sailers Ehrenschleppträger und mich in diesem Geschäfte Ihren würdigen Genossen. Allein diesem würdig kann ich nicht beistimmen. Ach, wenn ich bedenke, wie unaussprechlich viel Sailer an mir gethan hat, und wie wenig ich geleistet habe, so fühle ich mich tief beschämt. Um den Bischöflichen Segen bittend verbleibe ich mit innigster Ehrfurcht und Liebe

Ihr

Freund Christoph Schmid.

Nachschrift. Meine letzten Kleinigkeiten, die Sie noch nicht alle haben werden, nehme ich mir die Freiheit beizulegen.

Diepenbrock an Christoph Schmid:

Verehrtester Freund!

Eine angenehmere Ueberraschung konnte mir nicht leicht werden, als die gestern Abends durch Ihre freundliche Sendung schöner Bücher und Ihre beigelegten lieben Zeilen. So lieb mir Ihre Erzählungen sind und so sehr ich mich mit der ganzen guten Kinderwelt über jede neue freue, die aus Ihrer Feder fließt,

so sind mir doch Ihre lieben Zeilen noch lieber, die in Ihrer reinen, schönen, festen Handschrift Ihre unverwelkliche jugendliche Geistesfrische so schön abspiegeln und dabei für mich apart so allerliebste Erzählungen enthalten, nicht bloß aus Ihrer gemüthvollen Phantasie, sondern aus Ihrem wirklichen Leben und aus dem Leben Sailers. Darum hat es mich unaussprechlich gefreut, daß Sie, meinem schon früher ausgedrückten Wunsche gemäß, Sich nun daran gemacht haben, diese Erlebnisse und schönen Erinnerungen aufzuzeichnen. Fahren Sie, ich bitte Sie, theurer Freund, doch ja recht fleißig fort, und beschränken Sie sich nicht bloß auf Saileriana, die allerdings köstliche Reliquien sind, sondern geben Sie auch den propriis Schmidianis Raum; erzählen Sie recht viel von Sich und Ihrer göttlichen Führung und ich bin überzeugt, daß die Millionen großer und kleiner guter Kinder, zu denen ich mich selbst gerne mitzählen möchte, wenn es nicht Anmaßung wäre, das von dem Verfasser der Ostereier ihrem gemeinsamen alten Freunde Erlebte noch begieriger lesen werden, als das von Ihm blos Erzählte.

Also: ich lasse mir im Geiste einen treuen Handschlag von Ihnen darauf geben, daß Sie dies mein Begehren getreulich und gewissenhaft erfüllen werden! Topp! Es gilt!

Das kleine Taschenkalenderchen, welches Sie mir gesendet, macht mir besondere Freude; ich werde es

das kommende Jahr stets bei mir führen, täglich gebrauchen und jedesmal dabei an den lieben, freundlichen Geber denken und ihm einen guten Tag wünschen. Möchte nur in diesem verhängnißvollen Jahre 1852 kein dies nefastus darin zu verzeichnen kommen! In meinem Ihnen gestern unter Kreuzband zugesandten Hirtenbriefe habe ich meine Besorgnisse darüber offen ausgesprochen und die nöthigen Warnungen und Mahnungen in bündiger Kürze daran geknüpft. Gott gebe dem Worte seinen Segen! —

Ich habe Sie schon einmal fragen wollen, ob Sie die Schriften von Meinhold, die Bernstein-Hexe, die Kloster-Hexe gelesen? Der Verfasser, ein bedeutendes Talent, jedoch ein wenig zu viel Höllenbreugel, hat sich schon vor längerer Zeit mit mir in Correspondenz gesetzt; er hat seine protestantische Pfarre in Pommern aufgegeben und lebt jetzt privatim von einer kleinen Pension in Charlottenburg, literarisch beschäftigt. Er ist noch Protestant, katholisirt aber entschieden und sein Sohn, der katholisch geworden, studirt hier katholische Theologie.

Daß man in Amerika über Ihre und Consciences Schriften so günstig urtheilt, mildert etwas meinen Zorn über die festliche Aufnahme, die man eben jetzt dort dem Verräther Kossuth bereitet.

Da der Melchior-Fond Sie gefreut hat, so wird es Sie als Schulfreund auch freuen, daß ich denselben noch mit 10,000 fl. vermehrt habe, deren Zinsen

den armen Lehrern meines Patronats im Fürstenthum Neiße zu gut kommen sollen.

Und nun schließe ich diese Zeilen mit den herzlichsten Grüßen und Segenswünschen, Ihrem frommen Memento und Ihrer fortdauernden Liebe mit treuer Ergebenheit mich empfehlend

Melchior.

Breslau, 25. November 1851.

Unterm 10. Januar 1852 schrieb Diepenbrock abermals an Christoph Schmid:

Theurer Freund!

Seit ich Ihnen das letztemal schrieb, bin ich ernstlich krank geworden. Es befiel mich nämlich plötzlich, während ich mich mit dem Herrn Nuntius von Wien (der auf der Rückkehr von Freiburg bei mir eingekehrt war) traulich plauderte, eine zweimalige so heftige Hämorrhagie, daß ich ohnmächtig ward und so entkräftet, daß ich jetzt nach fast vier Wochen noch immer die verlornen Kräfte nicht ganz wieder gewonnen habe. In den ersten Wochen mußte ich Abstinenz von allen Geschäften halten und da habe ich denn diese Muse benutzt, um nach alter Weise mich ein wenig mit Poetasterei zu erheitern, zumal Buchhändler Seidel in Sulzbach mir kurz vorher geschrieben hatte, er wünsche eine neue Ausgabe des vergriffenen Blumenstraußes zu besorgen.

Da die erste Ausgabe Sailer gewidmet war, so will ich auch die zweite seinem Andenken wieder widmen und habe dazu die zwei Sonette *) gemacht, die ich Ihnen hierbei in der Voraussetzung vertraulich mittheile, daß sie Ihnen Freude machen. Es ist darin der Gedanke ausgedrückt, den ich Ihnen schon einmal aus meiner tiefsten Empfindung aussprach. Ich habe aber auch diesen Anlaß benützen zu sollen geglaubt, um mein persönliches Zeugniß über Sailers Persönlichkeit, ohne welches ich nicht aus der Welt gehen möchte, vor der Welt niederzulegen, d. h. in schlichter Prosa eine kurze Skizze des Charakterbildes des Mannes, wie es sich mir in vieljährigem, vertrautem Umgange eingeprägt. Ich hoffe dadurch der Nachwelt, wenn sie je diese Blätter liest, die richtige Würdigung des edelsten Mannes erleichtert zu haben, jedenfalls habe ich eine persönliche Schuld der Dankbarkeit gelöst. Ich theile Ihnen dies auch deshalb mit, verehrter Freund, um Sie in dem schönen Vorsatze, den Sie mir in Ihrem letzten Briefe geäußert, zu bestärken und zu ermuntern, nämlich Ihre Erinnerungen an Sailer getreulich aufzuzeichnen und der Welt mitzutheilen. Es wird dieser Beitrag zu seiner Biographie gewiß noch viel werthvoller als der meinige seyn, und eben deshalb möchte ich ihn vor Allem

*) Zweites Bändchen Erinnerungen S. 196 und Geistl. Blumenstrauß 1852 bei Seidel in Sulzbach.

gesichert wissen. Ich glaube auch, daß die Guten aller Zeiten aus dem Leben der vorangegangenen Guten stets das Meiste und Beste gelernt haben. Nun Gott befohlen! Bleiben Sie jung und frisch auch 1852.

Ihr

M.

Christoph Schmid schrieb an Diepenbrock:

Ihr gütiges, liebevolles Schreiben hat mich tief ergriffen, und sehr entgegengesetzte Empfindungen in mir hervorgerufen.

Die Nachricht von dem zweimaligen Krankheitsanfalle, der Sie traf, hat mich mächtig erschreckt und erschüttert und ich flehte inbrünstig zu Gott, Er wolle Sie unserer Kirche zum Heile Vieler noch erhalten; ad multos annos!

Die Nachricht, daß die verlornen Kräfte wiederkehren, beruhigt mich wieder und ich dankte von ganzem Herzen Gott und bat Ihn eben so herzlich, Er wolle Sie bald ganz und vollkommen wieder herstellen. Nur bitte ich, Sie wollen sich nicht zu bald wieder in Ihre schweren Geschäfte hineinwerfen. Einige Zeit weniger zu thun, um in der Folge mehr thun zu können, ist ein bewährter Grundsatz.

Die zwei Sonette, die Sie der neuen Auflage Ihres herrlich duftenden Blumenstraußes vorzusetzen gedenken, habe ich mehrmal gelesen und ward davon zu Thränen gerührt. Der Inhalt, diese Anerkennung

der Verdienste Sailers und Ihre demuthsvolle Verehrung gegen Ihn hat mich ganz hingerissen. Ebenso fand ich die Form ganz unübertrefflich.

Auf das Charakterbild Sailers, das Sie nach vieljährigem Umgange zu zeichnen gedenken, freue ich mich innig. Beide — Gedicht und Prosa werden ein Wort zur rechten Zeit seyn; denn immer gibt es nicht Wenige, die Sailers hohe Verdienste noch nicht zu würdigen wissen. Ein Wort aus dem Munde eines so Hochgestellten, mit Kraft gesprochen, dürfte sie auf andere Ansichten bringen.

Ihr voriges und auch Ihr gegenwärtiges höchst verehrliches Schreiben haben mir einen neuen Anlaß gegeben, meine angefangenen Erinnerungen zu vollenden. In diesem Jahre ist freilich noch wenig geschehen. Unzählige Besuche und Zuschriften, auch Unwohlsein und Gebrechen des Alters, machten es mir unmöglich. Von nun an sollen sie aber meine erste Arbeit seyn. Der gütige Gott wolle mir altem Manne die Gnade verleihen, in den tiefen Hintergrund der Zeit, wie Shakspeare sagt, zu blicken oder vielmehr mich ganz in die glücklichsten Jahre meiner Jugend als Sailers Schüler zurückzudenken und so Vieles, das in der Gegenwart beunruhigt, zu vergessen.

Ihre Predigt am Sylvesterabend 1836 habe ich auch in diesem Jahre zu meiner innigsten Erbauung wieder gelesen. Ich halte es nicht für möglich, gründlicher und kraftvoller darzustellen, worin der Mensch

seine wahre Glückseligkeit nicht und worin er sie einzig finden könne.

Wie das Dreikönigsfest, so wird auch das Johannesfest, das ich in meinem Kalenderchen roth unterstrichen habe, von nun an mir ein zweifaches Fest seyn, weil an diesem Tage Bischof Sailer Sie zum Priester geweiht hat. Möchten diese Feste noch recht oft für Sie wiederkehren, das wünscht, darum betet

Ihr

Freund

Christoph v. Schmid.

Diepenbrock an Christoph Schmid:

Breslau, den 20. Jänner 1852. Abends.

Hochwürdiger, theurer Freund!

Da ich mich in der Arbeit noch schonen soll, so benütze ich diese Abendstunde, um Ihnen zu sagen, wie sehr Ihr lieber Brief mich erfreut hat. Je älter man wird, desto mehr fühlt man den Werth alter Freundschaft wie alten Weines und Ihr Gewächs ist vom besten Gelände und bestem Jahrgange.

Daß Sie das Dreikönigs- und Johannesfest mit mir ihm Geiste hier gefeiert haben, lohne Ihnen Gott! Es treffen in den Anfang des Jahres die bedeutungsvollsten Tage für mich zusammen, denn der 15. war auch mein Wahltag hier.

Daß Sie mit der Widmung an Sailer zufrieden sind, freut mich ungemein; möchten Sie es mit der

kurzen Charakterskizze ebenso seyn! Ich besorge aber, Sie werden nicht befriedigt seyn. Sailer war schon in seinen körperlichen Gesichtszügen so schwer zu treffen, daß keines seiner Porträits befriedigt; wie viel schwerer ists, der edeln Seele Bild zu treffen, wovon jenes nur „der Schatten und Schein". Viel besser wars, Wittman ähnlich zu zeichnen. Auch mit diesem trefflichen Manne habe ich mich noch einmal beschäftigt. Ich habe in den Blumenstrauß das Jubellied aufgenommen, das ich 1831 auf ihn machte und das Sie kennen. Daran knüpfte ich folgenden Nachruf von 1852*)

Daß Das wahre, tiefe Empfindung ist, brauche ich Ihnen nicht zu versichern.

Es macht mich glücklich, daß ich Sie zu dem Entschlusse fleißiger Aufzeichnung alter, schöner Erinnerungen angeeifert; so habe ich wenigstens einen entfernten Antheil, an der Freude und dem Segen, den diese Erinnerungen seiner Zeit Tausenden bringen werden, auch dann noch, wenn wir längst dahingegangen sind.

Meine Gesundheit stellt sich allmählig wieder her; zur vollen Erkräftigung bin ich aber noch immer nicht gelangt; im Winter, in der Stubenluft und bei einem fortwährenden Gedränge von Sorgen und Geschäften geht das recht langsam. Die Wohlthat der Homöopathie habe ich aber auch in dieser Krankheit wieder

*) S. Diepenbrocks Geistl. Blumenstrauß 2. Auflage.

recht empfunden. Ich weiß nicht, ob Sie Vertrauen zu dieser Heilart haben. Mir hat sie sich aus vieljähriger trostloser Erfahrung der Allopathie und den merkwürdigsten Erfolgen dieser immaterielleren Heilmittel sich aufgedrungen und ich befinde mich wohl dabei.

Und nun Gott befohlen, theurer, ehrwürdiger Freund; Gott erhalte Sie frisch und munter ohne Allo- und Homöopathie; das ist das Allerbeste.

Und bezüglich der Aufzeichnungen bitte, beschwöre ich: nulladies sine linea! Ihrem liebenden Andenken mich empfehlend von ganzem Herzen

Der Ihrige M.

Kurze Zeit nach diesem Schreiben erhielt Christoph Schmid von der Seidel'schen Buchhandlung in Sulzbach die neue Ausgabe des Geistlichen Blumenstraußes.

Christoph Schmid schrieb hierauf an Diepenbrock:

Euer Eminenz!

Mein herzlichster Wunsch, mein innigstes Gebet ist, daß diese Zeilen Sie von Ihrer Krankheit wieder hergestellt finden möchten! Seit Gott Sie mit diesem Leiden heimgesucht hat, bin ich im Geiste beständig bei Ihnen und bete täglich ja wohl stündlich um Ihre Genesung. Morgens ist diese auch mein erster Gedanke. Da in Ihrer ganzen, großen Diöcese Unzählige inbrünstig für Sie beten, so hoffe ich getrost,

der gütige Gott werde ein so vereintes Flehen nicht unerhört lassen.

Meine versprochenen Erinnerungen an Sailer sende ich Ihnen hiemit. Es währte länger, als ich dachte, bis ich damit fertig wurde, sonst würde ich Ihnen früher geschrieben haben. Ich wollte anfangs bloß in den Erinnerungen aus meinem Leben von Sailer erzählen. Allein der Stoff wuchs mir unter der Hand so, daß diese Nachrichten von Sailer wegen großen Umfangs noch mehr wegen Wichtigkeit des Inhalts füglich ein abgesondertes Bändchen ausmachen müssen. Wenn ich gleich anfangs bloß Sailers Biographie hätte schreiben wollen, so hätte ich sie allerdings anders behandelt; so wie sie jetzt ist, ward sie in der Erzählungsart der Erinnerungen aus meinem Leben verfaßt. Dies könnte übrigens in der Vorrede bemerkt werden.

Was Ihnen nicht zusagt, wollen Sie durchstreichen und ich werde es weglassen. Was Ungleichheit der Rechtschreibung, Schreibfehler, Unvollkommenheit des Ausdrucks betrifft, so brauchen Sie nicht darauf zu achten; ich werde diese, ehe ich das Büchlein in die Presse gebe, bei der Correctur verbessern.

Für den herrlich duftenden geistlichen Blumenstrauß, den Sie mir gütevoll senden ließen, danke ich Ihnen herzlich. Er hat mich sehr erquickt. Die demselben vorgesetzte Charakteristik Sailers hat Dr. Passavant, den ich in Frankfurt kennen und schätzen lernte, mit

Einem Worte ganz vortrefflich bezeichnet: „Ein Seelen-Daguerreotyp."

Indem ich, so wie meine Schwester, Gott um Ihre baldige Wiederherstellung bitte, verbleibe ich voll Ehrfurcht und Liebe ganz der

Ihrige
Christoph von Schmid.

Diepenbrock an Christoph Schmid:

Verehrter Freund!

Ich schreibe Ihnen durch die Hand meiner Nichte und Pflegerin der Frau Ober-Regierungsräthin von Woringen. Ihr liebes Schreiben mit dem Manuscript habe ich seiner Zeit erhalten, habe Letzteres mit dem größten Interesse in guten Stunden mir vorlesen lassen, Ihr seltenes Gedächtniß dabei höchlich bewundernd. Ich danke Ihnen für den hohen Genuß, den Sie mir dadurch gemacht. Ich leide noch immer sehr an einer chronischen Entzündung der Gedärm-Schleimhäute, einer schrecklichen, mir bis dahin ganz unbekannten Krankheit. Die Aerzte geben Hoffnung, aber es geht sehr, sehr langsam und den Winter muß ich schon hier zubringen, da ich das Bett nicht verlassen kann.

Beten Sie für mich um Geduld!"

Der Cardinal schrieb selbst noch folgende Zeilen mit zitternder Hand an das Ende des Briefes: „Vergebung noch wegen der Zögerung; ich hoffte von Tag

zu Tag vergeblich auf Besserung. Ich theile Ihnen hier noch gegen Rücksendung ein Stück aus einem gestern erhaltenen Brief der Frau Geheimräthin von Tiedemann, einer alten Freundin und Verehrerin Sailers mit. Die Processionsschilderung mit dem Eindrucke von Sailers Persönlichkeit können Sie vielleicht in einer Note benützen. Denn das Zeugniß ist von Wichtigkeit. Eine neue Ausgabe meiner Skizze ließe zu lange auf sich warten. Ich kann nicht weiter schreiben, — Gott mit Ihnen und Ihrem Melchior.

Johannesberg in österr. Schlesien, den 16. Oktober 1852."

Der Briefwechsel beider Freunde wurde nun eine Zeitlang unterbrochen, denn auch Christoph Schmid erkrankte im Winter 1852—53 gefährlich. Gott schenkte ihn seinen Freunden und den Seinigen wieder, doch blieb er von dieser Zeit an sehr hinfällig. Seine Kränklichkeit erlaubte ihm nicht mehr, in die Kirche zu gehen; in den geistlichen Rath kam er schon längere Zeit nicht mehr, doch nahm er stets großen Antheil an den Verhandlungen und freute sich, wenn man ihm davon erzählte und bedauerte, daß sein Alter und seine Gebrechlichkeit ihm nicht mehr erlaubten, daran Antheil zu nehmen.

Sobald Christoph Schmid sich wieder etwas erholt hatte, schrieb er an Diepenbrock:

„Euer Eminenz ꝛc. ꝛc. gütevollen Zeilen würde ich auf der Stelle beantwortet haben, wenn es mir nicht

ein heftiger, sehr gefährlicher Krankheits-Anfall unmöglich gemacht hätte. Da nun, wiewohl ich mich noch sehr schwach fühle, der Sturm, Gott Lob, vorüber ist, so sind die ersten Zeilen, die ich wieder schreiben kann, an Sie.

Welchen innigen Antheil ich an Ihrer Krankheit und der so langsamen Wiedergenesung nehme, würde ich vergebens auszudrücken suchen. Ich bin im Geiste immer an Ihrem Krankenbette. Nächst Gott sind Sie jeden Morgen mein erster und jeden Abend mein letzter Gedanke, mit dem ich einschlafe. Alles, was ich thun kann, ist, daß ich für Sie bete. Doch die vielen vereinten ungleich würdigeren Gebete — sollte der liebe Gott sie unerhört lassen können?!

Daß Sie mit meinen Blättern über Sailer zufrieden sind, ist mir sehr tröstlich. Ihre weisen Winke werde ich getreulich befolgen und auch das wichtige Zeugniß für Sailer aus dem geistreichen Briefe der Frau von Tiedemann.

Ihrer getreuen Pflegerin und Nichte, der gnädigen Frau O. R. R., durch deren gütige Hand Sie mir schreiben, bezeige ich meinen Dank und als Ihrer theilnehmenden Wärterin und liebevollen Mitdulderin meine hohe Verehrung.

Für die von Ihnen eigenhändig beigefügten Zeilen bin ich von herzlichem Danke durchdrungen.

Das Schreiben will mir noch nicht von Statten gehen. Ich kann daher für diesmal nichts weiter bei-

fügen, als daß ich, so wie meine Schwester, beständig anhaltend Gott bitte, Er wolle Sie, zum Heile unzähliger Menschen und zum Besten der katholischen Kirche bald ganz wieder herstellen. O, daß uns diese sehnlichst erwartete Nachricht doch recht bald erfreuen möge! Mit der innigsten Liebe und Ehrfurcht ganz der Ihrige. Christoph von Schmid."

Dieser Wunsch wurde nicht erfüllt. Es kam keine frohe Nachricht, auch kein Brief mehr, sondern die Trauerkunde durchscholl Deutschland, daß der edle Cardinal und Fürstbischof Diepenbrock am 20. Januar 1853 nach langen, schmerzlichen Leiden in eine bessere Welt heimgegangen sey.

Der Verlust des ihm geistig verwandten und letzten Freundes aus dem Sailer'schen Kreise schlug dem liebenden Herzen Christoph Schmids eine tiefe Wunde und ein Jahr darauf folgte er Diepenbrock nach in die ewige Heimath, welche in ihren Briefen nicht selten der Gegenstand ihrer Sehnsucht war. Die gleichfalls darin besprochenen Erinnerungen aus dem Leben Christoph Schmids erschienen in diesem Jahre 1853 in der J. Wolffischen Buchhandlung zu Augsburg in zwei Bändchen.

Nächst den hier mitgetheilten Briefen Diepenbrocks erregten die Briefe, welche Christoph Schmids Nichten ihm zuweilen aus Amerika schrieben, seine besondere Theilnahme. Die Nachrichten über Erziehung und Bildung der Jugend auch jenseits des Oceans inte-

ressirten den Kinderfreund in hohem Grade. Er schrieb öfter an die jungen Schulschwestern, ermahnte sie, unwissende Kinder Gott und Christo zu gewinnen und unterstützte ihr aufblühendes aber armes Institut mit namhaften Geldbeiträgen. Ein solches Schreiben, das ich in Abschrift vorgefunden habe, lautet:

Theuerste Nichten!
Liebe Emanuele und Therese!

Das von Euch Beiden unterzeichnete liebevolle Schreiben hat mir, Euerm alten dreiundachtzigjährigen Onkel, große Freude gebracht. Ich danke Gott, daß Ihr in dem von Euch gewählten Berufe so vergnügt und zufrieden, so selig in Gott seyd. Euer Wirkungskreis, unwissende Kinder Gott und unsern Herrn Jesus Christus kennen zu lehren und sie zu würdigen Mitgliedern unserer heiligen, katholischen Kirche zu erziehen, ist der schönste und heilbringendste von der Welt, wiewohl — wie ich mir denken kann — nicht ohne viele Beschwerlichkeiten. Doch seyd Ihr dabei vor vielen Unruhen und Gefahren der Welt bewahrt und, wie Ihr selbst schreibt, an Leib und Seele versorgt. Eure Liebe zu Gott macht Euch alles Schwere leicht. Das gewährt mir in meinem hohen Alter große Beruhigung und nochmal — ich kann nicht aufhören, Gott dafür zu danken.

Es thut mir leid, daß Ihr mir von Eurer lieben Schwester Fanny, jetzt Aloysia, nichts geschrieben habt. Ich hoffe, Sie werde ebenso zufrieden und glücklich

seyn, wie Ihr. Grüßt Sie doch von mir auf das herzlichste!

Ich kann für Euch, meine drei geliebten Nichten, nichts Besseres thun, als beten, besonders in dem heiligen Meßopfer. Betet auch für mich, damit wir uns einst im Himmel wiedersehen, was wohl auf Erden nicht mehr geschehen wird!

Euer
liebevoller Onkel
Christoph von Schmid.

Einige Auszüge aus den amerikanischen Briefen dürften für die Leser dieser Blätter auch nicht ohne Interesse seyn. Die älteste Nichte schrieb von Milwaukee aus am 25. Juni 1852 unter Anderm an Christoph Schmid: „Ueberzeugt, daß Sie Hochwürdiger, geliebter Herr Onkel uns armer Schulschwestern über dem Ocean stets in Liebe gedenken, und daß Sie an der Verbreitung unsers Ordens in Amerika innigen Antheil nehmen, kann ich mich nicht enthalten, Ihnen Einiges über das Gedeihen desselben im nordwestlichen Theile und über unser Wirken in Milwaukee, im Staate Wisconsin, mitzutheilen.

Wir trafen hier bei unserer Ankunft im Dezember 1850, wie Sie, Herr Onkel, aus unsern frühern Briefen wissen, ein schön gelegenes, gut gebautes Haus, welches die göttliche Vorsehung vielleicht für unser Mutterkloster bestimmt hat. An dieses ließ unsere liebe,

20*

ehrwürdige Mutter hier ein anderes Gebäude für Schulen und Institut aufführen mit vielen Sorgen, Beschwerden und Kosten. Dasselbe wurde am heiligen Schutzengelfeste verflossenen Jahres von unserm Hochwürdigsten Bischofe (Henni) selbst auf sehr feierliche und erhebende Weise eingeweiht und unter den Schutz der „heiligen Jungfrau von den Engeln" gestellt. In unserer anmuthigen Kapelle wird täglich das heilige Meßopfer verrichtet und an Sonntagen eine Predigt und Amt gehalten von unserm Hochwürdigen Herrn Beichtvater Urbanek, einem sehr würdigen, frommen und geistvollen Priester aus Oesterreich, welchen uns der liebe Gott zugeführt hat und für den wir Ihm in der That nicht genug danken können. An die Kapelle stoßen die beiden Schulzimmer, eines für deutsche und eines für englische Kinder und stehen mit derselben durch zwei große Schiebthüren in Verbindung, durch deren Oeffnung also die Kinder sogleich den Altar mit dem Allerheiligsten vor sich haben und in ihren Schulen dem Gottesdienste beiwohnen können. Ober den Schulen befinden sich die Zimmer der Kostzöglinge, deren uns der liebe Gott schon mehrere zugeführt und in seiner Güte noch recht viele zuführen wolle. Im Frühlinge ließ unsere liebe, ehrwürdige Mutter auch einen schönen Klostergarten anlegen, in welchem zwar keine Feigen, Trauben und Pfirsiche edelster Art gedeihen, wie in unserm Baltimorer Garten, und in welchem auch keine Kolibris gesehen werden,

der aber eigentlich doch viel schöner ist; denn in seiner Mitte erhebt sich aus einem mit Blumen umgrenzten Rasenhügel ein hohes Kreuz mit dem Bildnisse des lieben Heilandes.

An eine Seite des Gartens stößt ein Oekonomiehof mit einem hübschen Bretterhause (framehouse), deren man in Milwaukee viele sieht, welches uns zum Kaufe angeboten wurde; wir nahmen es, ohne es bezahlen zu können, einstweilen auf Schulden, weil wir es für unsere Kandidatinen nothwendig brauchen, deren Zahl sich täglich vermehrt und die der liebe Gott aus ganz verschiedenen Weltgegenden bei uns zusammenführt, um sie späterhin wieder nach verschiedenen Ländern als treue Arbeiterinen in seinem Weinberg hinauszusenden.

Auch unsere Zöglinge kommen aus verschiedenen Gegenden der Welt, so daß man viererlei Sprachen bei ihnen hören kann. Wir haben unter andern zwei Indianerinen, deren Vater einer der ersten Ansiedler Milwaukees war und erst bei Ankunft unsers Hochwürdigsten Bischofes mit seiner ganzen Familie getauft wurde. Diese beiden Mädchen waren anfangs sehr verwildert, sprachen, sangen und tanzten indianisch und konnten sich kaum beim Gebete ruhig verhalten; in körperlicher Beziehung sind sie weit voran, in geistiger sehr weit zurück, besonders in religiöser. Als ich unlängst der ältern, schon erwachsenen, von der Erschaffung der Welt erzählte und ihr den Begriff

eines Chaos zu erläutern suchte, fragte sie mich, ob denn in diesem Chaos auch Pferde, Büffelochsen und Bären, wie bei ihnen zu Hause im Urwalde, umherliefen? Da sie aber wie die meisten Indianer talentvoll und empfänglich für Religion sind, so machen sie schnelle Fortschritte, beten jetzt schon täglich deutsch mit den andern Kindern, verfertigen hübsche Arbeiten und spielen Klavier. Die jüngere sahen wir an Ostern in unserer Kapelle die erste heilige Kommunion mit Andacht empfangen. Ebendaselbst empfing am Feste der heiligen Theresia eine andere unserer Zöglinge, auch schon erwachsen, die heilige Taufe; als diese unlängst von uns schied, um wieder in ihr Vaterland England zurückzukehren, versicherte sie uns unter vielen Thränen der Rührung und Dankbarkeit, daß sie bei uns die Ruhe und Seligkeit ihres Herzens gefunden habe. Aehnliche Momente versüßen in der That so manches Bittere, das man in Erziehung der amerikanischen Jugend hinsichtlich ihres feurigen Temperamentes und ihres angebornen Freiheitsgeistes durchzukämpfen hat . . . .

Ihre Schriften, Hochw. Herr Onkel, sind auch in unserm Welttheile in englischer Sprache verbreitet und werden allgemein mit Vergnügen gelesen. Erst unlängst überreichte mir eine meiner Schülerinen, eine kleine lebhafte Amerikanerin, mehrere derselben in kindlicher Freude rufend: „Oh Sister, how nice that is! how beautiful!“ Dieses Mädchen ächt amerikanisch

mit gelb=bleicher englischer Hautfarbe und blonden bis auf die Schultern herabhängenden Haaren, mit kurzem, weißem Faltenröckchen und verbrämten Pettis, welches mehr hüpft und springt als geht, mehr schreit und singt als spricht und folglich unser ganzes Haus belebt, zeigt für alles Gute und Schöne lebhaftes Interesse, kann aber ihre Aufmerksamkeit höchstens fünf Minuten lang auf Einen Gegenstand gefesselt halten. Wie schwer es daher ist, einem solchen Kinde etwas beizubringen, können Sie sich denken . . . .

Doch ich muß schließen, obwohl ich Ihnen, verehrtester Herr Onkel, noch vieles schreiben möchte. Nur noch die herzliche Bitte um Ihren heiligen Segen und Ihr frommes Andenken am Altare des Herrn!

M. Emanuela a. Schulschwester.

Chr. Schmid schikte nach Empfang dieses Schreibens ein Geschenk von 300 fl. durch Hofkaplan Müller in München an das Institut der armen Schulschwestern in Milwaukee und schrieb dazu an den Bischof Henni: „Euer Bischöflichen Gnaden Gruß an mich durch meinen verehrten Herrn Collega Stadler hat mich innig erfreut, so wie auch die Güte, mit der Sie mich schon vor langer Zeit in Augsburg besucht haben, mir noch im frischen Andenken steht. Für Beides bezeuge ich Ihnen meinen innigen Dank.

Diesem Danke füge ich eine Bitte bei. Herr Hof=Kaplan Müller in München wird so gütig seyn, Ihnen drei hundert Gulden von mir für das Insti=

tut der armen Schulschwestern in Milwaukee zu übersenden. Haben Sie die Gnade, dieses Geld der Frau Oberin des Instituts, nebst Bezeugung meiner Verehrung, zu übergeben und auch meine zwei Nichten Emanuela und Aloysia in meinem Namen herzlichst zu grüßen.

Mehr zu schreiben bin ich bei meinem hohen Alter von mehr als dreiundachtzig Jahren und, da ich mich eben heute sehr übel befinde, außer Stand.

Gott segne Ihre treuen, unermüdlichen Bemühungen für sein Reich! Um den Bischöflichen Segen bittend bleibe ich mit Ehrfurcht und Liebe

Euer Bischöflichen Gnaden

geh. Christoph von Schmid."

Dieses Schreiben übersandte er an Domherrn Stadler mit folgenden Zeilen: „Sie erhalten hiemit den versprochenen Brief an den Hochwürdigsten Bischof von Milwaukee.

Ich würde auch an Herrn Hof-Kaplan Müller schreiben, wenn mein Uebelbefinden es mir heute nicht unmöglich machte. Der edle, für den Orden der armen Schulschwestern so thätige Mann, hat schon einmal die Güte gehabt, 860 fl. richtig dahin zu befördern. Ich bitte Sie, ihm in meinem Namen beikommende 300 fl. in Banknoten für das Institut der armen Schulschwestern an den Hochwürdigsten Bischof Henni, dem ich in meinem Briefe davon sagte, in

einem Wechsel oder wie er's für gut findet, zu übersenden. Die Auslagen, die er dabei haben wird, werde ich dankbar ersetzen. In Verehrung und Liebe

Ihr

alter, kranker Collega
Christoph von Schmid.

Die Oberin des Klosters schrieb den 24. Juni 1852 an Christoph Schmid:

Hochwürdiger Herr Domkapitular!

Vor ein paar Wochen ward mir die hohe Ehre und Freude zu Theil, einen eigenhändigen Brief von E. H. zu lesen. Ihre allbekannte Vaterliebe und herzliche Güte hat unserm armen Institute abermals eine Schankung von 300 fl. gemacht, die glücklich in unsere Hände durch Unsern Hochwürdigsten Herrn Bischof gekommen sind. Wie innig mein Herz Euer Hochwürden für diese Wohlthat dankt, weiß nur der liebe Gott, der ins Verborgene sieht. Im Geiste küsse ich E. H. dankbarst die Hand, dabei bittend, die Versicherung anzunehmen, daß wir stets durch inniges Gebet für E. H. verbindlich seyn wollen. Gott hat uns hier im Lande des Unglaubens wohl den schönsten aber auch einen schwierigen Beruf gegeben. Der göttliche Kinderfreund Jesus führet uns Kinder und Mädchen von 6—19 Jahren zu, die durch uns mit der heiligen Religion und den nothwendigen Kenntnissen

bekannt werden sollen. Die P. Missionäre erklären alle einstimmig, daß ihr Wirken fruchtlos, ihre Mühen vergebens seyen, wenn nicht bei den Kindern mit Erziehen und Bilden angefangen werde. Im Dickicht des Urwaldes haben sich so viele Deutsche niedergelassen, dort wandeln sie durch ihren eigenthümlichen Fleiß die Wildniß zur gesegneten Flur um; es wächst ihnen das liebe Brod und sie fühlen sich entschädigt für ihre Mühe und die vergossenen Schweißtropfen. Zufriedenheit würzt ihr Leben, wenn gleich Armuth ihr treuer Begleiter ist, aber ein geheimer Kummer drückt sie. Ihre Kinder, ach diese sind noch nicht versorgt; sie sollen in Wäldern gleich vernunftlosen Thieren heranwachsen; keine Schule ist weit und breit; kein Glied der Familie konnte lesen, schreiben 2c. lernen, der Unterricht von den heiligen Sakramenten, die sie bereits empfangen haben, ist bereits wieder dem Gedächtnisse entschwunden und so blieben diesen Leuten bei ihrer großen Dürftigkeit nichts als Verwilderung übrig, wenn nicht uns der Herr zu diesen Armen senden würde. Schon sind drei Schulhäuser, die freilich mehr Hütten als Wohnungen gleichen, für uns in baldiger Bereitschaft. Wir sollen so ganz dem Sinne des Wortes gemäß arme Schulschwestern, wohnend in Mitte des Waldes, in der Nachbarschaft armer Holzkirchlein seyn! Welch' seliges Wonnegefühl durchströmt indeß unser Inneres, wenn wir so in den Kleinen unserm Herrn dienen können! Wie so

gerne vergißt man hier die Vorzüge und Vortheile der Stadt und ihre Lebensmittel! In der Hütte, die mit Baumstämmen aufgeführt und mit Brettern und Stroh gedeckt ist, kostet man so recht den süßen Seelenfrieden, den das Missionsleben bereitet. Ja, möge uns Schulschwestern der Herr recht viele Gnaden verleihen, daß wir Kinder für den Himmel, unsere wahre Heimath, erziehen und bilden. Hier in Milwaukee haben wir nun ein ziemlich großes Haus erbaut und obgleich uns noch große Schuldenlast drückt, so beseligt mich das Vertrauen, daß der überreiche Vater im Himmel hierin bald helfen werde, und das nicht ohne Grund, denn dieses Haus ist die Pflanzstätte für Schulschwestern, die ausgesandt in Wisconsins Gegenden das Reich des Herrn verbreiten sollen.

Auf dem Lande, vielmehr im Busche, da Alles noch Wald ist, findet man, Gott sey Dank, gute, einfältige Herzen, ähnlich den bethlehemitischen Hirten, daher, so Gott hilft, uns eine gesegnete Zukunft bevorsteht. In den Städten hingegen ist es ein wahres Elend; der Unglaube, die Sittenlosigkeit haben überhand genommen und es gehört eine große Gnade und Umsicht dazu, die feurigen Temperamente der Kinder zu zügeln und sie in die nöthigen Schranken zu versetzen. Von schädlicher Wißbegierde ist fast jedes Kind angesteckt. Kaum können sie lesen, so bringen sie schon ungläubige, schlechte Blätter (Zeitungen) zur Schule, um damit ihren Geist zu unterhalten und

zu nähren. Solch' traurige Vorfälle haben uns schon tiefen Schmerz bereitet und uns den sehnlichsten Wunsch entlockt: o hätten wir die Schriften von Christoph Schmid, um diesen Kindern religiöse und edle Gesinnungen beibringen zu können; denn ich kann mich noch ganz gut erinnern, welch' guten Eindruck die Erzählungen, von Euer Hochwürden herausgegeben, auf mich in meinen Kinderjahren machten. Mein weiser Onkel Herr General-Vikar Frieß von Eichstädt, der mich erzogen, suchte meinen lebendigen und ausschweifenden Geist damit zu beschäftigen. Diese Erzählungen halfen gar sehr mein Glück begründen.

Verzeihen Euer Hochwürden, daß ich so weit in meinem Schreiben ausschweifte; ich verehre Euer Hochwürden als Begünstiger unsers Ordens, daher ich meine Mittheilung so erweiterte. Nochmals wiederhole ich meinen ehrfurchtsvollen, tiefgefühlten Dank. Gott lohne Euer Hochwürden im reichlichsten Maße!

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Euer Hochwürden

dankbare Maria

Carolina,

arme Schulschwester.

Endlich ist hier noch eines kleinen Gedichtes zu erwähnen, das Christoph Schmid, von dem Ritter von Alpenburg dazu eingeladen, in das Radetzky-Album einzeichnete. Es lautet:

Heil, Heil dem edeln, hohen Helden,
Dem Kämpfer für Altar und Thron!
Ihn lohnt der Siegspreis beider Welten
Die Palme und die Lorbeerkron.
Hoch leb' der Greis Radetzky hoch
In Jünglingskraft viel Jahre noch!

Dem Albumsblatt war folgendes Schreiben beigelegt:

Euer Hochwohlgeboren!

danke ich für die mir erwiesene Ehre, mich in die Reihen der Verehrer des Feldmarschalls Radetzky aufzunehmen. Es macht mir große Freude, daß mir eine so schöne Veranlassung gegeben ist, meine Ehrfurcht gegen den greisen Helden auszusprechen, den Gott auserwählt und mit Jugendkraft ausgerüstet hat, dem Aufruhr und der Zertrümmerung alles Bestehenden guten Halt zu gebieten.

Meinen Namen habe ich nebst einigen Zeilen in das Albumsblatt eingetragen.

Das am besten getroffene Portrait von mir, das freilich schon vor mehreren Jahren gezeichnet worden, lege ich auf Ihren Wunsch bei; ich habe indessen mein fünfundachtzigstes Lebensjahr erreicht.

Dem treuen, biedern Tyroler-Volke, das ich schon seit den Jahren meiner Kindheit achtete und liebte, wünsche ich Glück zu dem lobenswerthen Gedanken, dem bewunderten Helden Radetzky ein National-Denkmal zu errichten.

Mit ausgezeichneter Verehrung des thätigen Vorstandes eines so preiswürdigen Vereines

Euer Hochwohlgeboren

ergebenster Diener

Dr. Christoph von Schmid,

Domkapitular.

---

12. Letzte Lebensjahre und Heimgang Christoph Schmids.

Die letzten zwei Lebensjahre Christoph Schmids waren durch körperliche Leiden und Gebrechen des Alters vielfach getrübt. Sein Gehör ließ nach und man mußte ziemlich laut mit ihm sprechen. Alsdann entstand dicht unter seinem rechten Auge, mit dem er allein sehr deutlich sah, ohne äußere Veranlassung eine Wunde, die ihm viele Schmerzen und Sorgen machte. Nachdem mehrere Monate lang daran vergeblich kurirt worden war, fand sein Arzt, Hofrath Reisinger, eine Operation nöthig. Der fünfundachtzigjährige Greis überstand dieselbe mit großer Standhaftigkeit und sie ging, ohne daß ihm nur dabei übel wurde, glücklich vorüber. Dazu kam noch, daß seine ohnehin betagte Schwester Franziska in Folge der Anstrengung und tes Kummers dabei sehr leidend wurde. Er sah daher mit Sehnsucht im Herbste 1853 der Ankunft seiner Schwester Therese, meiner Mutter, ent=

gegen und schrieb mir darüber am 6. September: „Wir haben uns sehr darauf gefreut, Deine liebe Mutter dahier zu sehen. Herr Butsch hatte uns Hoffnung gemacht, sie vielleicht von seiner Reise mitzubringen. Ich saß deshalb Abends Stundenlang am Fenster, sehnsuchtsvoll auf sie wartend, — bis ich endlich zu meinem Bedauern vernahm, Herr Butsch sey allein gekommen!

Aus Deinem Briefe an unsern lieben Vetter Dr. Fritz ersah ich, daß Du erst zu Ende dieses Monats mit Deiner lieben Mutter hieher zu reisen gedenkest, um die Eisenbahn von Ulm nach Augsburg zu benützen. Allein dies dünkt mich zu spät. Die Witterung dürfte zur Rückreise zu unfreundlich werden. Die erste Hälfte des Septembers wäre bequemer. Der Anfang der Ferien, Mariä Geburt, war, als ich noch studirte, sehr gut gewählt. — Auf der Eisenbahn könnet Ihr von Essendorf ja sehr leicht und schnell nach Ulm kommen. Dort müßt Ihr dann eine Miethkutsche bis hieher nehmen. Ein Eil- oder Stellwagen wäre für die liebe Mutter zu unbequem und beschwerlich. Wegen der Reisekosten seyd außer Sorgen.

Gottlob! ist meine Wunde, dicht unter dem rechten Auge, die von selbst entstand und sehr gefährlich zu werden drohte, bereits ganz geheilt. Allerdings verursachte sie mir viele Schmerzen und der lieben Franzy großen Kummer und viele Mühe mit meiner Bedienung. Sie wurde davon ganz erschöpft und

sehr schwach und leidend! Doch geht es, Gott sey Dank, auch ihr wieder besser.

Nimm, liebster Albert, mit diesen wenigen Zeilen vorlieb. Es fällt mir jetzt schwerer, ein solches unbedeutendes, trockenes Briefchen zu schreiben, als vormals einige Bogen für den Druck. Ich habe mich von meiner Krankheit noch nicht ganz erholt und die Last der Jahre drückt mich, seit ich in das sechsundachtzigste Lebensjahr eingetreten bin, fast darnieder.

Eben war der Arzt da und erklärte meine Wunde als ganz geheilt. Eine fröhliche Nachricht!

Mehreres mündlich. Die liebe Tante und alle die Unsrigen grüßen Dich und Deine liebe Mutter aufs Herzlichste.

Euer

liebender Christoph."

Wir reisten unverzüglich nach Augsburg und fanden den greisen Onkel und dessen Schwester wider Erwarten besser, als wir gehofft hatten. Die damalige milde Herbstwitterung hatte viel zu seiner Erholung beigetragen. Auf unsere theilnehmenden Fragen wegen der erstandenen Operation bemerkte er: „Ich habe ein recht großes Vertrauen auf Gott gehabt und recht gebetet und Er half; es ging gut vorüber."

An schönen Nachmittagen konnte Christoph Schmid wieder in seinem Garten spazieren gehen. Sobald des Morgens die Sonne in sein Zimmer schien, setzte

er sich an das Fenster, um, wie er sagte, seine alten Glieder von ihrer Wärme neu beleben zu lassen. Sein vieljähriger Freund, Domkapitular Dr. Buchner in Passau, früher Professor der Dogmatik in München, hatte ihm einen edeln Wein geschickt, der ihn sehr stärkte. Wenn er zuweilen ein Gläschen davon trank, sagte er lächelnd: „Unsere Alten haben es verstanden mit wenig Worten eine Sache treffend zu bezeichnen; sie pflegten vom Weine zu sagen: vinum lac senum" (der Wein ist die Milch der Greise.)

Den Vormittag über arbeitete er immer noch; er machte Aufzeichnungen aus seinem Leben für das dritte Bändchen seiner Erinnerungen; auch schrieb er kleine Erzählungen für Kinder, die sich noch unter seinen hinterlassenen Schriften befinden. Da er Nachmittags nicht mehr arbeiten konnte, speiste er erst um 1 Uhr, ja um 2 Uhr zu Mittag. Gegen Abend besuchte ihn fast regelmäßig Domkapitular Franz von Paula Baader, den er sehr hoch schätzte. Auch Graf von Taufkirchen und seine Tochter Amalie, deren Gewissensfreund Christoph Schmid war, erfreuten ihn oft mit einem Besuch.

In den Abendstunden las er, wie gewöhnlich, die Zeitungen und unterhielt sich mit seinen Geschwistern. Er bedauerte sehr, daß er an der im Laufe des damaligen Sommers in Augsburg stattgehabten Jesuiten-Mission wegen Alter und Kränklichkeit nicht habe Antheil nehmen können und drückte seine Freude dar-

über aus, daß ihn die Patres mit einem Besuche beehrt hätten. Wir kamen auf den Orden der Jesuiten zu sprechen. Er sprach sehr rühmlich von dem Orden der Gesellschaft Jesu. Unter Christoph Schmids hinterlassenen Papieren fand ich folgendes Urtheil über diesen Orden von seiner Hand aufgezeichnet: „Ich war damals, als der Orden der Gesellschaft Jesu aufgehoben wurde, etwa fünf Jahre alt. Ich lernte in der Folge mehrere angesehene Beamte und hohe Staatsmänner kennen, die noch bei den alten Jesuiten studirt hatten. Und da war es mir und ist mir noch sehr merkwürdig, daß alle diese ehemaligen Jesuitenschüler mit aufrichtiger, inniger Verehrung von ihren Lehrern sprachen. „„Man lernte““ sagten sie, „bei ihnen freilich nicht so vielerlei, wie jetzt, aber viel. Was man bei ihnen lernte, das lernte man recht. Die Kenntniß der Religion stand oben an. Sie wußten uns eine tiefe Ehrfurcht gegen unsere heilige Religion einzuflößen. Das ganze Betragen dieser frommen Männer war würdig und tadellos. Wir hatten wahre Ehrerbietung vor ihnen. Wir waren überzeugt, daß sie väterlich gegen uns gesinnt waren und nichts als unser Bestes wollten. Wir hatten ein kindliches Zutrauen zu ihnen und gehorchten ihnen willig. Deßhalb war es ihnen auch leicht, uns in Ordnung zu halten. Sie hatten eine eigene Gabe, Knaben und Jünglinge vor Abwegen zu bewahren u. s. w.““ Es wird Niemand läugnen, daß der ehrwürdige Orden der

Jesuiten wahrhaft große Männer hatte, unter denen sich viele in allen Fächern, besonders auch in der Mathematik und Poesie, auszeichneten. Herder hat z. B. in seiner Terpsychore drei Bände lateinische Gedichte übersetzt und versprochen, in dem dritten Theile den Dichter zu nennen und zu würdigen. Die übersetzten Gedichte wurden hochgepriesen, aber wie erstaunte man, als man am Ende vernahm, dieser Dichter sey ein Jesuit, (Balde) der 1668 zu Neuburg an der Donau starb. Herder hatte wohl eingesehen, wenn er den Dichter gleich Anfangs genannt hätte, so würde man dessen Gedichte nicht so gut aufgenommen haben. Ueberhaupt wäre es sehr zu wünschen, daß wir Biographien aller großen Männer aus dem Orden der Jesuiten haben möchten. Ein solches Werk wäre gewiß höchst interessant und würde dem Orden zu großem Ruhme gereichen."

Diese Bemerkung wollte Christoph Schmid ohne Zweifel in das dritte Bändchen seiner Erinnerungen aufnehmen, an dessen Herausgabe ihn aber der Tod hinderte.

Bemerkenswerth war es mir auch, daß Christoph Schmid, wenn ich so Abends bei ihm saß, auf einmal sagen konnte: „Wenn ich meine Augen schließe, sehe ich die herrlichsten Landschaften vor mir; sonnige Thäler, blumige Wiesen, waldige Berge, Seen, beschneite Alpen und darüber den herrlichsten blauen Himmel." Es stellten sich ihm diese Bilder innerlich

ohne äußere Veranlassung unwillkürlich Abends und Nachts dar, wenn er die Augen schloß; noch prächtiger stellten sich ihm solche Landschaften dar, wenn er vorher eine lithographirte oder gemalte Landschaft angesehen hatte. Auch sehr schöne, erquickende Träume hatte er. Einmal, als er sehr leidend zu Bette gegangen war, fand ihn seine Schwester Morgens sehr heiter und gestärkt. Er sagte ihr: er habe im Traume von einer wunderschönen Stimme das Liedchen singen hören

Ich habe Muth
In jeder Noth,
Denn gut, o gut
Ist unser Gott!

Desgleichen hielt er ganze Predigten im Traume.

Unter seinen Papieren finden sich zwei skizzirte Predigten aus dieser Zeit, bei denen angemerkt ist: „Im Traume gehalten." Die eine Predigt bezieht sich auf das Fest des heiligen Sebastian, die andere auf Maria, die seligste Jungfrau. Die erste Predigt beginnt mit den Worten: „Ich muß damit anfangen, einen großen Fehler, den ich gemacht habe, aufrichtig zu bekennen. Freundlich eingeladen, an dem heutigen Festtage in dieser Kirche zu predigen, habe ich, in andere Geschäfte verwickelt, gänzlich darauf vergessen. Erst als man kam und mir sagte: die versammelte Gemeinde warte fast unwillig auf den Prediger; es sey die höchste Zeit, daß er endlich komme, fiel es

mir wieder ein. Ich sehe mich daher genöthigt, ohne die erforderliche Vorbereitung von dieser heiligen Stätte aus zu Euch zu reden. Doch da das Wesentliche der Geschichte Euch längst bekannt ist, so brauche ich nur daran zu erinnern. Dazu gibt mir das schöne Altarblatt Gelegenheit. Der heilige Sebastian ist hier abgebildet, die Blicke zum Himmel gerichtet, mit Stricken an einen Baum gebunden, von Pfeilen durchbohrt. Was wir da sehen, wollen wir in drei Punkten erwägen. Gott gebe mir dazu seine Gnade, die ich heute vorzüglich nöthig habe!" Diese drei Punkte sind nach dem Manuscripte kurz aber sehr erbaulich ausgeführt.

Eine andere Aufzeichnung enthält: „Reime unter vier Landschaftsbildchen die vier Jahreszeiten vorstellend:

1. Im Frühling seh'n wir Gottes Güte
An frischem Grün, an Laub und Blüthe.

2. Der Sommer reift die goldnen Aehren,
Die wunderbar uns Brod gewähren.

3. Im traubenreichen Herbste geben
Das edelste Getränk die Reben.

4. Des Winters scharfem Frost zu widerstehen,
Hat uns der liebe Gott mit Holz versehen."

„Die Landschäftchen," ist dabei bemerkt, „wurden mir im Traume vorgelegt, mit dem Wunsche, Reime darunter zu schreiben. Die Reime habe ich halb träumend, halb wachend, beiläufig so, wie sie hier

stehen, geschrieben.“ Man sieht auch daraus, wie rege und lebendig Christoph Schmids Geist noch im hohen Greisenalter war. In diesem Herbste versammelte Christoph Schmid alle seine noch lebenden hochbetagten Geschwister um sich, zwei Brüder und zwei Schwestern; alle fünf Geschwister zusammen zählten fast 400 Jahre. Bei Tisch war er in ihrer Mitte sehr heiter und erinnerte sich mit ihnen an die goldenen Tage der Jugend. Es war dieses das letzte fröhliche Familienfest.

Die nun folgende rauhe Winterwitterung hatte wieder einen sehr ungünstigen Einfluß auf die Gesundheit Christoph Schmids und seiner Schwester. Er schrieb mir unterm 15. Dezember 1853: „Seit einigen Monaten her hatten ich und Franzy harte Tage. Unsere geistige und leibliche Thätigkeit war wie gelähmt. Mir macht das viele, viele Briefschreiben große Pein. An manchem Tage vermag ich nicht einmal ein freundliches Briefchen zu schreiben. Und wie viele und große Mühe macht es mir, an hohe, ja allerhöchste Personen schreiben zu müssen, wo die Handschrift schön und nichts corrigirt seyn soll! Dazu kommen noch fast tägliche Besuche von Hohen und Niedern, die mir nicht mehr so angenehm sind, wie ehemals, indem ich schlecht höre und zum Reden nicht aufgelegt bin. Sehr groß ist auch der

Andrang von Armen, die früherhin sich hinreichend ernähren konnten, während jetzt alle Lebensmittel, besonders Korn und Holz, sehr theuer sind und mit Arbeit sehr wenig zu verdienen ist. Die Noth wird alle Tage größer. Das Glöcklein an der Hausthüre geht von Morgen bis Abend fast in Einem fort. Doch genug davon!

Dr. Fritz ist nun Hausarzt in der Strafanstalt Kaisheim; er ist nun recht in seinem Element, in dem er sich seinen Mitmenschen sehr wohlthätig erweisen kann. Ich sehe ihn da lieber, als in Aegypten, wohin er als Leibarzt des Vicekönigs hätte kommen sollen. Unsre lieben Anverwandten, die drei Schulschwestern in Nordamerika und die barmherzige Schwester in München, befinden sich gesund und wohl, und in ihrem Berufe glücklich, ja selig. Sie — hier wurde ich von dem Herrn Doctor unterbrochen, der meine Wunde zu besichtigen und zu verbinden kommt, die zwar nur mehr klein, aber doch noch nicht ganz geheilt ist.

Der schwere, drückende Wolkenhimmel und die Last meiner mehr als 85 Lebensjahre gestatten mir nicht, wieder anzuknüpfen und weiter zu schreiben. Ich kann also nichts mehr beifügen, als daß die liebe Schwester Franzy, Bruder Alois und seine Frau und Tochter, die vortreffliche Lehrerin Anna im englischen Institute, und ich Dich und Deine geliebteste

Mutter auf das Herzlichste grüßen. Betet für uns!
Von ganzem Herzen Dein

Dich innigst liebender,
alter Onkel Christoph.

Im Anfange des Jahres 1854 wurde Christoph Schmid durch ein eigenhändiges Schreiben Seiner Majestät König Ludwigs überrascht, das den greisen Schriftsteller ganz ungemein erfreute und zu Thränen rührte. Er hatte dem Könige seine Schrift-Erinnerungen an Sailer 2. Bändchen zugesandt und folgende Antwort erhalten:

München, 15. Jänner 1854.

So eben habe ich Ihre Erinnerungen an Sailer beendigt; Thränen stehen in meinen Augen. Es ist ein neues Verdienst, das Sie zu Ihren vielen Verdiensten fügen, diese Ihn und Sie ehrenden Erinnerungen. Schmids Kinder-Schriften, wie trefflich sind solche! Hätten Sie, die Sie so viele gute verfaßt, auch nur diese aufgesetzt, würden Sie schon segenverbreitend seyn. Täglich, Morgens und Abends, erbaue ich mich in Ihres Lehrers und Freundes, in Sailers Gebetbuch, auch in der Kirche. Daß Sie aus seinem, daß Sie aus Ihrem Leben diese Erinnerungen aufgezeichnet, ist nutzreich und erfreulich. Mit diesen Gefühlen

Ihr Ihnen wiederholt dankender
Ludwig.

Leider wurde Christoph Schmids Freude über dieses huldvolle Schreiben durch die immer mehr zunehmende Kränklichkeit seiner Schwester Franziska bald wieder getrübt.

Gegen das Frühjahr hin mußte sie fast den ganzen Tag im Bette zubringen; sie war stets zärtlich besorgt für ihren greisen Bruder und ließ sich zuweilen, auf die Magd gestützt, in sein Studirzimmer führen. Er selbst saß viele Stunden an ihrem Bette, tröstete sie und betete mit mir. Da Christoph Schmid schon längere Zeit die Erlaubniß hatte, im Hause das heilige Meßopfer darzubringen, so reichte er seiner kranken Schwester immer auch zugleich das heilige Abendmahl. Es war sehr rührend anzusehen, wenn der sechsundachtzigjährige Bruder seine schwache achtzigjährige, am Ende dieses zeitlichen Lebens stehende Schwester, mit jenem Brode speiste, das da nährt zum ewigen Leben.

Sobald es die Witterung im Frühlinge gestattete, reiste ich mit meiner Mutter nach Augsburg. Sie übernahm die Pflege der kranken Schwester und des greisen Bruders, was beiden ein großer Trost war. Am 18. Juli Morgens 2 Uhr starb die Schwester Christoph Schmids; er kniete stille betend an ihrem Sterbebette, bis sie vollendet hatte. Es war eine

harte Trennungsstunde für sein liebendes Herz; er bestand sie mit der Seelenruhe eines frommen Christen und wahren Priesters. Am andern Morgen zeigte er ihren Tod in den Blättern mit dem Bemerken an: „Sie hat mir über vierzig Jahre mit unbeschreiblicher Liebe und Treue als Haushälterin gedient und entschlief sanft und nach Empfang der heiligen Sterbesakramente vollkommen in den Willen Gottes ergeben.“ Alter und Kränklichkeiten erlaubten ihm nicht dem Sarge der geliebten, treuen Schwester zu folgen. Unter den vielen Beileidsbezeugungen, welche ihm über diesen schmerzlichsten Verlust zu Theil wurden, rührte und tröstete ihn die Theilnahme am meisten, welche die Hochwürdigsten Bischöfe von Bayern ihm aussprachen. Dieselben waren eben damals in Augsburg zu Abhaltung von Conferenzen zusammengetreten, und erwiesen Christoph Schmid die Ehre eines Besuches. Es war am Abende des 26. Juli; Christoph Schmid saß in seinem untern Zimmer. Er dachte an nichts weniger, als an einen so hohen Besuch. Da öffnete sich die Thüre und die Kirchenfürsten in ihren bischöflichen Gewändern, voran der Hochwürdigste Erzbischof von München, Graf von Reisach, nunmehr Cardinal in Rom, traten freundlich grüßend ein. Sie nahmen Platz, bezeugten dem überraschten Greise überaus liebevoll ihre Theilnahme an dem Hinscheiden seiner Schwester, und unterhielten sich einige Zeit sehr herablassend mit ihm.

Als sie wieder scheiden wollten, wandte sich Christoph Schmid an den Hochwürdigsten Erzbischof von München und sagte: „Ich stehe nahe dem Grabe und es wird mir in diesem Leben das hohe Glück nie mehr zu Theil werden, meine H. H. Oberhirten zu sehen; ich bitte Euer Excellenz, mir altem Manne den erzbischöflichen Segen zu geben." Er ließ sich auf ein Knie nieder, die Bischöfe umstanden ihn und der Erzbischof streckte segnend seine Hände über den ehrwürdigen Greis aus. Es war ein feierlicher Augenblick, der wie ein milder Sonnenstrahl den Abend seines Lebens verklärte. Es war aber auch diese Segnung eine Einweihung zu Christoph Schmids nahem Begräbniß; das Gebet und der Segen seiner Oberhirten sollten ihn stärken, den Leidenskelch, den ihm Gott bald darauf darreichte, mit Geduld und Ergebung zu trinken.

Der erste bittere Tropfen daraus war der Tod seiner noch einzigen Schwester Therese, meiner unvergeßlichen, edeln Mutter. Ich hatte sie ihm zur Pflegerin zurückgelassen und war nach hartem Abschiede allein nach Hause gereist. Schon nach vier Wochen erhielt ich eine telegraphische Botschaft, daß sie lebensgefährlich erkrankt sey. Die damals auch in Augsburg ausgebrochene Cholera hatte sie ergriffen. Ich reiste noch in derselben Stunde ab; als ich aber am Abende des 12. Augusts mich dem Häuschen Christoph Schmids näherte, erblickte ich schon von

Ferne zu meinem unaussprechlichen Schmerze den schwarzen Leichenwagen vor der Thüre und traf die geliebte Mutter im Sarge. Auch an ihrem Sterbebette war der treue Bruder betend und tröstend gestanden. Ich fand ihn im Bette; er richtete sich mühsam empor, streckte mir die Hände entgegen, drückte mich an sein Herz und sprach mit gebrochener Stimme: „Gott hat es gethan; ach alles kommt mir wie ein Traum vor! Ich kann es kaum glauben, daß Deine gute Mutter gestorben ist.“ Ich setzte mich an sein Bett. Ich weiß nicht mehr, was er zu meinem Troste gesprochen hat, ich war zu traurig.

Am 15. August war Christoph Schmids 87. Geburtstag. Als ich Morgens in sein Zimmer trat, fand ich ihn betend. Er dankte mir für meine guten Wünsche und sagte: „Gott hat mich viele fröhliche Geburtstage mit meinen geliebten Schwestern erleben lassen; nun ist es sein Wille, daß ich diesen Tag ohne sie feire; ich hoffe, sie feiren ihn fröhlicher, als wir, im Himmel, und wir werden uns ja wiedersehen.“ Er schlug das neue Testament, in dem er alle Tage zu lesen pflegte, auf und las das 5. Kapitel im ersten Briefe des Apostels Paulus an die Korinthier über die Auferstehung der Todten, und ihre Verherrlichung vor. Dann sprach er abermals davon, daß er seinen letzten Willen aufzeichnen werde, er wolle seinen Freund Baader bitten, ihm dabei behülflich zu seyn. „Ich habe,“ fuhr er fort, „unter mei-

nen Papieren noch Manches, das der Herausgabe werth seyn dürfte; Du kannst es nach meinem Tode ordnen und der Oeffentlichkeit übergeben. Wenn mir Gott noch das Leben fristet, gedenke ich von meinen Erlebnissen in einem dritten Bändchen zu erzählen; den Schluß derselben will ich Dir überlassen." Die folgenden Tage waren sehr trübe und traurig; die Cholera breitete sich allmählig in der Stadt aus und Furcht ergriff die Gemüther. Zur Zerstreuung las mir Christoph Schmid eine kleine Erzählung vor, welche er schon im vorigen Jahre verfaßt und „die Blumenfreunde" betitelt hatte. Er setzt darin den Blumen, die er so sehr liebte, vor seinem Tode gleichsam noch ein kleines Denkmal. Unter andern kommt in dieser Erzählung die Stelle vor: „Die Astern halten auch bei der rauhesten Witterung aus und fahren fort, zu blühen. Sie sind mir ein schönes Sinnbild eines Menschen, der auch in rauhen Tagen und im Unglück und wann sein Herbst eintritt, den Muth nicht sinken läßt, sondern wie in den Frühlingstagen der Jugend eines frischen, fröhlichen Muthes bleibt. Auch der Name Aster, Sternblume, hat für mich eine schöne Bedeutung. Wann die Blumen irdischer Freuden dahingewelkt sind, bleiben uns dort über den Sternen höhere Freuden aufbewahrt." Während Christoph Schmid diese Worte las, drängte sich mir der Gedanke auf, daß sich dieses Sinnbild auf den Verfasser selbst anwenden lasse. Auch er ließ in diesen

rauhen Tagen, im Herbste seines Lebens den Muth nicht sinken und hoffte, nachdem ihm die irdischen Freuden dahingewelkt waren, auf jene höhern, unverwelklichen Freuden dort über den Sternen. Wenn Freunde, die ihn besuchten, den Verlust seiner beiden Schwestern beklagten und Besorgnisse wegen der Zukunft für ihn ausdrückten, gab er zur Antwort: „Gott wird mich auch nicht verlassen."

Mein Abschied von dem von Alter und Schicksalsschlägen gebeugten Greise war hart, sehr hart. Doch ahnete ich nicht, daß es das letztemal seyn sollte, daß ich sein ehrwürdiges Angesicht in dieser Welt sah. Ich versprach ihm, während des Herbstes noch einmal nach Augsburg zu kommen.

Unterm 21. August schrieb er mir: „Seit Deiner Abreise hat die furchtbare Krankheit noch sehr Viele sehr schnell hingerafft. Der geistliche Rath und Chorvikar Mayer, mein Nachbar, ein sehr würdiger Geistliche, kam Mittags 1 Uhr aus der Domkirche zurück und Abends 8 Uhr war er eine Leiche. Herr von Walk, bei heilig Kreuz angestellt, begab sich Morgens noch gesund in den Beichtstuhl und erlebte den Abend nicht mehr. Ich bin deßhalb froh, daß ich Dich hier nicht aufhielt, sondern, so schwer es mich ankam, Dir rieth, abzureisen.

Die weltlichen und geistlichen Behörden haben sehr gute Anordnungen getroffen. Die Stadt wurde in mehrere Distrikte getheilt, und jeder einem der hiesigen

Aerzte und Chirurgen angewiesen. In jeder Pfarrei wird täglich, abwechslungsweise, eine Bethstunde gehalten. Die Sterbeglocke wird nur mehr für drei und nicht mehr für einzelne Todesfälle geläutet, weil das beständige Läuten die Einwohner in zu große Schrecken versetzen würde. Einige Familien sind von hier emigrirt.

Was mich betrifft, so bin ich ohne Furcht, und noch ziemlich gesund und wohl. Ich sage mit Dir: Gott sey unsere Stärke und unser Trost!

Sobald die Cholera aufgehört hat, werde ich Dir Nachricht geben. Ich habe eine große Sehnsucht nach Dir!!

Herr Domkapitular Baader besucht mich sehr oft. Aloys, mein treuer Bruder, ist täglich bei mir. Auch die Magd Therese macht ihre Sache sehr gut. Alle grüßen herzlichst. Und nun lebe wohl, bis auf Wiedersehen. Gott sey mit Dir und Deinem Dich

innigst liebenden Onkel
Christoph.

Wenige Tage nach Empfang dieses Schreibens las ich in den Zeitungen, daß Domkapitular Franz von Paula Baader in Augsburg ein Opfer der Cholera geworden sey. Ich fühlte nur zu gut, wie ungemein schmerzlich dieser neue Verlust für den geliebten Onkel seyn mußte und schrieb an ihn, daß ich zu ihm kommen, meine Stellung in Württemberg aufgeben und bis zu seinem Tode bei ihm bleiben

wolle. Er schrieb mir umgehend dieses liebe, theure Briefchen zurück, das hier im Facsimile seiner Handschrift beigefügt ist.

Dieses war Christoph Schmids letzter Brief, überhaupt das Letzte, was er in dieser Welt geschrieben hat. Am 3. September Nachmittags 1 Uhr erhielt ich durch unsern verehrten Hausfreund Butsch in Augsburg eine telegraphische Botschaft des Inhalts: „Christoph von Schmid hat vollendet!“ — —

Ich reiste am andern Tage auf der Eisenbahn nach Augsburg. Nur wenige Reisende befanden sich auf dem Zuge. In Augsburg angekommen ging ich vom Bahnhof aus zu Fuß in die Stadt. Auf den öden Straßen sah man, meist nur schwarz gekleidete Menschen, da und dort einen Arzt oder einen Priester; auch ein Wagen mit Särgen begegnete mir. Wie oft war ich dem Häuschen Christoph Schmids so fröhlich und heiter zugeeilt, welche Gefühle bewegten jetzt mein Herz, als ich mich demselben näherte! Die Magd öffnete die Thüre; sie brach sogleich, als sie mich sah, in Thränen aus und sagte, gestern habe man die theure Leiche auf den Gottesacker geführt. Ich trat in das trauliche Studirzimmer Christoph Schmids. Alles darin war noch unberührt, wie zu seinen Lebzeiten. Auf seinem Schreibtischchen lag noch die Feder, mit der er mir den letzten Brief geschrieben hatte, als hätte er sie eben aus der Hand gelegt. Seine schönen Levkojen blühten von

der Nachmittagssonne beschienen vor den Fenstern, sein geliebtes Kanarienvögelein sang in seinem Käfige so fröhlich, als ob nichts geschehen wäre. Und doch war das ganze trauliche Zimmerchen ausgestorben! Alle waren fort, die noch vor kurzer Zeit hier beisammen saßen — Christoph Schmid, seine geliebten Schwestern, sein treuer Freund Franz von Paula Baader, die edle Gräfin Amalie von Taufkirchen — alle in die Ewigkeit in kaum 8 Wochen einander nachgefolgt; von den fünf Geschwistern war nur mehr ein Bruder übrig, um die Heimgegangenen zu beklagen. Eine nie gefühlte Schwermuth befiel mich in diesem ausgestorbenen Zimmer; ich brach in heiße Thränen aus. — — Am 28. August, einem Montage, war Christoph Schmid an der Cholera erkrankt und hatte sich zu Bette gelegt. Er ließ seinen Collega, den Domherrn Dr. Stadler, den er sich nach dem Tode Riegers zu seinem Beichtvater erwählt hatte, zu sich rufen und sprach gegen ihn den Wunsch aus, eine Lebensbeicht abzulegen. Nach Vollendung derselben sprach sein Beichtvater Einiges vom heiligen Augustinus, dessen Gedächtniß eben heute die Kirche feierte, worauf Christoph Schmid mit eigenthümlicher Rührung sagte: „Heute sind es 63 Jahre, daß ich primizirt habe.“ Er war damals noch so kräftig, daß man nicht ahnen konnte, er habe nur mehr 5—6 Tage zu leben. Ja er stand am Freitage den 1. September darauf wieder vom Bette auf, las längere Zeit in Sailers Predigten

und schrieb mir den oben mitgetheilten Brief. Am Samstage bekam er indeß, während eben sein Bruder bei ihm war, einen erneuten Cholera-Anfall mit heftigem Erbrechen. Er empfing die heiligen Sterbsakramente. „An diesem Tage," schreibt sein Beichtvater, „besuchte ich ihn zweimal, zuletzt noch Abends spät. Auf meine Frage, ob er ganz ruhig sey, erwiederte er mir, er sey vollkommen ruhig und in Gottes Willen ergeben, was sich auch in seinem ganzen Wesen abspiegelte. Als ich fortging, dachte ich mir wohl, daß sein Lebensfaden nun bald zu Ende gehe. Ich hatte den Auftrag gegeben, daß man mich davon benachrichtigen solle, wenn es bei Nacht vielleicht schlimmer werden würde. Es wurde auch wirklich schlimmer, aber man gab mir keine Nachricht davon." Die Magd war nämlich, als auf einmal gegen Morgen 5 Uhr hin bei dem Kranken eine große Schwäche eintrat, in die näher gelegene Wohnung des Herrn Dompfarrers und Domdekans Tischer geeilt, um Anzeige davon zu machen. Domdekan Tischer, der sich während der Cholerazeit auf eine über alles Lob erhabene Opferwilligkeit und Hingabe ausgezeichnet und auch Christoph Schmids beide Schwestern zum Tode bereitet hatte, kam sogleich herbei und stand dem sterbenden Greise bei, bis er seinen edeln Geist in Gottes Hände gegeben hatte. „Am Sonntag den 3. September," fährt sein Beichtvater fort, „früh 8 Uhr kam mir die betrübende Nachricht

zu, daß er kurze Zeit vorher 7¼, während ich gerade die heilige Messe las, sanft im Herrn entschlummert sey. Alsbald eilte ich ins Trauerhaus und sah mit Wehmuth die entseelte Hülle mit dem freundlich lieben Gesichte und den ehrwürdigen weißen Haaren. Ein schöner Tag wars, an dem der Herr seinen treuen Diener heimgeholt. Am Schutzengelfeste starb Der, welcher durch sein Leben, besonders aber durch seine herrlichen Kinderschriften vielen Tausenden ein leitender Schutzengel gewesen!"

Dienstag den 5. September Nachmittags 4 Uhr fand die Beerdigung vom Leichenhause aus statt. „Zu einer andern Zeit wäre," wie ein Correspondent der Allgemeinen Zeitung sagt, „die halbe Stadt dem Sarge Christoph Schmids gefolgt; so aber war die Schaar der Begleiter nur klein; auch die Blumen und die Kinder fehlten, welche der Dahingeschiedene so sehr geliebt hatte." Bange Furcht hielt die Gemüther gefesselt. Im Scheine der sinkenden Abendsonne wurde der liebe Sarg langsam unter den Gebeten der Kirche in das nämliche Grab gesenkt, in dem auch die Hülle seines ihm vor zehn Tagen vorausgegangenen Freundes ruhte. Herr Domdekan Tischer segnete die Leiche ein und entwarf in wenigen, aber treuen Zügen, ein Bild von dem edeln Leben und Wirken des Verstorbenen. Wir Alle, die wir um das Grab des theuern Todten standen, fühlten in diesem Augenblicke mit tiefem Schmerze, daß hier auch

eine Sonne hinabgesunken sey, die lange und segensreich die Menschheit erquickt und belebt habe; ein reichbegabter Geist, ein edler Menschenfreund, ein frommer Priester; Gottes Friede sey mit Ihm!

Das Grab Christoph Schmids befindet sich auf dem Begräbnißplatze des Domkapitels an der Gottesackermauer beinahe dem Haupteingange des Friedhofs gegenüber, nicht sehr weit entfernt von dem Schmid'schen Familienbegräbniß, wo seine treuen Schwestern ruhen. Eine einfache, schwarze Platte in der Kirchhofmauer bezeichnet die Stelle, wo der Verfasser der Ostereier ruht.

Einige Zeit nach dem Hinscheiden meines theuern, unvergeßlichen Onkels erhielt ich einen anonymen Brief mit dem Postzeichen Cannstadt, der die wenigen Worte enthielt: „Eine Verehrerin des verewigten Christoph von Schmid, den sie aus seinen Schriften kennen gelernt hat, gab bei der Nachricht von seinem Tode ihren Gefühlen in anliegenden Zeilen Worte.

Solche erlaubt man sich Ihnen hier mitzutheilen, als einen schwachen Beleg dafür, wie sehr der verstorbene Edle die Herzen der Kinder zu erfreuen wußte."

Da der Name der Verfasserin mir unbekannt ist, so weiß ich ihr meinen Dank für dieses schöne, seelenvolle Gedicht nicht besser auszusprechen, als daß ich die Erinnerungen an Christoph Schmid damit schließe.

„Auch fehlte es an Blumen und die Kleinen, welche der Verewigte so herzlich liebte, hatten keine Vertreter gefunden.“

Mir träumt', ich stünde fern in einem Todtengarten,
Wo Grab an Grab sich frisch gedecket reihte;
Von Thränen feucht, die den Geschiednen flossen,
Schien mir die Erde noch, darunter fest sie schliefen;
Und ein gar seltsam Rauschen hört' ich in den Lüften,
Als ob die Seufzer der verlass'nen Waisen,
Der armen Mütter sich gleich Taubenflügeln
Herniederließen auf die Ruhestätten,
Die, schön geschmücket mit noch frischen Rosen,
So vieles Lieb' und Traute in sich schloßen.

Nur eines dieser Gräber, das vor wenig Stunden
Den Todten aufgenommen haben mochte,
Lag kahl und leer — auch nicht Ein Blümlein schmückte,
Kein grünend Blättchen mitleidsvoll den Todtenhügel.
„Wer mag da unten ruhen?“ frug ich selbst mich traurig,
„Der Arme ging wohl einsam durch das Leben,
Nicht Eines Seele nun sein Tod betrübet,
Daß keine treue Hand als letztes Freundesopfer
Das Bette schmückte, welches ihn nun decket,
Den keine Morgensonne mehr erwecket.“

„Vielleicht auch hatte Keinem Liebe er gegeben,
Als er noch wandelte vor jener Pforte,
Daß nicht ein Kränzchen flicht ihm treue Liebe?"
So sprach ich, blickte sinnend nieder auf die Stätte,
Die schweigend, von dem Mondlicht silbern überflossen,
Da vor mir lag, und überdachte leise
Die Menschenloose mir, Verdienst und Würde,
Die nach dem Tode erst an's helle Licht oft treten.
Da öffneten sich plötzlich beide Flügel
Des Thores zu der Stadt der Todtenhügel.

Ein langer Zug von Kindern schwebt herein in Paaren,
Ganz weiß gekleidet wie zu einem Feste.
Geräuschlos, ernst und ohne zu verweilen,
Sich windend durch der Gräber festgedrängte Reihen,
Zieh'n sie zum Hügel hin, den keine Blume schmücket.
Ein Jedes neigt sich schweigend zu dem Grabe,
Und küßt die Erde, sie, die feuchte, kalte,
Legt eine Gabe stille weinend darauf nieder,
Und geht vorüber. Eines nach dem Andern
Sie so zum blumenlosen Hügel wandern.

Das erste Kind, das naht — es war ein lieblich Mädchen,
Von reichen Locken 's Angesicht umflossen —
Legt eine Krone hin dem Grab zu Häupten
Von frischen Rosenknospen kunstreich ganz gewunden.

Drauf folgt ein Knabe, schlank, mit braunem Auge,
Das blickte ernst und groß und voll von Thränen.
Er bringt ein Körbchen, drinnen Ostereier,
Roth, gelb und blau, darunter weiße, die beschrieben
Mit manchem Spruch — bekannt wie liebe Sagen
Aus längst vergang'nen, schönen Jugendtagen.

Ein weißes Täubchen zärtlich an die Brust geschmieget
Beugt jetzt ein Mädchen zu dem Grab sich nieder,
Setzt's Täublein hin zunächst der Rosenkrone,
Die wunderbar erglänzt im Silberlicht des Mondes.
Auch einen Blüthenzweig, den Erstling aller Blüthen,
Aus dem ein grünlich Lichtlein seltsam leuchtet,
(S'war ein Johanniswürmchen sah ich deutlich),
Legt eins der Kleinen weiter zu den andern Gaben.
Eins bracht' ein Vögelein mit gelbem Flügel,
Setzt's in die Blüthen sorglich auf den Hügel.

Ein niedlich Blumenkörbchen auch aus schlichten Weiden,
Und noch gar manches sonst, als: Kränze, Früchte,
Selbst buntes Spielwerk brachten her die Kleinen,
Was nur ein glücklich Kinderherz mag hocherfreuen,
Und legten's unter Thränen auf dem Grabe nieder,
Das nun in seinem farbenreichen Schmucke
Ein lieblich Gärtlein schien voll selt'ner Blumen,
Aus denen zaub'risch glänzt, die Rosen=Todtenkrone.

„Wer ruht denn hier,“ begann ich jetzt zu fragen,
„Um den die Kinderherzen also klagen?“

Da blickten mich die Kleinen alle an mit Staunen,
Daß ich's nicht wußte; aber ich — erwachte. —
So hat dein greises Haupt er nicht verschonet,
Der Sturm, der Eichen knickt, und auch die zarten Blumen,
Die süßen, holden, mitleidslos entblättert?
Du ruhst im Grabe — doch nur deine Hülle,
Dein Geist ging ein zu jenen lichten Welten,
Und deine Werke bleiben ewig unverloren.
Wer so wie du geliebet und gestrebet,
Der wandellos in Aller Herzen lebet.

Wohl konnten sie, die du so zärtlich hast geliebet
— Die Kleinen — deine Hülle nicht geleiten
Zur letzten Schlummerstätt', du edler Todter!
Nicht sollten sie mit Blumen deinen Hügel kränzen,
Der du in viele Tausende von Kinderherzen
Den Saamen streutest zu noch schönern Blüthen,
Denn vor den Thüren lauscht der kalte Würger,
Und die Gemüther hält noch dumpfe Angst gefangen —
Doch zieh'n im Geiste sie zu deinem Grabe,
Und bringen dir der Liebe letzte Gabe.

Druck von J. P. Himmer in Augsburg.

Liebster Albert!

Eben da ich Dir schreiben wollte, welcher harte Schlag mich betroffen habe, erhielt ich Deinen lieben Brief! Der Tod meines besten, geliebtesten Freundes ist Dir also schon aus den Zeitungen bekannt! Was können wir sagen, als: der Wille des Herrn geschehe! – In der That, ich fühle es, Gott ist mein Trost und meine Stärke!

Deine Theilnahme rührt mich innigst. Deine zwei Beiträge sind mir ein neuer Beweis Deiner Liebe! Indeß kann ich von keinem derselben für jetzt Gebrauch machen. Warum nicht? kann ich jetzt unmöglich Dir erklären.

Erst diesen Morgen erhielt die Nachricht, daß mein lieber Bruder Sebastian in Eßling gestern gestorben sey! Auch dies war Gottes heiliger Wille so! Gott lasse ihn ruhen im Frieden!

Es kommen beständig so Viele zu mir, mich zu trösten oder Trost bei mir zu

zu suchen, daß ich kaum Zeit finde zu diesen wenigen Zeilen.

Die furchtbare Seuche ist übrigens im Abnehmen. Sobald die dumpfe, drückende Luft dahier heiterer wird und leichter, so werde ich Dich bitten, auf Urlaub hieher zu kommen.

Christoph in Stadion grüße ich herzlichst.

Augsburg 1. Sept. 1854.

Dein liebender Onkel
Christoph Sch.

Grüße mir allemal.